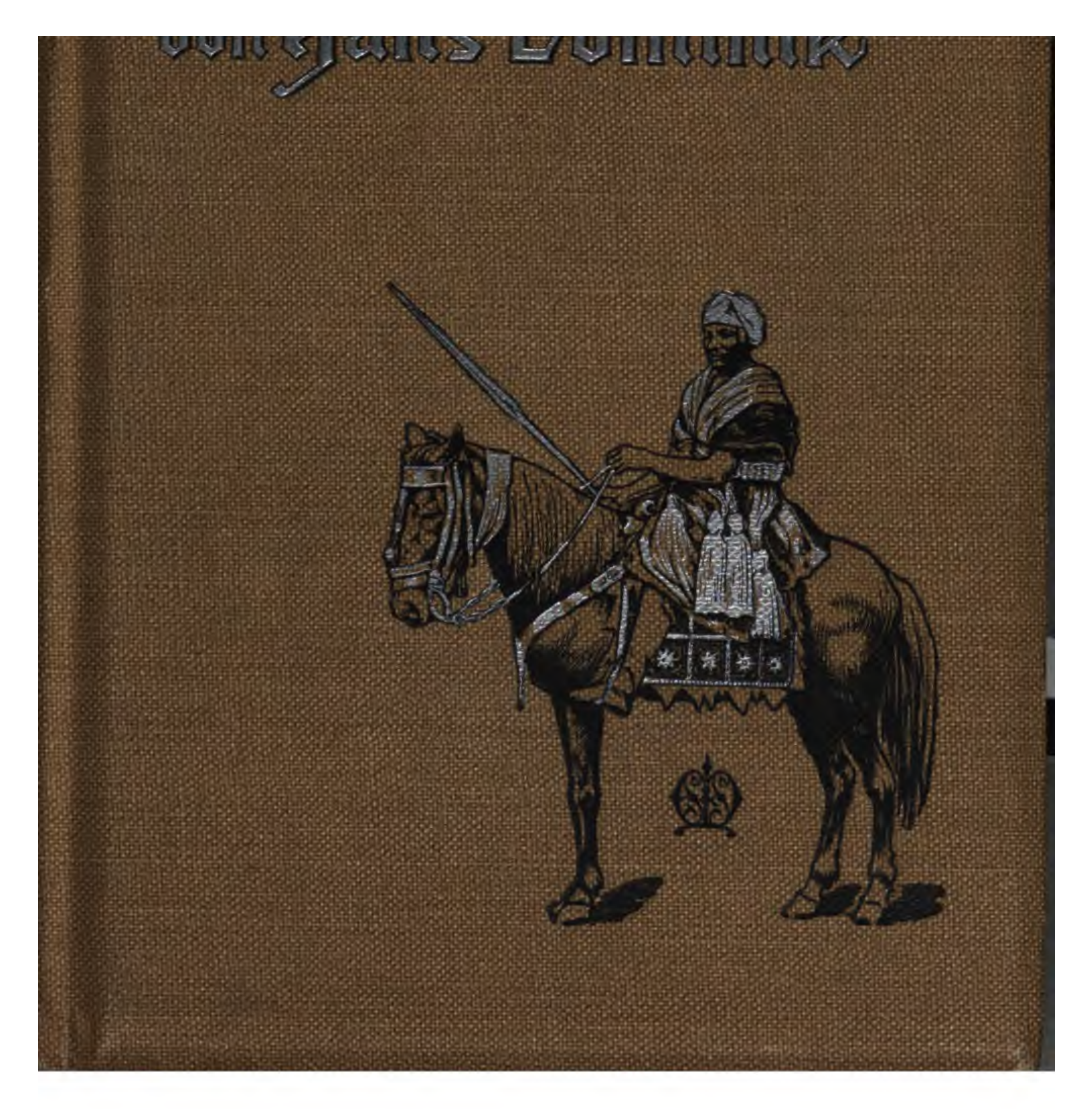






Vom Atlantik zum Tschadsee

Kriegs- und Forschungsfahrten in Kamerun

Von

Hans Dominik

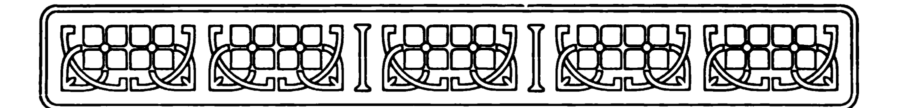
Hauptmann à la suite der Kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun

Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Karte

Berlin 1908

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68–71



Vorwort.

Motto: „Dem Mensch ist nichts so eigen,
so schön steht ihm nichts an, als
daß er Freundschaft halten und
Treue wahren kann.“

Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben“ schloß ich meine letzten Aufzeichnungen über Kamerun am Grabe Albrecht v. Arnims, der an den Folgen der Wute-Expedition 1899 wenige Tage nach seiner Heimkehr starb. Und unter diesem Eindruck beginne ich heut die Niederschrift über die Expedition vom Atlantischen Meere zum Tschadsee.

Er ist tot, mein liebster, treuester Freund, der so viel Schönes, Neues mit mir in Kamerun schauen durfte auf weiter Fahrt; mit dem ich in froher Stunde so oft gelacht, in ernster Stunde Seite an Seite gestanden habe, einer der Besten, die hinausgezogen sind in den schwarzen Erdteil: Siegfried v. Bülow. Er fiel gegen die Witbois bei Huams am 27. April 1905.

Afrikanische Erde deckt auch die anderen alle, die damals tatendurstig und erfolgessicher mit mir den blauen Bergen von Adamaua entgegenzogen: Hermann Nolte, Franz Fischer, Hans Haase.

Ihre Taten und Erlebnisse sollen die folgenden Blätter schildern; ihren Lieben sollen sie ein Andenken sein an die braven Söhne und Brüder, und allen denen, die sie sonst lesen, sollen sie zeigen, wie echter deutscher Soldaten Art in Afrika ist.

Kein wissenschaftliches Buch will ich schreiben. Für Adamaua bleiben Siegfried Passarges Aufzeichnungen das Vademekum des Reisenden, und über Bornu besitzt die Wissenschaft Heinrich Barths

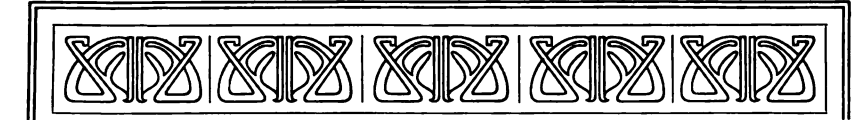
grundlegenden Nachlaß. Mich ermutigte zu den folgenden Schilderungen die Tatsache, daß ich überall auf dem Vormarsche der deutschen Regierung in Kamerun die Spitze führte und so Länder und Menschen in ihrer Ursprünglichkeit und unberührt von der alles gleichmachenden Kultur schauen durfte, wie es dort niemand mehr vergönnt sein wird.

Die Wahrheit will ich schildern. Wenn dies Buch einem oder dem anderen, der es zur Hand nimmt, ein besseres Bild von dem fernen, deutschen Lande, einen wahren Begriff aber auch von der oft verkannten Art der Mannesarbeit dort draußen gibt, so hat es seinen Zweck erfüllt.

Mir aber geht beim Schreiben dieser Zeilen das alte Volkslied nicht aus dem Sinn: „Ich hatt' einen Kameraden, ein bessern find'st du nicht".

Kiel, Sommer 1907.

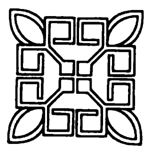
Hans Dominik.

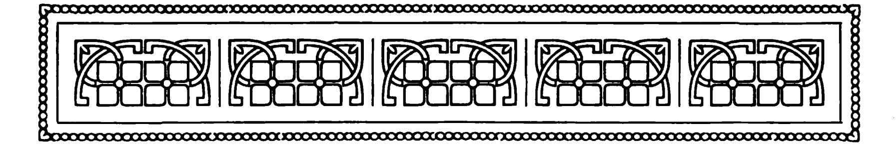


Inhaltsverzeichnis.









Erstes Kapitel.

Nach Kamerun.

Das war einmal wieder ein fröhliches Fest beim kleinen Pfordte in Hamburg, wie es so oft von Abschiednehmenden gefeiert ist und noch gefeiert werden wird, wenn Deutschlands Söhne zur See gehen und in die Fremde ziehen.

Am 10. Juli 1901 fuhren Nolte und Madai, unsere alten Kameraden von der Schutztruppe, wieder hinaus nach Kamerun, und Bülow und ich hatten ihnen von Berlin aus das Geleit gegeben.

Als wir die mächtige „Alexandra Woermann" die Trossen loswerfen und in den blauen Sommermorgen hinausdampfen sahen, ergriff uns die Afrikapassion wieder mit voller Kraft. Am liebsten wären wir den Kameraden nachgesprungen und heut schon mit ihnen nach Kamerun gefahren; aber Bülow hielt auf Monatsfrist die Sonnenwarte in Potsdam, mich das Orientalische Seminar in der Heimat fest, und so mußten wir uns darauf beschränken, die Hüte zu schwenken und den glücklichen Scheidenden ein „Auf Wiedersehen in Kamerun" zuzurufen.

Nirgends ist es mir so deutlich geworden als in Hamburg, wenn ich anderen das Geleit gab, die hinauszogen, was während meines Kriegsakademiekommandos des öfteren vorkam, wie feste Bande mich mit Kamerun verknüpften. So muß dem Hühnerhund zu Mute sein, den sein Herr an der Leine hält, während ein anderes Tier das Rübenfeld abreviert und vor dem gefederten Wilde steht. Dieses Mal waren wir zu zweien, hatten den ganzen Tag vorher gefeiert und halfen uns mit Plänemachen im D-Zug über die Zeit bis nach

Berlin hinweg. Und vor allem, in vier Wochen sollten ja auch wir hinausziehen. Da gab es diesmal keine Traurigkeit. Ich war schon im April zum Führer einer Expedition nach dem oberen Benue ernannt, sollte in Garua eine Station anlegen und möglichst friedlich bis zum Tschadsee aufklären. Für die astronomischen Bestimmungen war der Expedition Oberleutnant v. Bülow beigegeben, der gleichfalls ein erfahrener Kameruner, dazu mein guter Freund und Altersgenosse war. Er stand früher in Parchim bei den 18. Dragonern.

Uns beiden wurde ein Herzenswunsch erfüllt, als wir unsere gemeinsame Kommandierung erfuhren. Was kann es Schöneres geben für zwei Freunde, gesund und lebensfroh, als hinauszuziehen in die weite Welt? Wieviel Neues würden wir schauen, wie die kräftigen Arme regen können! Die Erwartung, die Vorfreude, hatte uns in eine gehobene Stimmung versetzt. Für uns schien in diesen Tagen überall die Sonne.

Der nächste Monat verging mit den notwendigen Vorbereitungen für die Expedition unter Fortsetzung der begonnenen Studien besonders schnell. Professor Lippert, der mich in die Anfangsgründe der Haussahsprache einführte, hatte der Expedition gütigerweise den bisherigen Lektor der Haussahsprache am Orientalischen Seminar, den Fessaner Mohammed Beschir zur Verfügung gestellt, den er selbst aus Tripolis mit nach Berlin gebracht hatte. Das war eine große Hilfe; denn der gebildete Halbaraber hatte mehrmals die Sahara durchquert und kannte neben den arabischen Küstenplätzen am Mittelmeer auch die Bornu- und Haussahländer bis nach Sokoto und Kanu im Zentralsudan. Er sprach, las und schrieb Arabisch wie Haussah gleich gut, zudem hatte er als gereister Händler auch Kenntnis von den einschlägigen Tauschartikeln, mit denen sich die Expedition für die noch keinen Geldverkehr besitzenden Länder versehen mußte. Für Adamaua kamen mir freilich in dieser Beziehung die Erfahrungen der Uechtritz—Passargeschen Expedition aus dem Jahre 1893 zugute, aber über Bornu war, seit in den fünfziger Jahren Barth dort reiste, schriftlich nichts mehr niedergelegt, was als Anhalt hätte dienen können. Der Expedition standen für die Beschaffung von Tauschartikeln 10 000 Mk. zur Verfügung.

Mit anerkennenswerter Bereitwilligkeit unterzog sich die Firma v. Tippelskirch der nicht immer ganz leichten Beschaffung unserer Waren. Außer Zeugen, von denen namentlich Velvetstoffe, Samt und Seiden sowie weiße Brokate hochbewertet waren, wurden Tarbusche

(Feze) aus Konstantinopel, feine Mullgewebe, die für Turbane und Lithams gebraucht werden sollten, mitgeführt. Perlen und Korallen mußten aus Italien verschrieben werden. Nelkenpulver, bestimmte, von den Mohammedanern zu Räucherzwecken beliebte Rinden, Wurzeln und Präparate wurden in den verschiedensten Drogenhandlungen zusammengesucht. Wir zogen einem zum Teil von Europäern kaum oder gar nicht betretenen Teil der mohammedanischen Welt entgegen, wo wir, wie uns Beschir richtig voraussagte, mit einem ganz be-



Feldwebel d. Kaiserl. Schutztruppe Liebert, Inhaber d. Militär-Verdienst-Kreuzes. Hptm. Dominik. Leutn. d. L. Mühling.

Kompagnie des Hauptmanns Dominik 1906.

stimmten Geschmack der Landesbewohner zu rechnen hatten. Unsere guten Tauschwaren haben uns oft friedlich Türen und Herzen geöffnet, wo wir ohne sie wenig willkommen gewesen wären. Als Geschenke für die Großen und Sultane des Landes nahmen wir mehrere prunkvoll eingerahmte Kaiserbilder, nach arabischer Art verzierte Waffen, Sättel, Gebetsteppiche, Bandeliere und Wehrgehänge mit. Unser Glanz- und Elitestück war ein großes Grammophon, für das ich in der Berliner Fabrik mit Beschirs Hilfe Platten mit den bekanntesten arabischen Gebeten und Glaubensformeln hatte anfertigen lassen. Während die sonstigen Vorführungen des Grammophons nur für kurze Zeit und in beschränktem Maße die Aufmerksamkeit der nach Philosophenart sich über nichts wundernden Mohammedaner fanden,

Berlin hinweg. Und vor allem, in vier Wochen sollten ja auch wir hinausziehen. Da gab es diesmal keine Traurigkeit. Ich war schon im April zum Führer einer Expedition nach dem oberen Benue ernannt, sollte in Garua eine Station anlegen und möglichst friedlich bis zum Tschadsee aufklären. Für die astronomischen Bestimmungen war der Expedition Oberleutnant v. Bülow beigegeben, der gleichfalls ein erfahrener Kameruner, dazu mein guter Freund und Altersgenosse war. Er stand früher in Parchim bei den 18. Dragonern.

Uns beiden wurde ein Herzenswunsch erfüllt, als wir unsere gemeinsame Kommandierung erfuhren. Was kann es Schöneres geben für zwei Freunde, gesund und lebensfroh, als hinauszuziehen in die weite Welt? Wieviel Neues würden wir schauen, wie die kräftigen Arme regen können! Die Erwartung, die Vorfreude, hatte uns in eine gehobene Stimmung versetzt. Für uns schien in diesen Tagen überall die Sonne.

Der nächste Monat verging mit den notwendigen Vorbereitungen für die Expedition unter Fortsetzung der begonnenen Studien besonders schnell. Professor Lippert, der mich in die Anfangsgründe der Haussahsprache einführte, hatte der Expedition gütigerweise den bisherigen Lektor der Haussahsprache am Orientalischen Seminar, den Fessaner Mohammed Beschir zur Verfügung gestellt, den er selbst aus Tripolis mit nach Berlin gebracht hatte. Das war eine große Hilfe; denn der gebildete Halbaraber hatte mehrmals die Sahara durchquert und kannte neben den arabischen Küstenplätzen am Mittelmeer auch die Bornu- und Haussahländer bis nach Sokoto und Kanu im Zentralsudan. Er sprach, las und schrieb Arabisch wie Haussah gleich gut, zudem hatte er als gereister Händler auch Kenntnis von den einschlägigen Tauschartikeln, mit denen sich die Expedition für die noch keinen Geldverkehr besitzenden Länder versehen mußte. Für Adamaua kamen mir freilich in dieser Beziehung die Erfahrungen der Uechtritz—Passargeschen Expedition aus dem Jahre 1893 zugute, aber über Bornu war, seit in den fünfziger Jahren Barth dort reiste, schriftlich nichts mehr niedergelegt, was als Anhalt hätte dienen können. Der Expedition standen für die Beschaffung von Tauschartikeln 10 000 Mk. zur Verfügung.

Mit anerkennenswerter Bereitwilligkeit unterzog sich die Firma v. Tippelskirch der nicht immer ganz leichten Beschaffung unserer Waren. Außer Zeugen, von denen namentlich Velvetstoffe, Samt und Seiden sowie weiße Brokate hochbewertet waren, wurden Tarbusche

(Feze) aus Konstantinopel, feine Mullgewebe, die für Turbane und Lithams gebraucht werden sollten, mitgeführt. Perlen und Korallen mußten aus Italien verschrieben werden. Nelkenpulver, bestimmte, von den Mohammedanern zu Räucherzwecken beliebte Rinden, Wurzeln und Präparate wurden in den verschiedensten Drogenhandlungen zusammengesucht. Wir zogen einem zum Teil von Europäern kaum oder gar nicht betretenen Teil der mohammedanischen Welt entgegen, wo wir, wie uns Beschir richtig voraussagte, mit einem ganz be-



Feldwebel d. Kaiserl. Schutztruppe Liebert, Inhaber d. Militär-Verdienst-Kreuzes. Hptm. Tominik. Leutn. d. L. Mühling.

Kompagnie des Hauptmanns Dominik 1906.

stimmten Geschmack der Landesbewohner zu rechnen hatten. Unsere guten Tauschwaren haben uns oft friedlich Türen und Herzen geöffnet, wo wir ohne sie wenig willkommen gewesen wären. Als Geschenke für die Großen und Sultane des Landes nahmen wir mehrere prunkvoll eingerahmte Kaiserbilder, nach arabischer Art verzierte Waffen, Sättel, Gebetsteppiche, Bandeliere und Wehrgehänge mit. Unser Glanz- und Elitestück war ein großes Grammophon, für das ich in der Berliner Fabrik mit Beschirs Hilfe Platten mit den bekanntesten arabischen Gebeten und Glaubensformeln hatte anfertigen lassen. Während die sonstigen Vorführungen des Grammophons nur für kurze Zeit und in beschränktem Maße die Aufmerksamkeit der nach Philosophenart sich über nichts wundernden Mohammedaner fanden,

konnten die Moslems überall dem Apparat, wenn er Arabisch oder Haussah sprach, niemals lange genug zuhören.

So vergingen bei vieler Arbeit die Tage bis zur Abfahrt. Es war glühend heiß in Berlin und wir konnten, wenn auch unfreiwillig, schon in diesen Julitagen daheim unseren Training für Afrika beginnen. Gemeinsam erfreuten wir uns nach dem Hasten des Tages der Stille und Lieblichkeit von märkischem Wald und Wasser. Bülow mußte öfters in Potsdam nachts astronomische Beobachtungen ausführen. Dann fuhren wir gegen Abend von Berlin nach Wannsee und Havel aufwärts. Bis spät in die Nacht hinein haben wir im Boote im rauschenden Schilf oder im Walde am Brauhausberge in Potsdam zusammengesessen, über Besorgungen, die am folgenden Tage gemacht werden sollten, gesprochen oder für die afrikanische Zukunft Pläne geschmiedet. Im fernen Sudan haben wir am Biwakfeuer und auf dem Marsch oft von diesen letzten Abenden zu Hause uns erzählt.

Am 24. August hieß es Abschied nehmen für mich von den Lieben, von der alten Mutter, die nun schon zum vierten Male hochherzig und entsagungsvoll den Sohn in eine ungewisse Zukunft hinaus ziehen ließ.

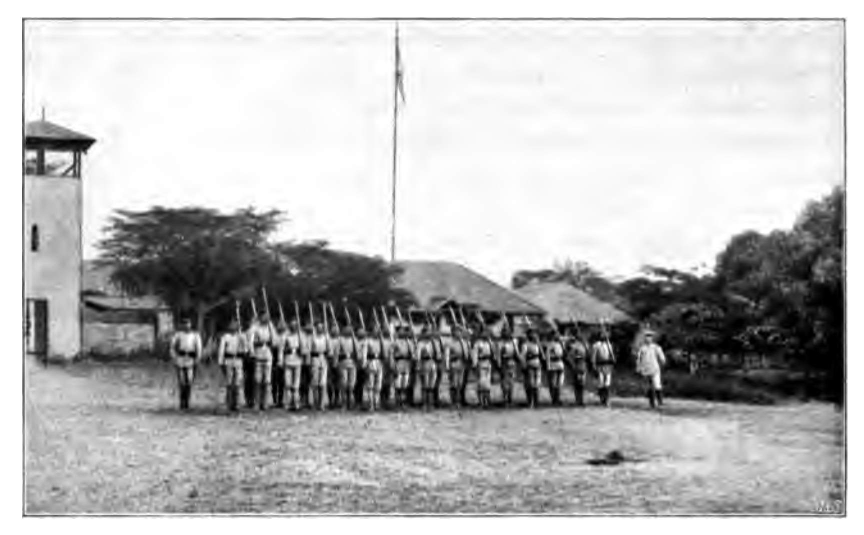
Wieder nach Hamburg fuhren wir, und Sonntag war es, als um 7 Uhr morgens die „Thekla Bohlen“ nach Rotterdam in See ging. Dieses Mal war ich der glücklich Ausreisende. Mein Bruder, der aus Kiel herübergekommen war, stand mit meinem alten Zwölfer-Freunde d'Arrest winkend am Quai. Der liebe Fritz d'Arrest, mit dem nie versagenden Humor! Für ihn bin ich auch mit Bülow zusammen die Veranlassung gewesen, sich zur Schutztruppe zu melden, sobald es eine Gelegenheit gab, die diesen Entschluß vor seiner Mutter, deren einziger Sohn er war, rechtfertigen konnte: Das war der Krieg in Südwest, der ihm bei Hartebeestmund den jungen Soldatentod brachte. Er fiel vor seiner Kompagnie, der letzte seines Namens. Damals beim Abschied rief er mir immer wieder zu: „Wie beneide ich Dich“, und wenn ich ihm sagte: „Denke an Deine Mutter“, so wies er auf Bülow hin, der gleichfalls der einzige Sohn einer Offizierswitwe war.

Bülow sollte erst am 10. September mit dem fahrplanmäßig direkt nach Kamerun fahrenden Hauptdampfer der Woermannlinie ausreisen. Er verlebte die letzten Tage bei seiner Mutter in Baden-Baden.

Ich war beschäftigt, mich auf der alten „Thekla Bohlen“ umzusehen und mir meine kleine Kabine wohnlich für die lange Fahrt

einzurichten. Die Thekla war kein eigentliches Passagierschiff, sondern ein langsam fahrender Frachtdampfer, der nach den Ölflüssen ins Nigerdelta bestimmt war. Das Schiff lief Togo an, wo ich Träger für meine Expedition anwerben sollte, weil nicht vorauszusehen war, wie die Eingeborenen des Kameruner Waldlandes das trockene Sudanklima vertragen würden. In der Nähe der Blankeneserbrücke rief mich ein Schiffsoffizier aufs Deck hinaus, und ich kam noch zurecht, um die stürmischen Ovationen und Segenswünsche für mich und die schöne Fatme in Empfang zu nehmen, die uns mein Bruder und d'Arrest aus schwankendem Boote zuriefen. Mein Bruder als erfahrener Seemann hatte die Schnelligkeit der Thekla richtig eingeschätzt. Meine beiden Begleiter waren nach Blankenese gefahren, hatten noch Zeit gehabt, ein Boot zu heuern, in dem sie das Afrikaschiff auf der Elbe erwarteten.

So waren die letzten Klänge aus der Heimat fröhliche Witze und Neckereien über die schöne Fatme; „wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht sorgen". Der Haussahprofessor Beschir, der mit mir reiste, hatte nämlich seine Ehehälfte bei sich und diese war selbst für einen Kenner afrikanischer Frauenschönheiten ein star ihrer Gattung. Als der Schnellzug aus Berlin am 26. früh in Hamburg einlief, hatten wir auf dem Bahnsteig des alten Klosterthorbahnhofes gestanden, um meine Dogge, die mein braver polnischer Bursche Stanislaus Franzkowiak bringen sollte, in Empfang zu nehmen. Stanislaus hatte es sich als Belohnung für seine treuen Dienste ausgebeten, Hamburg und die Schiffe zu sehen, und stolz hatte sein polnisches Herz zweifellos geschlagen, als sich ihm und Tyras in Berlin das dunkle Ehepaar mit vielen Kisten und Kasten anschloß. Ich hatte die Frau aus dem Sudan in Berlin nie gesehen, und es war ein böser Schreck für mich, als sich die Coupeetür öffnete und mit dem ratlosen Polenjüngling die sich wie toll geberdende Dogge, Herr Beschir und eine unförmliche, kugelrunde, von einem weißen Burnus verhüllte Person erschien, um die sich sogar die an exotische Persönlichkeiten gewöhnte Hamburger Bevölkerung neugierig sammelte. Wäre die Frau verständig in europäischen Kleidern erschienen, so hätte sich wohl kein Mensch nach ihr umgesehen, aber dieses dicke, unter weißer Hülle verborgene schwarze Etwas reizte die Neugier gar zu sehr. Und nun hieß es, das alles nach dem Dampfer befördern; schon beim Transport bis zum Wagen platzte einer der großen mit Stricken umwundenen Reisekörbe, und die unglaublichsten Dinge kamen zum



Polizeimeister Max Müller, früher Grenadier-Reg. 12.

Zugexerzieren in Jaunde.

Vorschein. Frau Beschir hielt krampfhaft einen Kleiderriegel in der Hand. Wie sich das Ehepaar mit diesem Gepäck unsere Expedition nach Zentralafrika vorstellte, war mir unklar. Fest stand nur, daß ich mit der verschleierten Frau zum Jubel des Publikums nach dem Hafen fahren mußte. Meine freundlichen Begleiter hatten sich mit dem Burschen und der Dogge aus dem Staube gemacht. Nun, jedenfalls war jetzt alles, auch Madame Beschir mit dem Kleiderriegel, wohl verpackt auf der „Thekla".

Bei Helgoland passierten wir die aus Kamerun heimkehrende „Alexandra" und erreichten mit 9 Meilen Fahrt gegen 6 Uhr Maaßfeuerschiff. Bei Hoek van Holland vorbei dampften wir in 3 Stunden nach Rotterdam hinauf und gingen am Wilhelminenquai vor Anker. Am 27. wurde gekohlt, und früh schon fuhr ich zur Stadt. Rotterdam, an den breiten Maasarmen gelegen, macht einen sauberen, wohlhabenden Eindruck. Wenn man vom Deck eines Ozeanfahrers über den Strom, die Quaianlagen, die Dampfer und riesigen Schleppkähne, die um sie herumliegen, hinsieht, wenn man das Hasten der Arbeiter, das Löschen und Laden betrachtet, das Pfeifen der Maschinen und Tender, das Rasseln der Dampfwinden hört und sich sagt, fast alle Waren, die hier verladen werden, kommen aus dem Rheinland und

gehen dorthin, so drängt sich dem Deutschen unwillkürlich die Frage auf, wie ist es möglich, daß über diesem niederdeutschen Umschlagplatz eine fremde Flagge weht?

Nur im Hafenviertel stehen hohe Etagenhäuser an engen Staden, sonst führen breite Verkehrsstraßen durch die Stadt, deren ein- oder zweistöckige Häuser einen sauberen und freundlichen, aber nüchternen Eindruck machen. In $1\,^1/_2$ Stunden fuhr ich über Delft nach dem Haag und von da in 40 Minuten weiter nach Scheveningen. Es wehte stark, und die brandende See sah prachtvoll aus. Mitten in den weißen Dünen gelegen, ist Scheveningen mit seiner breiten Strandpromenade und seinen großen Hotels, den vielen geputzten Menschen der Typ eines modernen Seebades. Es war Hochsaison, und ich fand nur gegen schweres Geld Unterkunft im Kurhaus, aber die letzten Tage europäischer Kultur sollten noch gekostet werden; da fragt der Afrikaner wenig nach dem Preise. Vorn auf dem Kopf des breiten in die See hineingebauten Piers ist ein Restaurant gebaut. Hier saß ich bei guter Musik, bis das elektrische Licht aufflammte und der fahle Schein der hohen Lichter auf dem weißen Gischt der Brandung wunderbare Reflexe schuf. Es lag eine schwere Stimmung über der Natur; nach einem drückend schwülen Tage zog von der See her ein Gewitter auf. In dem schwarzen Gewölk zuckten unaufhörlich grelle Blitze. Die Brandung begann hohl aufzurauschen und pfeifende Windstöße kamen geflogen. Die Badegäste waren



Zugexerzieren in Jaunde.

fast alle aufgebrochen. Mir sagte die große herrliche Natur zu viel; ich blieb, bis schwere Regentropfen fielen. Im Speisesaal der Seinepost war es dann infolge des Wetters um so voller. Früh morgens schien die Sonne, ich nahm ein erfrischendes Bad, von dem Bademeister mit großen Holzschuhen und roten Hosen weit hineingefahren in die noch immer unruhige See.

Scheveningen ist ein teures, gediegenes Seebad, von Familien und ruhigen Leuten besucht; es hat nichts von dem leichten, bunten Ostender Treiben.

Überhaupt fiel es mir überall in Holland auf, wie grundverschieden hier Stadt und Leute sind von dem nahen, französisch leichten und eleganten Belgien. Im Haag breite Behaglichkeit, gediegene Wohlhabenheit; prächtige Läden mit reichen Auslagen, aber schmale Straßen und niedrige Häuser. Auch auf den Hauptstraßen begegnet man Männern mit Holzschuhen, die holländische Pfeife im Munde und Frauen in Heimatstracht, das Haar in einer mit Silber- und Goldblech kunstvoll beschlagenen Glashaube zusammengesteckt. Durch das grüne Weideland, das überall von Kanälen durchschnitten ist, in denen das Wasser, von mächtigen Deichen gehalten, oft ein höheres Niveau hat als der gewachsene Boden, fuhr ich abends nach Rotterdam zurück; denn am 29. sollten wir nach den Kanarischen Inseln weiterfahren.

Dicht neben uns hatte ein großer Javafahrer festgemacht, dessen Bemannung zum Teil aus Malaien bestand, auch die „Potsdam", ein Schnelldampfer der holländischen Amerika-Linie, lief ein. Es gab genug zu sehen, als wir die spiegelglatte Maas hinabfuhren, auf der die ungefügigen, breiten, holländischen Fischerkuffs mit ihren braunen Segeln genau so friedlich dahinglitten, wie es oft auf holländischen Seestücken dargestellt ist. Es wurde Abend, bis wir das Land außer Sicht verloren, und als ich am 30. früh an Deck kam, dampfte die „Thekla" bei ruhiger See im Kanal unter den Kreidefelsen Englands dahin. Nun folgten recht gemütliche, aber auch lehrreiche Tage für mich. Am 6. September erreichten wir die Kanarischen Inseln und ankerten vor Las Palmas. Ist auf den großen Passagierschiffen alles auf die Bequemlichkeit der Reisenden zugeschnitten, denen ein abgeschlossenes Promenadendeck, gute Kabinen und ein Heer von Stewards zur Verfügung stehen, so bietet die Fahrt auf einem nicht für den Passagierverkehr bestimmten Schiff die Annehmlichkeit für den Reisenden, daß er einen wirklichen Einblick in das Schiffsleben tun kann, sofern er sich dafür interessiert.

Außer mir und einem Landwirt, der nach Victoria ging und lange Jahre in Argentinien tätig gewesen war, machten noch zwei Kaufleute die Reise mit, die ebenfalls Afrika schon kannten und nach den Ölflüssen in ihre Faktoreien zurückwollten. Meine Kabine lag mittschiffs auf Deck und hatte so den Vorteil, kühl und luftig zu sein. Zu den Mahlzeiten kamen wir unter dem Vorsitz des dicken Kapitäns, der seiner Küche durch seine Erscheinung das beste Zeugnis ausstellte, in der kleinen Messe zusammen, wo es sehr gemütlich zuging. Eine dauernde Streitfrage zwischen mir und dem Kapitän bildete der fernere Ausbau der Woermann-Flottille. Die Zukunft hat mir Recht gegeben gegenüber dem Kapitän, der noch aus der alten Schule stammte und der Passagiere an Bord seines Schiffes als überall im Wege stehende lästige Zugaben betrachtete. Sein Reeder, behauptete er, würde nie Passagierdampfer bauen, die „Alexandra" und „Aline" seien schon viel zu fein und brächten nichts ein. Was mag der brave Mann jetzt sagen, wenn er an der hellerleuchteten „Eleonore" oder „Lucie" mit ihren prächtigen Decks und Aufbauten vorbeifährt? Ich habe ihn leider seit unserer Ausreise nicht mehr getroffen, während der damalige Erste Offizier jetzt den „Gouverneur" in Kameruner Gewässern als Kapitän führt. Aber was sind es für Prachtgestalten, gerade diese wetterharten Seemänner der alten Schule, die unter schwerer Arbeit groß geworden sind und denen hoch oben in der Takelage noch so mancher eisige Windstoß durch die Knochen geweht hat. Man kann es verstehen, wenn sie, die noch in der Segelschiffs-



Rechter und linker Flügelmann der Jaundekompagnie.

zeit heranwuchsen, auf die tadellos angezogenen, behandschuhten Herren Offiziere der modernen Passagierdampfer mit einer gewissen Verständnislosigkeit hinschauen. Doch es ist ja eine alte Erfahrung, daß man sich hüten soll, nach der Schale, sei sie nun glänzend oder rauh, den Kern zu bewerten. Tempora mutantur auch auf dem sich ewig gleichbleibenden Ozean.

Merkwürdig hoch in der Biskaya begegneten wir dieses Mal Walfischen, und bei der Einfahrt nach Las Palmas erinnerten mich die vielen Tümmler an die frohen Schweinsfischjagden, die wir bei meiner zweiten Ausreise an Bord der „Helene" mit viel Gesang und Getränk veranstaltet hatten.

Unter dem Schutz der langen Mole, die den Puerto del Luz abschließt, lagen wir dicht neben dem englischen Transporter 63, der mit Pferden nach Südafrika ging. Es war ja die Zeit des Burenkrieges, und die Khakimänner trieben sich in Scharen in Las Palmas herum. In mir erkannten die dunkelhaarigen Proletarierkinder aber sofort wieder den Deutschen, als ich mit Hott und Hüh im zweirädrigen Karren den bekannten Weg vom Hafen zur Stadt entlangholperte. Sie rannten neben dem Wagen her, balgten sich im Staube und schrieen aus Leibeskräften, um ein Trinkgeld zu erhaschen: „Eviva la Republica alemaña." — Hinter Cap Blanco wurde es sehr heiß, wir hatten den Wind mitlaufend, und namentlich mein Tyras begann empfindlich unter der Temperatur zu leiden; er winselte manchmal mit fliegenden Weichen und lang heraushängender Zunge zum Erbarmen. Dabei fand er nirgends Ruhe. Ich ließ ihn mit Wasser übergießen und bedauerte, ihn mitgenommen zu haben.

Am 14. September morgens loteten wir uns, nachdem wir seit Mitternacht langsam gefahren waren, vorsichtig an Monrovia heran. In dem dichten Nebel war natürlich von der alten Petroleumlampe auf dem Kap, die als Leuchtfeuer dient, nichts zu sehen. Als die Sonne hoch kam und die Kanus mit den nackten Krukerlen, die sonst zu Hunderten sofort nach dem Ankern das Schiff umschwärmen, ausblieben, entschlossen wir uns, selbst an Land zu fahren. Ich wollte einige alte Bekannte bei den deutschen Firmen begrüßen. Die Stadt Monrovia, in der ich früher leider wochenlang hatte sitzen müssen, hätte mich sonst gewiß nicht gelockt. Durch das bewaldete Kap von der Seebrise abgeschlossen, liegt sie mit ihren wellblechgedeckten Häusern so vollkommen der sengenden Tropensonne preisgegeben da, daß sie mir, namentlich bei den unerquicklichen Zuständen, welche



Auf dem Schießstand des Bezirksamts Jaunde.

die Negerwirtschaft dort mit sich bringt, stets als der am wenigsten einladende Wohnplatz an der Westküste Afrikas erschienen ist.

Wie wenig Einfluß die aus eingewanderten freigelassenen amerikanischen Negersklaven bestehende Regierung in der Tat hat, zeigte wieder die gänzliche Gleichgültigkeit, in der sie dem Streit der Kruleute gegenüber verharrte. Diese auf allen Schiffen und an allen Küstenplätzen arbeitenden Eingeborenen Liberias haben, obwohl sie hundert Jahre mit den Europäern in Berührung sind, wenig von ihnen gelernt und gehen noch heut fast nackt. Aber das modernste Kampfmittel der arbeitenden Klasse, den Streik, wandten sie, wie wir selbst erfahren mußten, mit Geschick an; sie verlangten eine Erhöhung ihres Lohnes auf den Dampfern von 1 Mark auf 1,50 Mark pro Tag und verweigerten vorläufig alle Arbeit. Die Woermann-Agentur erwartete einen Bevollmächtigten aus Hamburg, der vermitteln sollte. Auf die Mitwirkung der Regierung verzichtete man gänzlich. Wir mußten ohne Jungens Monrovia verlassen und liefen in den folgenden Tagen Sinoe, River Seß und Cap Palmas an, um die unentbehrlichen Krumannschaften an Bord zu nehmen. Die deutsche Firma Wichers & Helm hatte damals von der Regierung das Monopol der Arbeiterverschiffung gepachtet und erhob 4 Schilling Kopfgeld von jedem Mann. So sind die arbeitsamen Kruleute die Haupteinnahmequelle für die verwahrloste amerikanische Niggerregierung, die durch sogenannte Superintendents an mehreren Küstenplätzen, mit einem Wahlpräsidenten in Monrovia an der Spitze, gebildet wird. Im Norden des Landes, um Cap Mount herum sind die Weyjungen zu Hause, die unserer Schutztruppe lange Jahre das beste Soldatenmaterial lieferten.

Von der Kruküste her, deren Bewohner, wie gesagt, an der ganzen Westküste zu finden sind, stammt auch das wunderbare Volapük, das in Westafrika gesprochen wird und das man eigentlich mit Unrecht „Pidjin-Englisch" nennt, denn mit Englisch hat dieses Kauderwelsch wahrhaftig wenig Gemeinschaft. Wie oft ist es mir schon begegnet, daß ein Eingeborener, der mit einem neu in die Kolonie gekommenen englischen Kaufmann verhandelt hatte, ohne sich mit ihm verständigen zu können, entrüstet zu mir sagte: „this man no talk proper english, what's matter, he says, he be english man?" Der Wortschatz dieser edlen Sprache ist mit der Zahl Hundert nicht zu hoch beziffert, und die deutsche Sprache braucht auf diesen englischen Wettbewerb wahrhaftig nicht eifersüchtig zu sein.



Schützendienst in Jaunde.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir eine hübsche Geschichte ein, die insofern hierher gehört, als sie mit dem erwähnten Krustreik zusammenhängt. Als zu dessen Beilegung nämlich ein Teilhaber des Hauses Woermann in Monrovia erschien, konnten die Kruboys es sich gar nicht vorstellen, daß der allgewaltige Woermann, der ein königliches Ansehen bei den Eingeborenen an der Küste besitzt, wie ein einfacher Privatreisender auf einem fahrplanmäßigen Dampfer kommen sollte. Aber der Herr brachte ja die Verhandlungen zum Abschluß und wurde von allen Europäern als Vertreter des Hauses Woermann behandelt. Er mußte also wohl Mr. Woermann gewesen sein. Nun kam Anfang 1903 Herr Adolph Woermann selbst an die Westküste und mit seiner stattlichen Erscheinung, seinem Bart, seinem ganzen Auftreten machte er den Krujungen einen gewaltigen Eindruck; die Hauptsache aber war ihnen, daß er ihrer Ansicht nach auch äußerlich zeigte, daß er der reiche Woermann war. Herr Woermann hat einige Goldplomben an den vorderen Zähnen, und die Schwarzen sagten: »This be the big Woermann for true true, he get only gold on his mouth«.

Am 20. September ankerten wir vor Akkra, wo damals reges Leben herrschte, weil während des südafrikanischen Krieges besonders lebhaft in westafrikanischen Goldshares spekuliert wurde. Zwei Tage darauf verließ ich in Lome das Schiff, um im Togoland mit der Anwerbung zu beginnen. Diese machte keine Schwierigkeiten, da mir die Arbeit von dem Truppenführer, Hauptmann v. Döring, und dem Bezirksamtmann abgenommen wurde.

Lome war damals noch nicht zu der Blüte emporgediehen, die es jetzt erreicht hat. Vor allem wurde mit dem Brücken- und Eisenbahnbau eben erst begonnen, und ich wurde bei der Fahrt durch die Brandung noch gehörig naß. Heutzutage ist das Landen prachtvoll bequem. Man setzt sich längsseit des Dampfers in die Barkasse und fährt bis an den weit über die Brecher hinausgebauten Landungssteg

heran, auf den man im Tragkorb heraufgehoben wird. Die Poesie der Brecherfahrt aber, die früher durchaus nicht immer glücklich vonstatten ging, ist geschwunden, wie denn überhaupt der Europäer, der mit dem Gedanken an ein Trapper- und Naturleben nach Afrika hinauszieht, wenn er nicht gerade ganz weit ins Innere verschlagen wird, heut wenige seiner romantischen Träume in Erfüllung gehen sieht. Mit der fortschreitenden Kultur tritt nur gar zu sehr an die Stelle des Pferdes der Bureauschemel, und statt Gewehr und Pulver trocken, heißt es auch in Kamerun Tinte und Feder feucht halten.

In dem hübschen, weit gebauten Lome mit der sauberen, tätigen Bevölkerung bin ich immer gern gewesen, auch waren hier stets Beamte, Offiziere und Kaufleute durch ein harmonisches, geselliges Band verbunden, das man nicht überall in den deutschen Kolonien finden soll. Das offene, freundliche Land, über dem meist die Sonne scheint, mit der frischen Seebrise und den schlanken Kokospalmen hat zweifellos auch etwas Bestechendes gegenüber dem düsteren, ernsten Eindruck, den das waldumsäumte, ja an sich viel großartigere Kamerun an der Küste macht. Die Togoleute sind als Stewards, Köche und Waschmänner berühmt, und so nahm auch ich gegen einen Monatslohn von 60 Mark einen Herrn Lassay in meinen Dienst, dessen Fähigkeiten als Küchenchef gelobt wurden.

Als am 29. September der Hauptdampfer eintraf, schiffte ich mich mit meinen fünfzig angeworbenen Trägern unter Führung eines schreibkundigen Herrn Hamman nach Kamerun ein. Bülow war mit allen unseren Expeditionslasten an Bord. Am 4. Oktober ankerten wir vor Victoria. Der Großartigkeit des Panoramas hier kann sich der Beschauer, so oft er es auch wiedersieht, nicht verschließen. Vom Schiff aus sieht die freundliche Stadt, die leicht ansteigend um die meerbespülte Bucht liegt, mit dem gewaltigen Kamerun-Berg im Hintergrund



Mein Koch und meine Hausjungen.

bedeutender aus, als sie in Wirklichkeit ist. Wunderbar ist, vom Lande aus gesehen, der Anblick des Meeres mit den dunkel bewaldeten Berginseln Ambas und Mondoleh am Eingang der Bucht. Und in der Ferne grüßt Fernando Po mit seinem dunklen Gipfel. Mir ist es immer, als käme ich nach Hause, wenn ich in Kamerun lande, wo jeder Mann den Wiederkehrenden begrüßt, groß und klein den alten Master kennt. Wir sind nicht viele alte Beamte mehr in Kamerun; uns aber verknüpft sich mit jedem Punkt eine Erinnerung an die Geschichte des Landes, und auf Schritt und Tritt erzählen bekannte Gesichter von Freud und Leid vergangener Tage. Es ist nicht mehr das Gefühl der Erwartung, der Drang, Taten zu tun, der die Brust erfüllt, sondern die freudige Genugtuung, wieder auf dem alten Arbeitsfelde kräftig den Spaten ansetzen zu dürfen, das Wachsen des ausgelegten Samenkorns nach längerer Abwesenheit besonders deutlich beobachten zu können und das Gefühl der Sicherheit im Handeln und Entschließen, das nur größte Vertrautheit mit Land und Leuten hervorbringt.

Am folgenden Morgen machten wir an der Barrentonne im Kamerun-Ästuarium fest und fuhren mit einer Barkasse das breite Kamerun-Haff nach Duala hinauf. Auf der Joßplatte erwartete uns Regierungsrat v. Brauchitsch und wies Bülow und mir Quartier in den oberen Räumen des Gerichtsgebäudes an, das einst als Tropenhaus die Kolonialausstellung in Berlin geziert hat. Wer Duala früher gesehen hat, als die Eingeborenenhäuser noch wirr durcheinander im hohen Gras, in Palmenhainen oder Pisanggärten ver-



Jaundekompagnie des Hauptmanns Dominik 1906.

steckt standen, erkennt die Stadt kaum wieder. Wo schmale Negerpfade bergauf und bergab geführt hatten, waren breite Straßen im Bau, auf denen des Abends die eitlen Dualajünglinge mit ihren Schönen kokettierend promenierten. Das Bezirksamt begann gerade damit, eine Bauordnung einzuführen und einen Stadtplan anzulegen.



Jugexerzieren in Jaunde.

Die Dualas, ein verhältnismäßig intelligenter, auch körperlich gut entwickelter Bantustamm, haben sich in den hundert Jahren, die sie mit Europäern Verkehr pflegen, namentlich aber auch seit 1884 unter der deutschen Herrschaft zweifellos sehr entwickelt, aber in gleichem Maße haben auch ihre ihnen angeborenen üblen Eigenschaften, ihre Eitelkeit, Verlogenheit und ihr Hang zu Betrügereien, zugenommen, so daß sie das allgemein unbeliebteste Negervolk in der ganzen Kolonie geworden sind. In ihren drei großen Häuptlingsschaften Bell, Deido und Akwa sind sie, 40 000 bis 50 000 Seelen zählend, ein Fischer- und Handelsvolk, das weder die Handfertigkeiten der Sudanvölker im Weben, Schmieden und dergleichen noch die kriegerischen Eigenschaften der Stämme Innerkameruns besitzt. Sie sind gänzlich von den Europäern abhängig, ohne die sie kein Tuch hätten, um ihre Blößen zu bedecken; aber sie haben sich mit der Zeit, in den Schulen notdürftig unterrichtet, von den Missionaren getauft, zu der Überzeugung durchgerungen, daß sie besondere Verdienste um die Kolonie besäßen und diese nicht ohne sie bestehen könnte. Jeden Eingeborenen, der aus dem Innern kommt, selbst den gebildetsten Fullah oder Araber, nennen diese aufgeblasenen Faulenzer, die nur so lange arbeiten, bis sie das Geld haben, sich einen schwarzen Anzug, Lackstiefel, ein Faltenhemd und einen Kragen neuester Mode zu

kaufen, einen Buschnigger. Eine Lieblingsbeschäftigung von ihnen ist es, sich in Uniformen, wenn möglich mit Gouvernementsabzeichen, photographieren zu lassen. Ich führe dies an, weil es typisch für den Bildungsgrad der Dualas ist, der auf den ersten Blick täuscht; aber alle Kenner der Schwarzen, selbst einsichtige Missionare, haben mir oft versichert, daß die Entwicklung der Dualaneger am allerwenigsten die Behauptung beweist, der Europäer sei imstande, den Schwarzen wirklich zu heben.

Bülow und ich waren als alte Buschmänner nicht gewohnt, Türen



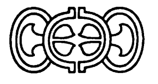
Einzelmarsch in Jaunde.

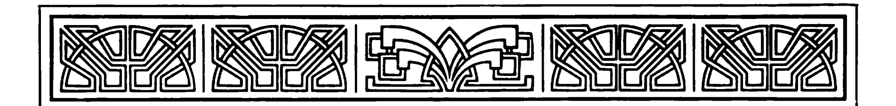
und Fenster nachts zu verschließen; wir hatten jahrelang unter ehrlichen Eingeborenen im Innern gelebt. So konnte es uns begegnen, daß in der ersten Nacht in Duala die drei wertvollen Beobachtungsuhren der Expedition, die in einem Kasten vor Bülows Bett standen, gestohlen wurden. Nur die Güte des Habicht-Kommandanten, Korvettenkapitäns v. Koppelow, den ich schon früher in Kamerun als ersten Offizier hatte begrüßen dürfen, ermöglichte es der Expedition, trotzdem aufzubrechen.

Der Gouverneur residierte in Mulimba an der Sanagamündung; wir fuhren deshalb am 6. Oktober um $8^1/_2$ Uhr morgens mit dem „Soden“, einem Heckraddampfer des Gouvernements, den Kamerunfluß hinunter. Je weiter wir nach See hinaus kamen und auf die Kwakwamündung zuhielten, um so stärker begann es zu wehen, und das alte Schiff,

das breit und flach gebaut ist, um möglichst weit auf den seichten Flüssen ins Land fahren zu können, begann mit seinen hohen Aufbauten, an denen sich der Wind fing, bedenklich außer Fahrt zu kommen und zu schwanken. Wir hatten ernstlich Angst, Havarie zu erleiden, und waren froh, als wir in den geschützten Flußarm einliefen, der eine Verbindung zwischen dem Sanaga und dem Kamerunästuarium herstellt.

Die Ufer des Kwakwa sind stundenlang nur von Mangroven eingefaßt, deren Luftwurzeln zur Ebbezeit weit aus dem Wasser hervorragen. Erst dicht am Sanaga wird das Land höher und zeigt wirklich festen Boden, der dann auch Ölpalmen und Laubbäume trägt. An der Verbindungsstelle beider Wasser ist eine gefürchtete Barre, auf der wir anläßlich der Bakokoexpedition im Jahre 1894 tagelang hatten arbeiten müssen, um unsere Boote in den Sanaga zu schieben. Heute ging alles glatt, und der wackere „Soden“ brachte uns auf dem schnellströmenden Sanaga um 4 Uhr nach Malimba, wo wir uns beim Gouverneur meldeten. Abends hatten wir, vor dem Hause sitzend, einen prächtigen Ausblick auf den Kamerunberg und den Pik von Fernando Po. Der Gouverneur wünschte, daß ich möglichst schnell nach Garua marschieren sollte, um ihm über die dortigen Verhältnisse zu berichten. Er hatte gerade die Nachricht erhalten, daß die Engländer unter Colonel Morland Yola gestürmt hatten und daß der Emir Zuberu auf deutsches Gebiet übergetreten war. Zwei Unteroffiziere und 60 Mann der Schutztruppe wurden uns als Eskorte beigegeben. Von Garua aus sollte die Expedition in möglichst friedlicher Weise den Tschadsee erreichen.





Zweites Kapitel.

Von der Küste bis an die Grenze Adamauas.



Wie eine schöne Frau mit einer Perlenkette um den weißen Hals, in langem dunklen Samtgewand, mutet das Meer mit der weithin sichtbaren Linie der brausenden Brandung, dem weißen Strand und dem unendlichen dunklen Urwald dahinter an. Manche Erinnerungen verknüpfen mich mit Kribi. Zum ersten Male hatte ich es im Jahre 1894 mit dem braven Büchsenmacher Zimmermann gesehen, dann oft in des Bezirksamtmanns v. Oertzen gastlichem Hause, aus dem Busch kommend oder in den Busch ziehend, geherbergt, und an derselben Stelle, an der heute das Boot den Strand des mündenden Kribiflusses berührte, hier in den Ozean hatte ich vor vier Jahren meinen Elefanten sorgenvoll, wie er wohl heimkommen würde, verladen.

Vom Bezirksamtmann Dorbritz, den bekannten Vätern der katholischen Mission, von den Kaufleuten Dunckhorst, Ziriacks und Petersen, den sogenannten Löwen der Batangaküste, begrüßt, gingen wir die breite Mangoallee zu dem $^{1}/_{4}$ Stunde entfernten Bezirksamt hinauf. Auch der Häuptling Ewahe hatte sich eingefunden, in dessen kleines Fischerdorf 1887 Kund, Tappenbeck und Weißenborn gekommen waren, um als erste den Versuch zu machen, in den unheimlichen Urwald einzudringen. Von diesem wußte man damals nur, daß riesige Elefantenherden ihn durchzogen und daß die heimatlosen Bakelles, die zu den auf niedrigster Kulturstufe stehenden Zwergvölkern gehören, in ihm als Jäger herumschweiften. Als dann ihr kühnes Beginnen der Erfolg krönte, andere Forscher und Kaufleute ihnen nachzogen und

so dem Handelsverkehr einen breiteren Weg zur Küste eröffneten, da wurde Kribi der Sitz der Regierung an der sogenannten Batangaküste. Mit diesem Namen bezeichnet man das Küstenland von Mulimba bis Kampo, weil die den Dualas verwandten Batanganeger als Fischer und Händler sich hier angesiedelt haben.

Kaufmännische Anlagen, die Pallotinermission, und vor allem die aufblühende Entwicklung des Hinterlandes haben dies Dorf am Meere ständig wachsen lassen. Immer weiter hat die Axt den Urwald gelichtet. Neu waren auch mir noch die Anlagen, die hinter dem Bezirksamt eine Schutztruppen-Kompagnie zu ihrer Unterbringung geschaffen hatte, und vor allem die vielen Mabeasiedlungen, die an der Karawanenstraße in das Innere entstanden waren.

An die Küste hatte sich ursprünglich ein ungefähr 80 Kilometer breiter unbewohnter Urwaldgürtel angeschlossen, durch den man von Kribi aus im Jahre 1895 eine Straße zu schlagen begann. Diese Maßnahme bereitete insofern besondere Schwierigkeiten, als die Arbeiter aus dem Landesinneren herangezogen und an Ort und Stelle verpflegt werden mußten. Für die übrigen Urwaldstraßen zu den Küstenplätzen nach Longji, Plantation und Batanga hatte die Regierung bislang nichts tun können; aber auch sie waren dadurch, daß sie viel begangen wurden, und namentlich auch durch die Ansiedlungen der Mabeas in einen leidlichen Zustand gebracht, d. h. sie waren passierbar. Von Dämmen durch die Sümpfe und von Holzbrücken, mit denen man es auf



Bezirksamt Kribi.



Küstenneger im Südbezirk (Batanga).

der Hauptstraße versucht hatte, war aber natürlich hier noch keine Rede.

Die Mabeas stehen den schon genannten Bakelles sehr nahe und bilden eine Zwischenstufe zwischen ihnen und den besser entwickelten Ngumbas, deren Sitze im Urwald jenseit der toten Zone beginnen. Auffallend ist die Ähnlichkeit, welche zwischen dem Kopfe eines alten Mabeas und dem eines Gorillas besteht. Es ist mir in dieser Beziehung besonders der alte Häuptling von Nambayong, einen Tagemarsch vor Lolodorf, in der Erinnerung, von dem mein sonst sehr verständiger Tyras, der an den Negern im allgemeinen mit souveräner Verachtung vorbeiging, gar nicht abzurufen war, weil er ihn augenscheinlich für ein jagdbares Wild hielt.

Es mögen nicht viel über 100 Jahre her sein, daß der Urwald vom Lokundjéfluß bei Bipindi bis nach Lolodorf hinauf überhaupt besiedelt ist; die Ngumba- und Mabeastämme sind aus ihren nordöstlichen Sitzen von den Fanstämmen, zu denen die Jaundes, Bulis, Banes, Pangwes, Mapfongs und Gabunleute gehören, in diese Waldregion hineingedrückt worden, Teile der Ngumbas, Makas genannt, wohnen noch heute am oberen Njong und in den Sumpfregionen des Longemapfok. Die Mabeas, Ngumbas und Makas sind ein schwäch-

licher, unansehnlicher Menschenschlag, das schmutzige Gelb herrscht bei ihnen vor, zum Schutz gegen wilde Tiere und feindliche Völker bauen sie eng Hütte an Hütte. Der Anbau des Landes beschränkt sich auf Pisangs und Kassada, mit ihrem Federvieh und ihren Ziegen bewohnen diese Wilden gemeinsam die räucherigen Hütten, in denen das Feuer nicht erlischt. Früher gingen Männlein und Weiblein nackt, höchstens einen Baumrindenschurz trugen sie um die Lenden, jetzt macht die Männer das schmutzige Laba Laba (Hüfttuch) und der abgerissene alte Gehrock, den sie mit Vorliebe wählen, die Weiber im besten Falle ein abgerissener hemdartiger Hänger auch nicht ansehnlicher. Ihre Handfertigkeiten beschränken sich auf das Anfertigen von Netzen und Schlingen zur Niederjagd und auf die Herstellung von Fischreusen, mit denen sie mit viel Erfolg den schmackhaften Krabben in den Flüssen nachstellen. Ursprünglich waren Ngumbas und Mabeas alle neben Pfeil und Bogen auch mit der Armbrust bewaffnet, welche die Makas noch heute vielfach führen. Jetzt donnert überall im Urwald die aus Europa eingeführte Muskete.



Hütte an der Batangaküste.

Am 19. Oktober früh zogen wir guten Muts, schlecht beritten auf ein paar Kleppern, die sich kaum von dem Marsch aus dem Innern zur Küste erholt hatten, in den Urwald hinein. An der Spitze der Karawane ritt ich selbst, hinter mir gingen zwei Soldaten, denen der Fahnenträger Wilhelm folgte. Der war ein spindeldürrer langer Togomann mit wehendem schwarzen Vollbart und verkehrt eingeschraubten Beinen, der sonst zu nichts zu brauchen war. Ich hatte ihn auf Doerings Fürsprache mitgenommen, der mir sagte, daß Wilhelm, der sonst verhungern müsse, ein ehrlicher Kerl sei. Wilhelm wirkte sogar in Afrika, wo man durchaus nicht immer an harmonische Bilder gewöhnt ist, wie eine bessere Karikatur; er hat sich aber bezahlt gemacht, denn überall, wo er erschien, bei glühender Hitze, auf langem Nachtmarsch, bei schwierigen Anstiegen, gefährlichen Flußübergängen war er eine Quelle des Vergnügens für die Träger. Wo am schwersten gearbeitet werden mußte, stellte ich ihn hin, und wenn die Leute ihn sahen, lachten sie; wenn aber der Neger bei der Arbeit lacht und singt, dann fluscht's, wie der Pommer sagt.

Hinter Wilhelm kam das Hauspersonal, bestehend aus dem Koch, zwei Hausjungen, welche die Gewehre und die mit kaltem Tee gefüllte Riesenflasche „Modell Fromm" trugen, und der Waschmann. Dann begann die endlose Trägerkolonne: 600 Angehörige der berühmten Mabea- und Ngumbarasse, die bis Lolodorf aushalten sollten; meist kleine Weiber. Sie tragen die Lasten mit Rücken und Kopf, indem sie geschickt ein breites Tuch oder einen Riemen unter der Last hindurch und vorn über die Stirn wegführen, so daß sie wie die Ochsen zu Hause beim Pflügen mit den starken Genickmuskeln arbeiten. Oben auf der Last liegt der „wohlriechende" Stockfisch und der Reis, den die Träger als Verpflegung von der Küste mitbekommen. Die kurze Tonpfeife geht auch bei den Weibern während der ganzen Reise nicht aus, wohl aber glücklicherweise der Rum, dessen begeisternde Wirkung die Lasten in den ersten Tagen oft bedenklich aus dem Gleichgewicht bringt. Langsam aber sicher zieht diese Gesellschaft durch den Busch dahin, 50 bis 60 Pfund schwer ist die Rückenlast, mit der sie 5 bis 6 Stunden marschieren können, ohne überanstrengt zu werden. Diese Marschleistung stimmt auch mit den Rasthütten und Plätzen überein, die sich, an größeren Wasserläufen gelegen, im Kribibusch finden.

Die Togoträger, die nach Art der Graslandstämme ihre Lasten auf dem Kopf trugen, marschierten mit dem Sanitätsunteroffizier Haase

am Schluß der Kolonne. Haase, der kleine, rührige, nie versagende Berliner, war Expeditionsmeister, d. h. er führte die Trägerkontrolle und war für die Fortschaffung der Lasten verantwortlich. Auf ihm ruhte also die Hauptlast der Expedition, aber für ihn galt es auch: „Von der Atlantischen See bis zum Tschadsee"; je mehr Arbeit, je mehr Ehre; niemals hat er versagt.

Bülow, der den Weg kartographisch festlegte, Peilungen machte und Höhenmessungen anstellte, hatte seinen eigenen Stab, den er sich langsam heranbildete, und ritt weit hinter der Expedition, oft kam er erst spät, nachmittags oder abends, in das Lager.

Wenn ich als erster das Quartier erreicht hatte, verhandelte ich zunächst mit dem Häuptling wegen der Überlassung von Hütten und über die Verpflegung, sofern diese nicht mitgeführt wurde oder Quartiermacher vorausgeschickt waren, was ich in pazifizierten Gebieten nie versäumte. Dann wurde der Koch einquartiert, der Platz oder das Haus zum Niederlegen des Gepäcks bestimmt und die Zelte für die Europäer wurden aufgeschlagen, die, von einem der Hausjungen begleitet, mit Bett und Koffern vorn marschierten. Die Soldaten standen bereit, den ankommenden Trägern ihre Last abzunehmen und die Hütten oder den Schlafplatz anzuweisen. Sobald der Träger am Ziel eintrifft und seine Last abgegeben hat, ist er frei und darf nicht mehr beschäftigt werden bis zum Abendappell, zu dem er Feuerholz mitzubringen hat. Die notwendigen Arbeiten im Lager besorgen die Hausjungen und die Soldaten mit Hilfe ihrer Boys.



Hans Haase,
Sanitätsunteroffizier in der Kaiserl. Schutztruppe.

Ich habe mit dieser Rücksichtnahme auf die Träger, die dringend der Ruhe bedürfen, wenn sie einen wirklichen Tagemarsch hinter sich haben, dauernd die besten Erfolge erzielt. Abgesehen vom rein menschlichen Standpunkt ist meiner Meinung nach in Kamerun, wo alles auf Menschenschultern bewegt wird, die Fürsorge für die Träger die Hauptpflicht des Expeditionsführers; ohne Träger ist er bewegungs-

unfähig. Zu Hause ist derjenige berittene Truppenteil im Felde der beste, welcher die leistungsfähigsten Pferde hat, im Innern Kameruns ist zweifellos die Expedition mit den besten Trägern die schlagfertigste.

In dem Schatten der hohen Urwaldbäume, die kaum einen Sonnenstrahl auf den Weg fallen lassen, marschierte es sich herrlich kühl, und wenn es dann dunkel wurde und rundum die Feuer prasselten, war es im Lager recht gemütlich. Am Tage, besonders nachmittags, ließen die vielen Sandfliegen die Europäer wenig zur Ruhe kommen. Die Sandfliegen haben kaum die Größe einer Stecknadelspitze, hinterlassen aber auf der Haut einen roten, stark juckenden Fleck; namentlich Bülow, der schreiben und rechnen mußte, wurde, obwohl er sich stets aus nassem Holz zwei Rauchfeuer machen ließ, zwischen denen er saß, oft ganz nervös. Bis spät in die Nacht hinein unterhielten wir uns in diesen Tagen mit den Sudankennern unserer Expedition.

Ich hatte das Glück gehabt, in Duala einen jungen Haussahsoldaten, Eliasu aus Bautschi, anzutreffen, der erst wenige Wochen eingestellt war und auf den keiner der Offiziere bisher aufmerksam geworden war. Der frühere farbige Schutztruppenfeldwebel Musa aber, der in Duala eine Wirtschaft führte und dessen Gunst ich mich erfreute, führte mir Bautschiliasu, wie er in den Listen hieß, zu. So macht man manchmal auch in Afrika einen Glückstreffer, denn Mahama, wie ich ihn nun nannte, um ihm einen dritten Namen zu geben, wurde später in Adamaua und Bornu meine rechte Hand. Tiefschwarz, 1,80 groß, kräftig und ebenmäßig gebaut, war er mit seinem intelligenten Gesicht einer der ansehnlichsten Neger, die ich kennen gelernt habe. In Bautschi geboren, hatte er sich mit seinen Eltern auf die Pilgerreise nach Mekka begeben, war von West nach Ost durch ganz Afrika gewandert und hatte das Grab des Propheten geschaut. In Djeddah hatte er seine Eltern an den Pocken verloren und war schließlich als Soldat in englische Dienste getreten. In Uganda war er krankheitshalber entlassen, worüber er Ausweispapiere besaß, dann war er in den Kongostaat gewandert und hier wieder Soldat geworden. Auf einer Station weit im Innern, wurde er, wie er erzählte, als Sergeant mit einem Posten detachiert und mußte für seinen Kapitän Gummi eintreiben! Dabei scheint es oft wenig zart hergegangen zu sein, denn als der Kapitän einen Nachfolger erhielt und der eifrige Sergeant nach gewohnter Weise einen säumigen Zahler gar zu



Stationshaus in Lolodorf.

scharf zur Erfüllung seiner Pflichten anhielt, wurde ihm der Prozeß gemacht, und in Ketten ging er nach Boma. Nach einjähriger Haft entlassen, wollte er nun über den Niger nach Bautschi zurück, aber sein Reisegeld reichte nur bis Duala. Hier wurde er an Land gesetzt und mußte wohl oder übel wieder Soldat werden, um leben zu können. Mahama war höchstens 30 Jahre alt; was hatte er erlebt! So wunderbar verschlägt auch in Afrika das Schicksal die Menschen.

Gleichfalls durch einen Zufall hatte ich in Kribi einen Sudanesen mit Namen Ibrahim gefunden, der mit Haussahs als Träger aus Adamaua kam. Er war Dongolaner, alter Rabist*) und kannte die Tschadseeländer, in die wir ziehen wollten, ausgezeichnet.

Am 21. Oktober setzten wir bei Bipindi über den Lokundjefluß und nächtigten bei meinem alten Freunde, dem Ngumbahäuptling Tunga. Der alte Fuchs, mit dem ich mich vor Jahren herumgeschossen hatte und der auch Bülow aus dem Bulikriege her kannte, in dem er eine nicht ganz saubere Rolle spielte, tat hocherfreut, uns beide zu sehen und versicherte uns immer wieder, ein wie guter Freund des Oberleutnants Heinicke er sei, der Lolodorf zur Zeit verwaltete. Das erschien mir wenig verwunderlich, denn schon an dem Zustand der Wege erkannte ich, daß der Oberleutnant Ordnung im Lande hielt.

Hinter Tungadorf, das seitlich des hohen Gebirgsstocks liegt, der die Ngumbas von den Bakokos trennt, beginnt der Anstieg in die Berge. An einem rauschenden Gebirgswasser entlang, vielfach über Felsen zieht sich die Karawanenstraße bergan. Umgestürzte Bäume an den Berghängen, an denen vielfach das bemoste Gestein zutage tritt, lassen die Landschaft an Thüringen oder den Harz erinnern. So geht es weiter bis nach Lolodorf. Nur der Berg, auf dessen Höhe die Station beherrschend liegt, und die prächtige Aussicht auf die zahlreichen bewaldeten Gipfel oder steinigen Kuppen rundum sind

*) Rabisten sind die Anhänger des Rabeh, des großen innerafrikanischen Eroberers, von dem im folgenden noch oft eingehend die Rede sein wird.

wie früher geblieben; sonst würde ich den Platz, den ich 1894 besuchte, als der Gouvernementsbeamte Nette dort zu bauen begann, um diesen Stützpunkt auf der Jaundestraße zu gründen, kaum wieder erkannt haben. Damals sah man das Stationshaus, wenn man mühsam den waldbedeckten 150 m hohen Berg hinaufgekeucht war, erst, sobald man dicht vor ihm stand. Jetzt war alles freigeschlagen,



Blick auf die Karawanenstraße vom Lolodorf-Stationsberg.

Licht und Luft überall, und saubere, massive Gebäude waren aus Backsteinen errichtet, die in einer Ziegelei am Fuße des Berges verfertigt wurden. Gartenanlagen waren geschaffen, viel Kleinvieh graste am Bergrand und auf dem Stationshof tummelte sich das Federvieh. Friedlich, freundlich und ordentlich war das Ganze, wie ein hübscher deutscher Herrensitz.

Wunderbar war es am Morgen nach unserer Ankunft, als wir auf die Veranda heraustraten und auf ein wallendes Meer weißer Nebel hinuntersahen. Man hätte wirklich meinen können, an Bord eines Schiffes auf hoher See zu sein. Hin und her zogen die Nebel-

schwaden, die grauen Wolken teilten sich und eine Bergkuppe nach der anderen tauchte auf, die aussahen, als wenn mächtige Eisberge auf der gräulichweißen Flut schwammen. Als die rote Sonnenscheibe aufstieg, wurde das graue Meer immer durchsichtiger, wie auf einer photographischen Platte traten die dunklen, bisher dem Auge verborgenen Gründe schärfer hervor, Bäume, Felsen, Berge und Täler ließen sich unterscheiden, bis schließlich das ganze großartige Panorama mit dem Lokundje am Fuße des Berges, der gelben Straße unten, an der wie Kinderspielzeug die Eingeborenenhäuser liegen, die Pisanghaine und die Felder der Ngumbas erkennbar wurden. Dünn, wie eine feine Stimme, tönten die Glockenschläge der amerikanischen Mission hinauf zu unserer Höhe.

Heinicke hatte neue Träger bereitgestellt; so zogen wir am 26. Oktober in den schönen Morgen hinein, nicht mehr mit den kleinen, gelben, rauchenden Mabeafrauen, sondern von schlanken, hohen, gut geölten Jaunde- und Baneleuten geleitet.

Vor allem der letztgenannte Fanstamm weist prächtige Gestalten mit ansprechenden Gesichtszügen auf; mächtige Frisuren auf den Köpfen und oft gar nicht unschöne Tätowierungen bilden den Schmuck der Männer, die in ihrer Heimat nur mit dem Hüftschurz bekleidet sind, und die man, wenn sie nicht gerade Trägerdienste tun, selten ohne die Muskete in der Hand, mit dem scharf geschliffenen Haumesser in einer Holzscheide über die Schulter und dem mit Schlangenhaut überzogenen Pulverhorn antrifft. Je nach seinen Erfolgen hat der Jäger an diesem Gehänge mehr oder weniger Trophäen in Gestalt von Raubtierschwänzen und -Zähnen und meist auch noch einige Medizinstücke befestigt. Die Frauen der Fanstämme sind wegen ihrer Schönheit, aber auch wegen ihrer Lüderlichkeit berühmt im Schutzgebiet; in ihrem Lande tragen sie an einer Hüftschnur oder einem roten Schal auf der Vorderseite eine kunstlose, meist aus Blättern verfertigte Bedeckung, während ihren Stolz der aus buntgefärbten Pisangfasern verfertigte pferdeschwanzartige Cül bildet, der hinten beim Gehen auf- und niederwippt und kurz abgeschnitten ist, wie bei einem kupierten Modepferde. Um den Hals tragen diese Schönen in der Regel Ketten aus Hundezähnen. Der Hund ist nämlich der gesuchteste Braten bei den Fanleuten, die einen kleinen, elenden Negerköter unbesehen gegen eine fette Ziege eintauschen.

Unter dem einförmigen taktmäßigen Gesange der Träger zogen wir zwei Stunden hinter Lolodorf an der Straße vorbei, die in das

hauptsächlich durch Bülows Energie unterworfene Buligebiet führt, Bülow hat auch Ebolowa, das Zwinguri für diesen wilden Urwaldstamm, gegründet, und abends am Feuer bildete natürlich die Erinnerung an die schwierige Buliunterwerfung unsere Hauptunterhaltung. Viele Bulis, die als Träger zur Küste an unserer Karawane vorbeizogen, erkannten ihren einstigen gestrengen Herrn und konnten sich nicht genug wundern, ihn anderswohin als in ihr gelobtes Land reisen zu sehen.

Schon das erste Nachtquartier hinter Lolodorf nahmen wir bei Jaundes, die wegen Übervölkerung ihrer Heimat immer zahlreicher über den Njong hin abwandern. Das Land südlich des Njong ist stark gewellt, unaufhörlich geht es im mühsamen Anstiege 60, wohl auch 100 Meter bergan, auf der anderen Seite wieder bergab; ein kleines Wasser fließt im Tal, wo es meist einen Sumpf bildet, und drüben steht man wieder vor einem neuen Anstieg. Vielfach war aber der Urwald bereits gelichtet und neue Siedlungen waren entstanden; wo es hell war, wurde auch am Wege gearbeitet, und die Sonne trocknete die Straße, die sonst infolge des Regens und ewigen Schattens unter den hohen, ihre Kronen wie ein Zelt verflechtenden Bäumen in der Regenzeit einem Sumpf, in der Trockenzeit einem schmalen, schlüpfrigen Stege glich.


Jaundefrau formt einen Topf.

Vor dem Njong nimmt die Höhe der Berge zu. Häufig tritt kahler Fels zutage, und als wir keuchend Samisoccos waldumkränzten Berg erstiegen, erzählte ich Bülow von dem alten buckligen Häuptling, mit dem ausgeprägten Unabhängigkeitssinn, der hier gehaust und uns viel zu schaffen gemacht hatte. Hier waren Oberleutnant Bartsch und Büchsenmacher Zimmermann 1895 verwundet worden, und hinter den Felsen am Wege, die jetzt so harmlos dalagen,

hatte ich selbst so manches Mal es aufblitzen, eine weiße Pulverwolke und eine geschmeidige Gestalt verschwinden sehen. So manchen Schuß aus ihren Jägerbüchsen hatten meine braven Weyjungen hier vorbeigeschossen, denn in diesem Gewirr von Farren, Bäumen, Steinen, Sträuchern findet der bergauf keuchende Schütze selten ein sicheres Ziel. Das war ein Donnern gewesen, wenn an den Bergwänden im Urwald der Klang der Schüsse sich brach, wenn Samisoccos Leute sich Mut zuriefen und unsere Jungen mit Hurra antworteten. Vorbei. Den alten Ruhestörer hatte längst sein Schicksal erreicht. Seine Leute waren friedliche Träger geworden und oben, wo sein großes Dorf gestanden hatte, lagen nur noch ein paar modernde Dächer, über denen das Gras wucherte; zahlreiche Pisangs und das hohe verwilderte Kraut der süßen Kartoffel am Weg zeigten, daß hier fröhliche Menschen gewohnt hatten.



Jaundemädchen.

Und dann ging es bergab in das Njongtal, Mann hinter Mann, zwei Stunden bei allmählichem Abstieg. Da lag er mit seiner dunklen Flut, der alte Freund, in dessen Wassern bei der Bakokoexpedition menschenfreundliche Krokodile zu früh mein junges Leben enden wollten. Das Schicksal hatte es anders gemeint; geduldig mußte der Njong uns wieder tragen, uns den Weg freigeben für manche frische Tat. Zwanzig große Kanus waren aufgefahren und mit lautem Halloh begrüßten mich meine alten Untertanen. Mit Gesang fuhren wir hinüber zu dem großen Fährdorf, wo Berge von Planten, Zuckerrohr und süße Kartoffeln bereitlagen. Im schwarzen Kranz standen die Menschen am Ufer, schrill kreischten die Weiber, hundert Hände streckten

sich mir entgegen. Wir waren in Jaunde, ich war zu Hause. Wie ein Heimkehrfieber überkam es mich; die ganzen langen sechs Jahre, die ich unter diesen Menschen verlebt hatte mit all den vielen Erinnerungen, zogen im Geiste an mir vorüber.

Hier war der Jüngling zum Mann geworden, und des Menschen Gemüt ist nun einmal von der Art, daß es bewegt wird, wenn es alte



Tanzende Jaundejünglinge
in ihrer Bemalung zum Mannbarkeitsfest (Akabatalla).

Erinnerungen berühren, wie ein stilles Wasser, über das ein Windstoß fährt.

Ein Kindervolk sind diese Jaundes, ohne tieferen Charakter, und ich weiß wohl, daß ihr Hosianna von heute gar leicht morgen in ein „kreuziget ihn" umschlagen kann; ich weiß wohl, daß sie grausam sind wie die Kinder und daß das ungebärdige Pferd nur den Reiter trägt, der die Zügel zu halten, die Sporen zu brauchen versteht. Aber heute wollte ich nicht daran denken, heute sollte der Augenblick der fröhlichen Heimkehr genossen werden, es sollte Feiertag sein. So brachten denn meine Leute, Träger, Soldaten und Hausjungen bei Spiel und Tanz, bei Essen und Trinken mit den Jaundes,



Jaundedorf und Karawanenstraße 1901.

die in Scharen, groß und klein, heranströmten, den Tag und die Nacht hin.

Unablässig wurde getrommelt, in die Hände geklascht, und immer wieder stampften die Füße im Takt den Boden. Die alten Kukumas (Ältesten) mit den roten gestrickten Mützen auf den verschlagenen Häuptlingsschädeln bekamen ihre Rumrationen und schauten, vor den Hütten gelagert, ihre Pfeifen schmauchend, mit Kennerblicken dem Tanz der Weiber zu, die, in eine Staubwolke gehüllt, händeklatschend und ihre einförmigen Melodien schneller und schneller singend, im Kreise standen, in dessen Mitte eine nach der anderen hineinsprang, um kunstfertig die Beine zu setzen, den Oberkörper vor- und rückwärtszuschnellen. Daneben tanzten die Männer gleichfalls im Kreise, anfangs getrennt von den Weibern. Wenn aber die Musik schneller wird, die Wogen des Festes höher schlagen, dann lösen sich die Kreise, Männlein und Weiblein springen durcheinander; immer heftiger werden die Bewegungen, mit verzückten Augen stehen sich die Tanzenden paarweise gegenüber, Öl und Schweiß rinnen über die nackten Körper hinab und eine Wolke von Staub und Dunst lagert über dem Ganzen. So geht es minutenlang in fieberhafter Erregung und höchster Verzückung, bis jäh die Musik abbricht und eine Pause der Erschlaffung eintritt. Dann schleppen die Kleinen Pisangblätter herbei, mit denen sie die triefenden Körper ihrer Angehörigen abreiben, bis diese, durch Schnaps und Palmenwein gestärkt, von neuem in den Reigen springen. Es ist erstaunlich, welche Ausdauer die Jaundes im Tanzen haben, und ich möchte die wunderbare gleichmäßige Rückenmuskulatur, die sie fast alle aufweisen, auf ihre Leidenschaft für diese Tanzfeste zurückführen.

Am 1. November hatte uns Nolte, der die Jokostation übernehmen sollte, eingeholt, und am 2. zogen wir, von Oberleutnant Scheunemann und Leutnant v. Moellendorf aufs herzlichste bewillkommt, in meine alte Jaundestation ein. Wenig war verändert gegen früher, nur die Faktoreien waren zahlreicher geworden und der Verkehr hatte entsprechend zugenommen.

Ganz Jaunde stand im Zeichen des Gummis, der im Lande selbst aus Lianen, in den weiteren Nachbargebieten durch Anzapfen der Kikxiabäume gewonnen wird. Die Jaundes, von denen ich mühsam die ersten im Jahre 1894 halb mit Gewalt zur Küste geführt hatte, waren zur Zeit in großem Aufschwung begriffen, sie stellten die Gummikarawanen für die Firmen, d. h. sie zogen von diesen, mit Waren ausgerüstet, in



Karawanenstraße 1905.

ein Gebiet, wo die Eingeborenen es noch nicht verstanden, Gummi zu gewinnen. Ein intelligenterer Mann, des Lesens und Schreibens kundig, in der Regel aus Gabun oder Akkra, gründete mit den mitgeführten Waren eine Zweigfaktorei und unterwies mit Hilfe seiner Jaundes die Eingeborenen in der Gummibereitung.

Der aus den Bäumen oder Lianen abfließende Gummisaft wird in Gefäßen aufgefangen und aufgekocht. Die erkaltete, sich zusammenballende Kautschukmasse wird stückweise in den Handel gebracht. Auf Trägerschultern wandert der Gummi in Säcken zur Hauptfaktorei an die Küste, wo er gewaschen, sortiert und verschifft wird. Zahlreich arbeiteten die Jaundes auch damals schon in den Kakaoplantagen an der Küste.

Von den großen Gesellschaften im Victoriabezirk gehen beständig Anwerber in das Innenland, wo sie freiwillige Arbeiter gegen einen Monatslohn von 10 bis 12 Mk. und Verpflegung sammeln. Für die mitgebrachten Jaundes erhalten die Werber in der Regel ein bestimmtes Kopfgeld von ihren Auftraggebern. Auch als Soldaten und im persönlichen Dienst der Europäer waren schon damals viele Jaundes über die ganze Kolonie verstreut.

Besonders günstig auf die Entwicklung des Landes hat die Niederlassung der Pallotiner in M'folie, ¾ Stunden von der Station,

eingewirkt. Mit scharfem Blick hat der Bischof Vieter ein unweit der Hauptstraße gelegenes prächtiges Areal ausgewählt, in dessen Mitte auf einem sanft ansteigenden, eine wunderbare Aussicht über das freundliche Land gewährenden Hügel der Bau der Wohnhäuser für die Väter und Brüder mit anschließender Schule damals gerade begonnen wurde.

Ich schätze die Missionstätigkeit der Pallotiner auch deshalb besonders hoch ein, weil sie den Eingeborenen ein echtes deutsches, praktisches Christentum predigen, weil diese Missionare von früh bis spät selbst tätig, überall mit Hand anlegen und nicht nur das Beten betonen, sondern auf ihre Fahne auch das »labora« geschrieben haben. Handwerkskundige Brüder unterrichten die Eingeborenen in der Zimmerei, Schreinerei und Maurerarbeit, lehren sie Steine brechen und Ziegel machen, sogar die Schwestern habe ich bei der Feldarbeit zugreifen und ihren Schülerinnen mit gutem Beispiel vorangehen sehen. Die Jaundes sind lernbegierig, und viele Knaben nehmen nur aus dem Grunde als Hausjungen Dienst bei Europäern an der Küste, um nebenbei in der Schule dort lesen und schreiben zu lernen.



Karl Atangana
der Dolmetscher der Jaundestation.

Auf der Station waren mehrere neue massive Häuser errichtet, und der befestigte Ausbau des Platzes war in den Jahren, in denen ich Jaunde nicht gesehen hatte, vollendet worden. Viel Freude machte es mir, mit den Kameraden durch die Station zu gehen und Häuser und Tiere, Ziegelei und Brettschneiderei, Farmen und Gärten zu besichtigen. Ich mußte viel erzählen von der Stationsgründung, wie wir

zuerst die rechte Lehmmischung nicht hatten finden können, um Steine zu machen, wie weder ich noch meine Unteroffiziere einen Dachstuhl zimmern konnten, der uns deshalb zweimal einfiel, oder wie wir anfangs unter den gefällten Bäumen tiefe Gruben auswarfen, in denen die Brettsäger arbeiteten, weil wir die schweren Stämme nicht heben konnten. Namentlich Bülow, der Ebolowa angelegt und dort seine Erfahrungen gemacht hatte, und Nolte, der Joko ausbauen wollte, interessierte alles sehr.

Bei einem solchen gesprächsweisen Austausch gemeinsamer Erfahrungen an Ort und Stelle lernt man für die Praxis mehr als aus dicken Büchern. Der wirklich kolonisierende Afrikaner aber muß Praktiker sein und von der Pike auf lernen, um sein Handwerk recht zu verstehen. Nur der Praktiker kennt die Schwierigkeiten, die sich oft den einfachsten Ausführungen in Afrika in den Weg stellen. Er weiß aber deshalb auch zu beurteilen, was geleistet werden kann und vermag dann später richtige Maßnahmen zu treffen; er wird nie Papierschlachten schlagen und Kartenhäuser bauen. Für viele Sachen, z. B. für die Behandlung des Bodens zum Kartoffel- und Gartenbau, die erfolgreichste Aufzucht von Vieh und Geflügel, lassen sich überhaupt keine allgemein gültigen Normen für die Kolonie aufstellen, das muß im kleinen an Ort und Stelle ausprobiert werden, ebenso wie die richtige Eingeborenenbehandlung, dieses Hauptmoment praktischer Kolonialpolitik überhaupt.

Viele Leute, die hier früher unter mir gedient hatten, arbeiteten natürlich noch auf der Station; das letzte Überbleibsel der alten Dahomeys, der Vorarbeiter Tondier, der die Station mit gründen geholfen hatte, war während meiner Abwesenheit völlig zur alkoholzersetzten Ruine geworden. Freude machte es mir, Atangana, einen Sohn des Häuptlings Zumbeganti, den ich als Knaben mit den ersten Jaundes Pater Schwab nach Kribi gesandt hatte, als tüchtigen Dolmetscher vorzufinden. Die Soldaten lagen zum großen Teil im Felde, Scheunemann führte Krieg sechs Tagemärsche östlich der Station gegen die Esums unter ihrem Oberhäuptling Semikoa. Scheunemann war persönlich nur auf die Station gekommen, um uns zu begrüßen und der Expedition Träger zu beschaffen. Während seiner Abwesenheit führte Leutnant Schneider das Kommando in Esum, ein Regimentskamerad von mir. Mein altes Regiment hat immer eine Rolle in Jaunde gespielt; v. Morgen, Schneider, v. Möllendorf, Polizeimeister Müller, meine Wenigkeit — kaum kann man sich Jaunde ohne Zwölfer denken.

Es waren schöne Abendstunden, wenn wir, fast alle gleichalterige, gleichgesinnte, mitten in der Arbeit stehende Kameraden auf der breiten Piassa beieinander saßen. Jeder hatte zu erzählen: Scheunemann und Möllendorf mit struppigen Bärten, in Kakhiröcken, denen man ansah, daß sie im Feldlager gewesen waren, berichteten von den Esums, gegen die sie schon seit Monaten fochten. Über mannshohes Gras und dichter Wald, weite unbewohnte Strecken und die Unzuverlässigkeit der umwohnenden Stämme, die den Esums Unterschlupf gewährten, wenn sie geschlagen waren, machten den Kampf besonders schwierig. Immer wieder tauchten Esumbanden, von neuem mit Pulver und Gewehren versehen, auf und griffen die Stationspatrouillen an. Besonders gefürchtet von den Soldaten waren die zugespitzten, auf den Wegen in den Boden gesteckten oder seitlich im Busch in Kniehöhe angebrachten spitzen Pfeile aus gehärtetem Holz, welche die Esums mit vielem Geschick verwendeten, wo sie sich zum Gefecht stellten. Schwärmte eine beschossene Kolonne aus oder ging eine Abteilung in den Busch zum Angriff gegen die versteckten Schützen vor, so verursachten die Pfeile einen unangenehmen Aufenthalt, den die Feinde zum Laden benutzten. Viel Gutes wußte Scheunemann von dem Feldwebel Jonczyk zu berichten, der mit uns im Wute-Adamaua-Feldzug gewesen war, und mancher meiner alten Soldaten wurde lobend genannt.

Hinter Scheunemann stand seine persönliche Ordonnanz, die mit vielem Eifer heute bemüht war, nicht wie gegen die Esums die Jägerbüchse, sondern für die altbekannten masters die Flaschen zu entladen. Als Jungen hatte ich Belibi schon gekannt, er hatte Eier für mich eingekauft. Belibi war mir von Scheunemann bei meinem Anmarsch mit einem Brief entgegengeschickt worden und hatte in der Erinnerung an die alte ehrenvolle Zeit, als er nachts vor mein Zelt kam, auf die Frage, wer da sei, stolz gemeldet: »Your eggskeeper!« (Dein Eierkäufer!)

Hermann Nolte und ich erzählten von der Wute-Adamaua-Expedition unter unserem gestrengen Herrn Kommandeur, und Bülow von seinen schweren Kämpfen gegen die Bulis. Es kann für afrikanische Soldaten wohl kaum etwas Lehrreicheres geben als solche Gefechtsberichte von guten Kameraden, die wissen, was sie voneinander zu halten haben. Bis tief in die Nacht hinein dachte niemand an den Aufbruch, bis zum Schluß Peter Scheunemann rief: „Noch einmal ein Lied gesungen, das ist bei uns so Brauch, bei der Infanterie,

bei der Kavallerie, Schutztruppe auch!“ und wir das alte Afrikanerlied anstimmten:

„Was die Welt morgen bringt,
Ob sie uns Sorgen bringt,
Heute ist heut!“

Dumpfer Trommelschlag weckte uns am Morgen. In der Dämmerung, weil es dann am stillsten im Lande ist, wurde von der



Straßenbau in Jaunde 1905.

Station die Weisung mit der großen Trommel gegeben: „Träger!“ Die kleinen Trommeln auf den umliegenden Dörfern nahmen das Signal auf und gaben es weiter. Mit Gesang kamen Tags über die Träger stammesweise von allen Seiten herangerückt.

Fast 800 Mann wurden benötigt, davon sollten 700 nach Adamaua und 100 mit Nolte nach Joko gehen. Das Hauptkontingent neben den eigentlichen Jaundes stellten die Etunstämme, die das Grasland nördlich Jaundes bis zum Sanaga bewohnen. Es sind Bantuneger wie die Jaundes, aber sie gehören nicht zu den Fanstämmen, die von Osten her eingewandert sind, sondern sie sind den

Batis verwandt, die, ursprünglich nördlich des Sanagas sitzend, von Wutes verdrängt wurden, die ihrerseits, Sudanneger, vor den mohammedanischen Fulbes oder Fullahs nach Süden ausgewichen sind.

Mit den Jaundes verwandt aber stark verfeindet sind ihre westlichen Nachbarn, die Mwelles oder Bakokos, die auf beiden Sanagaufern sitzen, nachdem der Fluß die scharfe Wendung nach Südwest gemacht hat. Das Bakokogebiet untersteht dem Bezirksamt Edea am



Straßenbau in Jaunde 1905.

Sanaga, das 45 Marschstunden von Jaunde entfernt liegt. Da der Weg von Jaunde nach Edea aber sehr gebirgig und die Bakokos ein wenig zugängliches, rohes Volk sind, hat diese Straße nie den Wettbewerb mit der nur um wenige Stunden weiteren Küstenstraße aufnehmen können. Auch die Batschengas am Sanaga und die Batistämme nördlich desselben stellten Träger. Aus letzteren hatte ich mir unter meinem früheren Hausjungen Bea, einem intelligenten Mann, der von Morgen gefangen, mit diesem an der Küste gewesen war und nun als Häuptling in seiner alten Heimat saß, eine kleine Schar besonders gewandter persönlicher Träger ausgesucht.



Brückenbau in Jaunde 1905.

Um nicht zu große Schwierigkeiten mit der Verpflegung zu haben, marschierten wir in getrennten Kolonnen mit dem Sammelpunkte: Ngillastadt. Als erster brach am 5. November Bülow von Jaunde auf, ihm folgte am 8. Unteroffizier Haase und am 9. ich selbst mit dem Rest der Kolonne. Mit mir zusammen marschierte Nolte, und wir konnten in Elandi im ersten Marschquartier alte Erinnerungen von der Wute-Adamaua-Expedition austauschen. In demselben Dorf war nämlich damals vom Kommandeur für die Expedition der Kriegszustand erklärt worden. In nicht geringe Verlegenheit hatte es mich versetzt, daß ich weder in Kribi, von wo die Kompagnie Schlosser auf Requisition aus Joko in das Innere gerückt war, noch jetzt in Jaunde die für mich bestimmten Soldaten bekommen konnte.

Scheunemann hatte nach Esum geschickt und mir von dort 20 Mann nachbeordert. Dieser Mangel an Soldaten und die Ungewißheit, ob die Expedition überhaupt die Kompagnie Schlosser treffen würde, fiel besonders in das Gewicht, weil wir am folgenden Tage mit Trägern aus Joko kommende Soldaten der dortigen Kompagnie trafen, die uns mitteilten, daß Hauptmann Cramer von Clausbruch, der dort kommandierte, nach Norden aufgebrochen sei und in Ngaumdere schwere Kämpfe mit den Fullahs zu bestehen gehabt hatte. Dieser Umstand gab für mich schon jetzt den Ausschlag, den Weg

über Banyo nach Norden zu wählen; denn meine Expedition mit den 30 Soldaten als Bedeckung, über die ich im besten Fall verfügte, wenn Scheunemanns Leute eingetroffen waren, mußte auf friedlichen Wegen nach Garua zu gelangen versuchen. Ich hatte 1899 in friedlicher Mission, nach der Einnahme Tibatis mit meiner Kompagnie, nach Ngaumdere geschickt, dort seitens des Sultans eine gute Aufnahme gefunden und hatte gehofft, diese alte Beziehung für das Gelingen meiner neuen Expedition ausnützen zu können. Nun war in Ngaumdere Krieg.

Nicht ohne Sorgen für die Zukunft saß ich am 11. November an dem rauschenden Sanaga und überwachte das Übersetzen meiner Expedition. Die tosenden Nachtigalfälle, der fast 400 Meter breite, von schmalem Galeriewald eingefaßte mächtige Strom inmitten der weiten Grassavanne, die ungefügen Kanus, von den Batschengas geschickt gesteuert, die Wutehäuptlinge Na, Wimba und Dandugu, die hierher gekommen waren, um mich zu begrüßen, das alles erinnerte mich an vergangene Zeiten.

Bis hierher hatte der grausame Ngilla unumschränkt geherrscht, in beständigem Kampf mit den wenigen Batis, die sich noch in den



Jaunde-Graslandschaft.

geschlossenen Waldkomplexen nördlich des Flusses zu halten vermocht hatten. Damals war die weite Grassavanne ein Eldorado für den Jäger gewesen. Man war den einsamen und in souveräner Verachtung des Menschen, sorglos ihrem Wechsel folgenden alten Elefantenbullen und dem fast noch mehr gefürchteten Büffeleinzelgänger begegnet, in Herden zu Hunderten hatte man, namentlich wenn das Gras gebrannt war und die jungen grünen Triebe zur Äsung einluden, Pallaantilopen an den Berghängen gesehen. Am Flusse erschien im Schilf der mächtige Wasserbock mit seiner dunklen fetthaltigen Decke, und die breiten



Jaunde-Graslandschaft.

Rücken auf Äsung ausgehender Flußpferde wurden gegen Abend sichtbar, auch wenn man sich gar nicht besonders still auf der Pürsche verhielt. Kaum von Menschen gestört, war alles Wild wunderbar vertraut, und nie bin ich von meinem Freunde Tungele, der zwei Stunden vom Fluß entfernt seine runden Hütten als Ngillas Vasall bewohnte, ohne reiche Jagdbeute geschieden.

Hier an der Sanagafähre hatten mich 1894 zum erstenmal Ngillas Boten begrüßt, um den fremden Freund zu ihrem Herrn zu führen. In Zambas fester Zwingburg, die Ngilla mit Palisaden verfenzt am Sanaga angelegt hatte, um sie als Stützpunkt bei seinen Sklavenjagden zu benutzen, hatte ich unter 100 Wutekriegern zum erstenmal ihr Nationalgetränk, das Durrahbier, getrunken. Hier war ich 1895

mit Stetten stromauf gezogen, um Mango am oberen Sanaga anzugreifen; das Rauschen der Fälle hatte mich im folgenden Jahre in den Schlaf gewiegt, der mich nicht loslassen wollte, nachdem ein vergifteter Wutepfeil mich getroffen. Und wieder, immer wieder, bis zum Jahre 1897 war ich mit wenig Mann als Freund zu Ngilla und Ngutte hinübergefahren. Bei Tungele durfte ich mich in des Gouverneur v. Puttkamers Lager des ersten Sieges über Ngilla freuen, und auf den Inseln unterhalb der Schnellen im Fluß verlor ich bis zum Jahre 1899 manchen frischen Weysoldaten im Kampfe gegen die



Nachtigal-Schnellen des Sanaga.

Abanda-Batschengas, die sich nie unterwerfen wollten und immer wieder auf ihren Flußburgen Schutz suchten. Reiche Erinnerungen waren es, die mir beim Rauschen der Fälle am Wachtfeuer durch den Kopf gingen und von denen ich Leutnant Schneider erzählen konnte, der mir die Soldaten aus Esum hierher nachführte. Viel Glück hatte ich gehabt und viel Ursache, der Vorsehung gerade an dieser Stelle zu danken, die mich bislang so wunderbar behütete. Wir beiden Zwölfer gaben uns die Hand, als spät abends Schneider noch über den Sanaga zurückging: „Allhie gut Brandenburg allewege!"

Am Wege nach Ngillastadt, an dem weite Grasstrecken mit dichten Urwaldkomplexen abwechseln, hatten sich unter dem Schutz des Friedens, der nach Ngillas Unterwerfung herrschte, überall die Batis in kleinen

Dörfern angesiedelt. Männer und Weiber arbeiteten auf den Feldern, die mit Negerhirse, Jams und Kassada sorgfältig bestellt waren. Wo der Wald Schatten gewährt, gedeihen auch hier noch Pisangs und Bananen. Mit Vorliebe benutzen die Eingeborenen deshalb gerade die Ränder der Waldstrecken zur Anlage ihrer Dörfer. Die meisten der alten Bekannten, die mich hier begrüßten, hatten seinerzeit vor Ngilla über den Sanaga zurückweichen müssen. Nun saßen sie froh auf ihrer Väter Boden, aber Scheunemann klagte über sie. Träger wollten sie nicht stellen, ihren Weg nicht reinigen, Haussakarawanen von Norden, Jaundes von Süden wollten sie nicht passieren lassen und erlaubten sich manche Übergriffe. Mehrmals schon hatte die Station durch Patrouillen Gewaltmaßregeln vornehmen lassen müssen. In einer großen Versammlung bei Batakungu am 15. November erinnerte ich die Batis daran, wie ich sie als elende Wutesklaven angetroffen hatte, wie sie aus Angst vor ihren gewalttätigen Herren es nicht mehr gewagt hatten, die Felder zu bebauen, wie die Wutes stolz mit Speer und Bogen durch ihre Dörfer schritten, wo sich die Batis Ngillas Herrschaft unterworfen hatten, wie die Wutes die Männer ergriffen hatten und ihnen meine Lasten aufluden, um sie nach Ngillas Stadt zu tragen,



Fährboote bei den Nachtigal-Schnellen.



Wutehütten im Bau.

wie Ngilla ihnen verboten hatte, Vieh zu halten, wie sie sich alle die Haare scheren mußten, als Ngillas Schwester starb, und wie dieser einst die Batihäuptlinge, die er zu sich befohlen hatte, zu den Hühnern in große geflochtene Körbe hatte sperren lassen, um sie dem Spott der Wuteweiber auszusetzen. Von alledem hatten wir sie befreit, nun fühlten sie den Fuß nicht mehr im Nacken und wollten dem Befreier nicht mehr gehorchen. Kein Wunder für den, der dieser Nigger Art kennt. Sie lachten auch nur, als ich ihnen das alles vorhielt, und ich mußte Scheunemann schreiben, daß ich die Batis wohl ermahnt, aber wenig Hoffnung hätte, daß die Saat auf fruchtbaren Boden gefallen sei. Der befreite Sklave hat den geringsten Sinn für Dankbarkeit. Ist er zu hart geworden unter dem langen Druck, oder ist er zu weich, um überhaupt einen Halt zu besitzen? Eindrücke jedenfalls zeigt er nicht.

Am 17. Dezember empfing mich Bülow auf der Höhe, eine Stunde vor Ngillastadt. Von hier aus hatte im Jahre 1899 der Major v. Kamptz den Angriff auf die feste Stadt angesetzt. Auch jetzt noch waren Wall und Graben zu sehen, aber die Böschungen waren eingestürzt, Gras wucherte überall und von einem Hindernis konnte keine Rede mehr sein.

Ngane, der von uns eingesetzte Ngillahäuptling, empfing uns hoch zu Roß, umgeben von seinen Großen, Paukenschlägern und Bläsern, die einen ohrenzerreißenden Lärm hervorbrachten. Er führte uns auf

den alten Marktplatz, wo noch immer Ngillas alte Häuser standen, in denen Ngane jetzt wohnte. Angenehm gegenüber den niedrigen Hütten, die wir bisher bewohnt hatten, machte sich die Kühle und Geräumigkeit der hohen, kunstvoll gebauten Wutehäuser geltend. Der feste, aus dicken Balken gebildete Eingang in den bis zehn Meter großen runden Innenraum ist mannshoch, die dicken Wände bestehen aus Stämmen, die nebeneinander im Kreise eingerammt, mit Lianen und Strauchwerk eng durchflochten und dann mit Lehm beworfen sind. Besonders kunstvoll sind die spitzen, runden Grasdächer, die durch einen starken Mittelbaum im Innern des Hauses gehalten werden. An der Spitze treffen die Dachbalken, die aus Palmenrippen gebildet sind und auf den Umfassungswänden ruhen, zusammen. Kränze aus Flechtwerk, die sich nach der Spitze zu verjüngen und mit den Dachbalken verflochten sind, geben dem Stroh, das in halbmeterdicken Lagen kunstvoll aufgebunden wird, einen festen Halt. Wenn dann die Wände sauber getont, das überragende Strohdach in Mannshöhe abgeschnitten und eine Krone aus Stroh oder sonst ein Abschluß auf der Spitze der oft drei Meter hohen Häuser angebracht ist, machen diese von allen in Kamerun gebräuchlichen Negerbauwerken den stattlichsten Eindruck. Auch die Gerätschaften der Wutes, die kunstvoll aus Palmenrippen zusammengesetzten Betten und Sessel, ihre gut geformten, oft nett verzierten Tontöpfe, ihre Körbe und Netze, die mit Brennereien verzierten Kalebassen, die aus Flaschenkürbissen angefertigt sind, vor allem aber ihre sorgfältig gearbeiteten Waffen zeigen die Überlegenheit dieses festgeschlossenen Sudanstammes gegenüber den Bantunegern.

Die Wutes waren nie besonders zahlreich. Auf den weiten Steppen, die durch die Linte- und Jokoberge im Norden, durch den Mbam im Westen und den Sanaga oder Djerem im Süden und Osten gebildet werden, sitzen sie in drei über das Land verteilten Sippschaften mit den festen Städten Ngilla, Ngutte, Wenke und Mango zusammen. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts haben sie, von den Fullahs gedrängt, die damals Tibati gründeten, diese Jagdgründe mit den Waffen in der Hand erobert und sie haben dann in einer losen Abhängigkeit von Tibati gestanden, dem die nördlich des Gebirges in ihren alten Wohnsitzen gebliebenen Wutes unmittelbar untertan geworden waren. Daß Tibati einen dauernden Einfluß auf die starken Wutes behielt, hat seinen Grund darin, daß letztere in den Haussahhändlern Abnehmer für ihre Sklaven

fanden, diese Haussahs wieder aber nur mit der Erlaubnis Tibatis zu den Wutes gelangen konnten.

Wer einmal in seinem Leben zu Ngilla oder Ngutte geht, hieß es auf dem großen zentralafrikanischen Markt in Kano, wird entweder aufgefressen oder hat, wenn er heimkehrt, für sein Leben genug verdient. Und nach den blühenden Haussahsiedlungen zu schließen, die sich, solange die Schreckensherrschaft der Wutes dauerte, im Anschluß an deren Hauptstädte gebildet hatten, ermangelte dieser innerafrikanische Börsenwitz nicht der Wahrheit. Die Haussahs führten Pferde und Esel zu den Wutes, verkauften ihre gut gewebten Stoffe, ließen sich als Schmiede, Sattler und Ärzte nieder, jagten mit ihren Giftpfeilen für die Wutes Elefanten und zogen dann immer wieder mit großen Sklavenkarawanen, die Elfenbein schleppten, auf die Haussahmärkte zurück. Allerdings konnte es sich auch ereignen, daß Ngilla, ergrimmt über einen Mißerfolg, wenn sie ihm, wie er meinte, eine schlechte Medizin gegeben hatten, Hunderten den Kopf abschlagen ließ und seinen Leuten das Fleisch der Ermordeten zu einem Festmahl zurichtete. Aber die Haussahs lieben so gewagte Geschäfte; sie spekulieren gern mit höchstem Einsatz.

Sämtliche Wutes, wie auch die Batis, sind Kannibalen, wenn sie es in dieser grausen Gewohnheit auch nicht so weit gebracht haben wie die Makas im oberen Njonggebiet. Letztere machen planmäßig Menschen fett, um sie zu schlachten, und verkaufen ihre Eltern, wenn diese alt und arbeitsunfähig geworden sind, an Stammesgenossen wie überständige Rinder, während die Wutes sich im allgemeinen auf den Genuß des Fleisches ihrer erschlagenen Feinde beschränken, dem sie eine gewisse Kraft zuschreiben, den Mut und die Unerschrockenheit des Siegers zu heben.

Auch jetzt noch hielt Ngane, mit dem wir abends beim Durrahbier zusammensaßen, auf alte Wutesitte. Nur in gebückter Haltung mit zu Boden geschlagenen Augen durften sich seine Leute ihm nähern, und zwei Mädchen knieten vor ihm, um ihm die Bierschalen zu reichen. Noch tanzten die Wutemänner, nur mit einem Rindenschurz bekleidet, mit den Waffen in der Hand unter sich. Die Haare hatten sie kunstvoll geflochten, oft eine nickende Krone roter Papageienfedern auf dem Kopf, das lange Schwert über die Schulter, den mannshohen Büffelschild mit wallenden schwarzen Pferdeschweifen verziert in der Linken und ihre fünf Wurfspeere in der Rechten; sie sprangen unter schrillen Schreien, vom Bier halb berauscht, sich einander zum

Kampf herausfordernd, wie vom Teufel besessen umher. Dazu dröhnten die Pauken, schallten dumpf die langen Elfenbeinhörner; daneben die Weiber, tiefschwarz mit spitz gefeilten Zähnen, fast nackt wie die Männer! Sie hatten einen Kreis gebildet; unter Händeklatschen und Gesang sprangen einzelne vor in kunstvollem Polkaschritt und ließen sich, rückwärts chassierend, von ihren in der Reihe stehenden Gefährtinnen wie einen Ball vorwärts stoßen, um wieder, rückwärts tretend, das Spiel von neuem zu beginnen. Nur in den eigentlichen Kampfspielen tanzen bei den Wutes die Geschlechter zusammen, dann laufen die Weiber, mit den Händen die Brüste haltend, mit lang nach hinten gestreckten Beinen kreischend in das Vordertreffen, um anzudeuten, wie sie ihren kämpfenden Männern Mut machen, Gefangene in Empfang nehmen und Verwundete aus dem Gefechte führen. Das Bild dieser wilden, tobenden Menschen beim Schein der flackernden Feuer verfehlte auf die Kameraden, die es zum ersten Male sahen, nicht den Eindruck, den ein kriegerisches Spiel, in dem Kraft und Gewandtheit zum Ausdruck kommen, auf Männerherzen stets ausüben wird.

Ich sah mich in stiller Wehmut, im Geist in vergangenen Tagen neben dem alten Ngilla sitzen, sah die Tausende vor mir, die damals, triefend vom Blut Gefallener, mit dem sie sich beschmiert hatten, vor ihrem Häuptling tanzten, hörte ihren frenetischen Jubel, wenn Ngilla selbst zum Speer griff und ihr Siegestaumel so groß wurde, daß sie, ohne des Gastfreundes zu gedenken, aus heiseren Kehlen dem Häuptling zuschrieen: Ngiua (Elefant), alheri (Allmächtiger) — wie sie es von den Haussahlobsängern gehört hatten — und: „Ngilla kann den Weißen töten.“ Das war damals ein rohes Kriegervolk; eine grausame Schar wilder Sklavenjäger; auf der Höhe ihrer Macht! auf der Höhe, stolz, unbesiegt — was war jetzt dasselbe Volk? Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen kamen mir nicht aus dem Sinn. Fuit Ilion et ingens gloria Teucrorum.

Am 19. November marschierte Bülow auf Joko ab, wir wollten uns in Ngambe, der Tikarhauptstadt, wieder treffen. Unsere Karawane zählte fast 800 Menschen, und es erschien uns ratsamer, sie auf zwei Wege zu verteilen. Ich schlief in derselben Nacht in des jungen Häuptlings Wimane Dorf, der mich lachend daran erinnerte, wie er am Kaisers Geburtstag 1897, dicht vor mir stehend, den Speer auf mich geworfen und ich an ihm vorbeigeschossen hatte. Er stand damals in Gimenes, Ngillas Feldhauptmann, Umgebung vor mir,

als man Zimmermann und mich in der Stadt ergreifen und zum Festmahl zurichten wollte wie meinen unglücklichen Nachbar Volkammer nach der Vernichtung der Balingastation. Dann überschritten wir den Njim und kamen bei Magom in des alten Ngutte Land.

Dieser alte Recke, der einst mit Morgen und Ngilla gemeinsam Gandelle, die alte Fu-hauptstadt stürmte, hatte es verstanden, abseit der großen Karawanenstraße nach Tibati wohnend, sich seine Unabhängigkeit zu bewahren. Er hatte aber wohl in weiser Voraussicht, daß auch seine Stunde bald einmal schlagen würde, seine alte Hauptstadt am Mbam aufgegeben und sich nach Linte, in den schwer zugänglichen Gebirgszug, der den Aufstieg zu dem innerafrikanischen Plateau bildet, wo auch Joko liegt, zurückgezogen. Ungestört hatte er bislang noch seine Sklaven im Bapeagebiet westlich des Mbam gejagt, ungestört waren die Karawanen mit dem schwarzen und weißen Elfenbein noch nach Banjo gegangen, und wer von den Wutes mit den Europäern nichts zu tun haben wollte, und das waren nicht gerade wenige, hatte bei Ngutte Haus und Hof gefunden. Kriegsbereite Männer konnte ein Wutefürst stets brauchen.



Ngutte nach seiner Gefangennahme 1906.

Durch den glitzernden Dunst, der an trockenen Tagen über der Grassavanne liegt, hatten wir schon am 21. die charakteristischen festungsartigen, bis 200 Meter hohen blauen Berge gesehen, die einst die Fus bewohnt hatten, und am 22. marschierten wir in das palmenumstandene Ganjong ein, wo Nguttes Neffe wohnte. Ihn ließ die

charakteristische gebogene Nase, die namentlich Morgens Freund Ngilla und der alte Watare hatten, deutlich als ein reines Mitglied der alten Wuteherrscherfamilie erkennen. Wir wurden freundlich aufgenommen. Ngutte ließ uns sagen, daß er sich freue, seinen alten Freund begrüßen zu dürfen. In diesem Palmenland, das sich weit bis nach Bapea hinüberzieht, gab es kalten, schäumenden Palmenwein, den ich so gut vorher nur bei den Bakokos getrunken habe.

Am 24. sandte ich Mahama zu Ngutte voraus, dessen Boten mit einigen Elfenbeinzähnen uns dann am folgenden Tage bei dem letzten Wasser vor seiner Stadt willkommen hießen.

Da, wo sich das Gebirge, nur mit kurzem Gras und einzelnen trockenen Bäumen bewachsen, jäh aus der Ebene bis zu 200 m Höhe erhebt, hatte sich Ngutte mit einem Teil seiner Häuser noch in der Ebene, mit den meisten aber bereits zwischen die ragenden Felsen hinein angebaut. Rundum wogten, soweit das Auge reichte, Durrahfelder, in denen nur wenige runde Sklavenhütten auftauchten. Die Nguttestadt war nicht so schön gebaut wie die ehemalige Residenz des Häuptlings am Mbam oder wie das alte Ngilla, dazu war schon die unbequeme Lage an dem Gebirgshang gar nicht geeignet. Aber die dicht aneinander liegenden 1200 bis 1500 Häuser und das große Haussahdorf ließen schon von weitem erkennen, daß Ngutte über eine Menge Leute verfügte. Als wir näher heranrückten, sahen wir, daß die Höhen rings um die Stadt bis weit hinauf von Frauen und Kindern wimmelten, die gespannt auf uns herabsahen, und unten vor der Stadt hielt der alte Ngutte inmitten von mehreren tausend Bewaffneten. Auch die Vorhügel seitlich des Berges waren von geschlossenen Wuteabteilungen besetzt, und wer die Art dieser Leute nicht kannte, konnte wohl meinen, daß man uns feindlich empfange. Meine Jaundeträger gaben dieser Ansicht auch mit Rücksicht auf unsere wenigen Soldaten sehr besorgt Ausdruck, namentlich, als die Wutes zu blasen und pauken begannen und in ein wüstes Geheul ausbrachen, wobei sie ihre Gewehre abfeuerten und mit den Speeren dröhnend auf die Schilde schlugen. Mich freute dieser kriegerische Empfang, der mich an frühere Besuche erinnerte, und gerade das viele Schießen der Wutes, ehe wir an sie herankamen, hätte auch meinen Leuten zeigen können, daß es sich um eine rein freundschaftliche Empfangsovation dieses Kriegervolkes handelte.

Im Galopp sprengte ich auf den dicken Alten zu, dessen kurzer Backenbart weiß geworden war, der wie früher die phrygische Mütze

der Fullahs, eine blaue Indigotobe und weite Haussahhosen trug. Er streckte mir lachend den dicken rechten Arm, in dem er nach Wuteart fünf Wurfspieße hielt, entgegen und schüttelte diese zur Begrüßung. Sein starker Schimmelhengst wurde von mehreren jungen Burschen sorgfältig festgehalten, als er nach Hengstmanier beim Anblick meines Pferdes zu wiehern und unruhig zu werden begann; sorglich stützten den Alten die Leibwächter, die mit Hinterladern bewaffnet ihn umstanden. „Dominiki, Dominiki" sagte er immer wieder, wollte sich vor Lachen schütteln und sah sich im Kreise seiner Leute um, die sich hinter mir so dicht zusammengeschart hatten, daß ich von meiner Karawane gar nichts sehen konnte.

Mahama stand neben ihm, und von ihm ließ sich Ngutte nun durch Vermittlung eines Haussah sprechenden Wute sagen, wie ich mich freute, ihn nach vier Jahren wiederzusehen, daß ich ins Haussahland marschieren wollte und ihn um Quartier und Verpflegung für meine Leute bäte. Der Alte nickte ein über das andere Mal beistimmend mit dem Kopf, grunzte: „to, to" (ja, ja) und sah sich dann triumphierend nach seinen Leuten um, als wollte er sagen: Seht ihr, habe ich es euch nicht gesagt, der Mann will ja gar nichts von mir. Ein wenig mißtrauisch waren sie doch gewesen. Gerade der halb unterworfene Schwarze hat dem Europäer gegenüber stets ein besonderes Gefühl des Unbehagens. Auf ihn paßt Buschs Wort trefflich: „Der Rabe, der mißtraut ihm sehr".

Ngutte schien beruhigt, gab mir Leute mit, die mir den Stadtteil zeigen sollten, der für uns als Lager bestimmt war und blieb selbst halten, um zu sehen, wie ich meine Leute einquartierte. Bald wurden von mehreren Männern große Töpfe mit gekochtem Fleisch und Kürbisschalen mit grünem Gemüse herbeigeschleppt. Sauber in Plantenblätter verpackt, trugen die Sklaven die warmen ungesäuerten Brote aus Durrah- und Maismehl herbei. Über hundert Menschen, die diese Lebensmitel zur großen Befriedigung meiner nun beruhigten und mir erwartungsvoll zunickenden Träger herangeschafft hatten, mußte ich beschenken. Dann besuchte uns unter vielem Lärm Ngutte selbst auf einen Augenblick, um zu sehen, daß alles in Ordnung sei. Es war ein unaufhörliches Gehen und Kommen von Wutes, groß und klein, die neugierig schauen wollten, was wir machten.

Gegen Abend ging ich mit Haase zusammen zu dem Alten in seine Felsenburg, die er sich am Gebirgshange in einer von der Natur trefflich geschützten Stelle angelegt hatte, zu der nur zwischen mächtigen

Steinen hindurch ein schmaler durch Palisaden verschließbarer Zugang führte. Ich beschenkte Ngutte mit einem bequemen Stuhl, warmen Decken, einem großen dreiteiligen Toilettenspiegel, einer Spieluhr, Ringen und Zeugen. Der alte Herr war sehr befriedigt und redselig. Als es dunkel wurde, ließ ich Magnesiumfackeln anstecken, was ihm viel Spaß machte. Auf einer niedrigen Bank an zwei Weiber gelehnt, die sorgfältig jede Fliege von ihm fernhielten, saß er, unaufhörlich Bier trinkend, mir gegenüber, zu seinen Füßen, die Waffen über den gekreuzten Beinen, seine Getreuen, meistens Alte mit langen Bärten. Er hatte die Haussahgewänder abgelegt, war nach Wuteart nur mit einer Hose aus Baumrinde verfertigt, bekleidet, so daß ich den mächtigen, aufgeschwemmten Körper mit der fast affenartig starken, schwarzen Behaarung sehen konnte. Er war gealtert in den letzten Jahren. Immer wieder versicherte er mir, ich sei sein bester Freund, außer mir kenne er nur noch Morgen als freien Mann, alle anderen Weißen seien fattori (er meinte die Faktoristen, die er als Händler kennen gelernt hatte) ebenso wie die Haussahleute. Unaufhörlich wiederholte er seine Worte und jedesmal antworteten seine Leute im Kreise, zustimmend mit den Köpfen nickend: „Saki" (Löwe). Wie ein Abgott wurde der alte Ngutte von seinen Wutes noch verehrt, ich aber genoß in diesen Tagen mit Bewußtsein das fesselnde Bild, das sich mir bot.

Ich befand mich hier unter einem von der Kultur unberührten, despotisch regierten innerafrikanischen Volke. Wie die photographische Platte zerstört ist, wenn ein Sonnenstrahl auf sie fällt, so ist es mit dem urwüchsigen Barbarentum, sobald die Kultur in ihre Rechte tritt. Die größten Wunder aber zeigt uns die Natur, wo sie uns unberührt in jungfräulicher Gestalt begegnet. Nie wieder wird ein Europäer schauen, was ich bei Ngilla und Ngutte und nur zwei oder drei Menschen vor mir gesehen hatten. Rohe, wüste, unmenschliche Bilder waren es, aber wahre Erlebnisse. Ein Mensch, von menschenfressenden Kannibalen zum Gott erhoben, vor ihm lagen sie im Staube, kein Unfreier durfte ihn schauen; wenn er ausspie, so balgten sie sich um seinen Speichel, den sie sich als wundertätig in die Haut verrieben. Ich sehe Ngilla beim Kampfspiel selbst den Speer ergreifen, ihn gegen seine anstürmenden Krieger schleudern, sehe einen Mann getroffen zusammenstürzen, über den dem Häuptling zujubelnd die anderen hinwegjagen. Ich sehe Ngutte in der Tür des hohen Mattenzaunes stehen, der seine Weiberhäuser umgab, die Sklaven werfen Brot für die ver-

hungerten Sklavenkinder auf den freien Platz. Lachend greift der Häuptling nach einer Handvoll Speeren, die er auf die sich balgenden Kinder schleudert. Ich höre das Kreischen des Weibes, das Ngilla unter dem Beifallsgesange seiner Frauen an den Armen an der Decke aufgehängt hat, weil man sie der Untreue zieh, und der er hohnlachend mit seinem Messer den Leib öffnete. Grausige Bilder, aber afrikanische Wahrheit. Und es fällt mir ein, daß ich wieder als erster neuen Ländern entgegenziehen darf und die Erwartung der kommenden Tage schwellt das Herz, als ich aus der Felsenburg zum Lager schreite. Über das Gebirge wollten wir, in das Tikarland!

Obwohl ich vorsichtigerweise den Abmarsch in die früheste Morgenstunde verlegt hatte, weil der Anblick des steil bergaufführenden schmalen Fußpfades schon Schrecken erregte, wenn man an die armen Träger mit dem Maschinengewehr und den Faltbootteilen dachte, so kam die Sonne doch recht hoch, ehe wir den Gipfel erreicht hatten. An Felsblöcken sich festhaltend, mußte man häufig vorwärts kriechen, und das nachgiebige Steingeröll bot dem Fuß nur wenig Halt.

Vom Kamm des Gebirges schweift das Auge über die weiten Grasflächen, aus denen sich die Waldkomplexe wie schwarze Punkte abheben, über die blauen Berge am Mbam hin bis nach Ngilla zurück. Der runde, breite und schwarze Rücken, an dessen Fuße diese Stadt liegt, ist nicht zu verkennen.

Oben kamen wir auf eine weite gewellte Hochebene, über die der Weg zwei Stunden lang fast eben dahinführte, so daß die Träger Kräfte für den Steilabstieg sammeln konnten, der uns zu dem Felsennest Bangburra ins Tal brachte.

Eine regellose Anhäufung spitzer Hütten, die sich eng an die Felsen anlehnen, ist dieser Ort durch Wall und Graben am Fuße des Berges geschützt. Nur die Furcht vor gewalttätigen Nachbaren konnte die Dommes veranlassen, sich in dieser unwirtlichen Gegend anzusiedeln, wo das Auge nichts als Stein und Geröll erblickt und jede Frucht in mühsamer Arbeit dem Boden abgerungen werden muß, was doch sonst gar nicht der Neger Art entspricht. In der Tat ist auch dieser kleine Gebirgsstamm, der den Wutes verwandt ist, mit diesen wie auch mit den benachbarten Tikarleuten verfeindet. Die Dommes sind grobe, ungeschlachte Menschen mit besonders rohen Gesichtszügen und selbst bei einem Negertypus auffallend dicken Lippen.

In den unwirtlichen, gleichmäßig grauen Gebirgstälern zwischen hier und Ngambe hatten Arnim und ich uns auf der Rückkehr von

der Wute-Adamaua-Expedition 1899 verirrt, und die drei traurigen Hungertage in dieser Einöde hatten seinem durch die Strapazen des Feldzuges geschwächten Körper wohl die letzte Kraft genommen. Ich dachte seiner und des braven Zimmermann, der damals seinen letzten Marsch mit mir gemacht hatte, viel in den Stunden, die uns durch dieses stille Land führten, denn, merkwürdig, kein Stück Wild wurde auf den weiten Halden sichtbar, kein Laut unterbrach die eintönige Stille in der Natur, und nur hin und wieder erhob sich ein von der Karawane aufgescheuchter Raubvogel, um schwerfälligen Fluges das Weite zu suchen.

Der letzte Novembertag führte uns in den Wald, der die Nähe des Kimflusses ankündigte, auf dessen jenseitigem Ufer Ngambe liegt. Boten des Häuptlings, nach Haussahart gekleidet, kamen uns entgegen, und mittags standen wir vor der gewaltigen Hängebrücke, die sich in hohem Bogen über das 150 Meter breite Flußtal hinspannt.

Tief unten rauscht zwischen Felsen der Kim, der dem Mbam zustrebt. Diese Kimbrücke ist eine eigenartige und auch wirklich kunstvolle Negerarbeit. Aus Lianen sind mächtige Seile geflochten, die zwischen den stärksten Urwaldbäumen von einem zum anderen Ufer so ausgespannt sind, daß sie einen sanften Bogen bilden. Sie geben das Längsgerippe für das netzartig ausgeführte Geflecht ab. Dieses bildet die Brücke, die nun wie eine Riesenhängematte die Verbindung von der einen Flußseite zur anderen darstellt. Wohl schwankt das mächtige Flechtwerk hin und her, wenn es von mehreren Leuten gleichzeitig begangen wird, und es ist nicht ganz einfach, immer das Gleichgewicht zu bewahren, aber der Zweck, eine trockene Verbindung von Ufer zu Ufer herzustellen, wird vollauf erfüllt. Mancher ängstliche Träger machte in der Mitte halt, und ihm mußte die Last abgenommen werden, weil ihn der Schwindel erfaßt hatte. Das war dann eine besondere Freude für seine glücklichen Kameraden, die schon hinüber waren. Auch beim Neger ist die Schadenfreude immer die reinste Freude.

Die dicke Madame Fatme mit dem Kleiderriegel, den sie längst auch noch einem der unter schweren Lasten keuchenden Träger aufgepackt hatte, machte uns auf dem ganzen Wege viel zu schaffen, und lieber will ich noch einmal ein schweres Feldgeschütz nach Adamaua schleppen wie diese liebende Gattin meines Haussahprofessors. In Kribi schon hatte die Familie ein lautes Lamento erhoben, als ihr eröffnet wurde, daß die schweren Reisekörbe nicht transportfähig seien und in Lasten umgepackt werden müßten. Dann hatten die freund-

lichen Leute einige 50 Träger benötigt, weil der Esel, den ich der Dame gestellt hatte, ihrem Gewicht nicht gewachsen war, und sie nun mit doppelter Besetzung in der Hängematte über Berg und Tal fortbewegt werden mußte. Dies gefiel ihr, und schon mehrmals hatte ich ihr eine recht ungalante Szene bereitet, weil sie auch an den steilsten Wegstrecken, so beim Aufstieg auf die Ngutteberge, nicht einmal den leisesten Versuch unternahm, irgend ein Glied zu ihrer Fortbewegung zu rühren, sondern mit keifender Stimme nur auf die keuchenden Träger schimpfte, weil diese sie nicht immer horizontal bewegten.



Muhammed Beschir,
Dolmetscher der Expedition.

Auf der Brücke rächten sich die gequälten Leute. In schwindelnder Höhe machten sie mit ihrer ungefügigen Last Halt und behaupteten, zu vieren nicht weiter zu kommen. Madame Fatme mußte nun wohl oder übel aus ihrem bequemen Etui heraus und zum Jubel der gesamten Expedition, die schon am andern Ufer stand, Seil tanzen; denn für diese ungeschickte faule Person entsprach die Passage der Brücke einer solchen Kunstleistung. Ihr Gatte, den sie übrigens völlig unter dem Pantoffel hatte, mußte ihr auseinandersetzen, daß es für sie im wahrsten Sinne des Wortes hieß: „Hic Rhodus, hic salta.“ Sie mußte hinüber, denn vorne würde die Karawane abmarschieren, sagte ich ihr, und hinter ihr wären die Dommes, die sie längst mit lüsternen

Augen als begehrten Leckerbissen betrachtet hätten. Die dicke, in weiße Gewänder gehüllte, laut keifende Frau, Schritt für Schritt über die Brücke dahintänzelnd, in dieser Umgebung von Urwald, brausendem Wasser und Felsgestein, werde ich nie vergessen. Leider war Bülow mit dem photographischen Apparat nicht zur Stelle.

Ngambe ist die Hauptstadt der Mandiongolos, eines Tikarstammes. Zu dieser großen Völkerfamilie gehören auch die Bafuts, Bandengs, Bamums und die Balis. Mit siebenfachem Wall und Graben versehen, hatte Ngambe elf Jahre lang, ein zweites Troja, dem Andrängen der Fullahs standgehalten. Mahama, der Lamido von Tibati, lag im Kriegslager (sauserni) vor Ngambe, als wir 1899 das Tibatisultanat angriffen. Von uns gedrängt, gab Mahama die Belagerung auf und Kommandeur v. Kamptz zog als Befreier in Ngambe ein. Ich begrüßte die Tikarleute hier unter dem Namen seriki n yaki (Feldhauptmann). In den Fullahstaaten ist nämlich der König nicht der eigentlich im Kriege Kommandierende, sondern er ernennt zu diesem Zweck seinen seriki n yaki.

Wie zu Trojas Zeiten war hier übrigens auch der lange Krieg vor der Stadt geführt worden, deren Bewohner ihre Felder innerhalb der meilenweiten Umwallung unbeschadet des Krieges ruhig bebauten. Nur in einigen Monaten der Trockenzeit wurden wirkliche Gefechte geführt, sonst soll sogar in Waffenstillstandszeiten ein reger Marktverkehr zwischen Belagerern und Belagerten geherrscht haben, und seine Hauptsubsidien erhielt der heidnische Ngambehäuptling aus dem mohammedanischen Banjo, dessen junger Sultan seinem Nachbar Tibati die Unterwerfung der reichen Heidenstämme nicht gönnte.

Die Mandiongolos haben Fullahgewohnheiten angenommen und gehen fast alle bekleidet. Es ist ein stattlicher, bronzefarbener Menschenschlag mit wohl gebildeten, offenen Gesichtszügen. Auch bei ihnen führt der König ein despotisches Regiment. Der dicke Häuptling ließ allerdings im allgemeinen nicht viel von sich merken, denn von 9 Uhr ab war er total



Thron und Pfeife des Häuptlings.



Häuptlingshaus in Ngambe.

betrunken und regierungsunfähig. Vor seinem kunstvoll gebauten Palast saß er im Schatten auf einer Art rundem Thronsessel, der mit kleinen Perlen bunt bestickt war, von früh bis spät Palmenwein trinkend, und die lange kunstvoll mit Messing beschlagene Pfeife rauchend. Zu deren Bedienung saß ein Weib mit untergeschlagenen Knieen neben ihm, die fortwährend stopfte und rauchte, wenn er nicht selbst tätig war.

Dieses Amt versah zur Zeit zu meinem größten Erstaunen die schöne Abinda, die lange Zeit eine der elegantesten und begehrtesten Damen in Jaunde gewesen war. Im Jahre 1893 war bekanntlich Rittmeister v. Stetten, den der Lamido von Tibati im sanserni (Kriegslager) festhalten wollte, nach Ngambe durchgebrochen, wo ihm die Tikars freundlich Aufnahme gewährten. Mit Stettens Expedition war das Tikarmädchen Abinda dann Benue abwärts zur Küste und weiter nach Jaunde gelangt. Als durch die Wute-Adamaua-Expedition der Weg über Tibati nach Ngambe frei wurde, hatte sie sich in ihre Heimat aufgemacht und begrüßte uns nun als Dolmetscherin und Pfeifenwart ihres Königs. Sie hatte wieder ganz die Gewohnheiten ihres Volkes angenommen, wie ich es so oft bei gebildeteren Negern, die in ihre Heimat zurückgekehrt sind, gefunden habe. Alte Europadiener, die womöglich in Deutschland gewesen sind und sich an der Küste schämen würden, ohne Kragen zu gehen, sieht man zuhause wieder rot bemalt, nur mit einem Schurz bekleidet, herumlaufen. Gute Sitte, Religion, alles ist vergessen. Man kann in dieser Beziehung wirklich die Tierfabel auf den Menschen anwenden und sagen: „Schwein bleibt Schwein, und wenn es mit Bonbons gefüttert wird." Als Ausnahme kenne ich persönlich nur meinen ehemaligen Feldwebel Paul Zampa. Aber Ausnahmen bestätigen ja bekanntlich die Regel.

Am 3. Dezember traf Bülow aus Joko, wo er Nolte verlassen hatte, mit ein paar guten Pferden für uns in Ngambe ein. Die Expedition war beisammen und am 5. Dezember marschierten wir auf

Banjo ab, das wir am 13. erreichten. Hermann Nolte schrieb ganz traurig, daß er in Joko weder die Kompagnie, die er übernehmen sollte, noch den Fuhäuptling Tina, den er bei Joko angesiedelt hatte, vorgefunden habe und mich deshalb bitten müßte, ihm in Ngambe Träger zu besorgen. Er wollte nach Tibati marschieren, um dort seine Kompagnie, die in Ngaumdere gefochten hatte, zu erwarten. Statt 60 besaß ich nun kaum 30 Mann Bedeckung; bis Ngambe hatte ich Bescheid gewußt; vor uns lag terra incognita.

Am 6. Dezember vormittags traf die Expedition auf ihrem Wege durch das Tikarland, das mit mannshohem Gras, Waldkomplexen und vielen Palmenhainen bestanden ist, am Mbam ein, der 400 m breit langsam und majestätisch zu Tal zieht. Der Wasserstand war hier an der Furt bis 200 m in den Fluß hinein kaum metertief, die eigentliche tiefe Rinne mit schärferer Strömung war höchstens 30 m breit. Über sie vermittelte ein einziges Kanu den Verkehr, ein Handel nach Ngambe fand überhaupt von Norden her nicht statt und für die wenigen Tikarleute, die von Mbamkin nach Ngambe wollten, genügte diese primitive Fähre vollkommen. Für unsere 800 Köpfe zählende Expedition bildete die breite Wasserfläche ein bedeutendes Hindernis. Ich beschloß am anderen Ufer zu biwakieren und erst am folgenden Tage nach Mbamkin zu marschieren.

Nach dem heißen Marsch lockte das plätschernde Wasser zum Baden, Bülow und ich wollten sehen, was unsere Pferde im Schwimmen leisten konnten. Wir zogen uns, noch ehe die Trägerkolonne heran war, bis auf unsere ärmellosen Unterhemden aus und ritten ins Wasser. Mein großer Schwarzschimmel Killikandja (Bezeichnung der Farbe auf Haussah) schwamm willig im tiefen Wasser, aber Bülows Fuchs begann übel zu bocken, und es bedurfte der ganzen Kunst des alten Pikeuroffiziers aus Hannover, seinen Willen durchzusetzen. Mit lautem Halloh begleiteten die Jaundes, die sich inzwischen am Ufer angesammelt hatten, den Kampf im Wasser. Der Jaunde vermag sich wohl kaum Rechenschaft darüber zu geben, was ihm fürchterlicher erscheint: ein Pferd oder Wasser. Und nun tobte gar Bello, wie sie ihn nannten, mit beiden herum. Als ich triefend meinen Schimmel am anderen Ufer landen lassen wollte, was für ihn nicht ganz leicht war, weil der hohe Ufersand am Harge dauernd nachstürzte, halfen mir bereitwillig neugierige Tikars, die uns schon von Mbamkin her entgegen gekommen waren. Wir ließen unsere Gäule, die sich vergnügt sielten, ruhig auf dem grünen Wiesenteppich, der sich mit Blumen bedeckt

weithin erstreckte, weiden und gingen selbst in den Fluß zurück, um festzustellen, wo das Faltboot und das Kanu bestiegen und entladen werden müßten. Die wasserkundigen Sierraleoneleute und Haussahs unter den Soldaten waren auch schon herangekommen und markierten nun mit Pfählen und Leinen die Abfahrt und Landestellen im Wasser. Bis zu ihnen mußten die Träger beiderseits im Wasser laufen.

Bald entwickelte sich das immer wieder reizvolle Bild, das der Flußübergang einer großen Karawane in Afrika bietet. Mit vielem Geschrei bahnen sich die Träger mit den Faltbootteilen, von einem Mann der Spitze geholt, den Weg nach vorn, wo sich die bereits angekommenen Träger, neugierig und ängstlich auf die breite Wasserfläche schauend, zusammendrängen und lebhaft unterhalten. Die Soldaten haben, soweit sie nicht schon im Wasser tätig sind, Waffen und Gepäck abgelegt und setzen das Boot zusammen, wobei einer immer klüger sein will als der andere. Auch dieses Mal wären sie nicht so schnell damit zustande gekommen, wenn Haase nicht kräftig mitzugegriffen hätte; aber der war wirklich überall, in Wahrheit ein Juwel für die Expedition. Mit vielem Hallo wurde das Faltboot, das zunächst noch zu wenig Wasser hatte, um schwimmen zu können, von Soldaten und Trägern vorwärts geschleppt und rundum plätscherten schon Badende im frischen Wasser; einige kühne Leute aus Togo und vom Sanaga, die mit ihren Schwimmkünsten paradieren wollten, schwammen mit ihrem Zeug auf dem Kopf ohne das Boot abzuwarten über den Mbam. In das Faltboot wurden zunächst die Zeltlasten der Europäer und die Köche mit ihren Kisten und Töpfen verstaut. Auf dem Bootsrand sitzend, tauchten die Weyjungen unter heimischem Gesang gleichmäßig die Paddeln ins Wasser und in schneller Fahrt schoß das Boot hinüber zur Anlegestelle, wo es kräftige Arme festhielten und die Lasten an Land trugen. Schnell wurden auf der Mbamkinseite die Zelte aufgeschlagen und an prasselnden Feuern ward gebraten und gekocht.

Stromab hatten wir schon bei unserer Ankunft die Köpfe von Flußpferden im Wasser gesehen, die, weil meistens nur die Augen und höchstens ein Stück Oberkiefer aus dem Wasser ragen, wie schwimmende Holzstücke oder Schlammassen aussehen. Als drei dieser riesigen Dickhäuter kaum 1000 m von uns entfernt schnaubend und pustend auf eine Sandbank kletterten und zu brüllen begannen, überkam mich die Jagdpassion. Ich überließ Bülow und Haase das Übersetzen. Mich begleitete ein gewandter Lagosgefreiter, Legbilegi. Ich

war von unserer Schwimmtour her noch im Hemde, zog mir nun ein Beinkleid und Segeltuchschuhe an und nahm den Karabiner zur Hand. Am Ufer entlang liefen wir auf der Wiese bis zu einer Stelle gegenüber der mitten im Fluß gelegenen Sandbank, wo die Hippos standen, um auf einem ausgetretenen Wechsel in das Wasser zu gelangen.

Bäume und mannshohes Gras machten es unmöglich, von dem erhöhten Ufer aus einen Ausblick auf die Tiere zu bekommen. Als wir in das Wasser hinunterrutschten, stellte es sich heraus, daß die Strömung hier ans Ufer setzte und der Fluß überall so tief war, daß wir nicht stehen konnten. Kaum 200 m von uns entfernt sahen wir die Tiere, wenn der eine im Wasser saß, und der andere ihn vom Ufer aus an der Hand festhielt, auf der Sandbank stehen und neugierig mit den kleinen boshaften Sehern zu uns hinüberblinzeln, während die kurzen spitzen Gehöre schnell vor- und rückwärts bewegt wurden.

Ich überzeugte mich bald, daß vom Wasser aus nichts zu machen war, zudem warnte der Gefreite vor Krokodilen. Wir liefen nun am Ufer hin und her, versuchten, uns Ausgucke durch das Gras zu schlagen, kletterten auf Bäume. Schließlich stellte ich mich auf Legbilegis Schultern, aber nirgends hätte man einen sicheren Schuß abgeben können, und vergrämen wollte ich mir die Tiere nicht. Dabei sengte die Sonne vom Himmel und über der Wiesenfläche nach unserem Lager zu flimmerte die dicke erhitzte Wasserluft. Aber umkehren wollte ich noch nicht, denn unsere Leute brauchten Fleisch.

Ich setzte mich in den Schatten eines Baumes und begann einen Krieg mit Ameisen, Fliegen und Moskitos, während Legbilegi zu Bülow rannte um das Faltboot zu holen. Als ich es plätschernd herankommen hörte, rutschte ich an unseren Flußpferdwechsel heran und kroch vorsichtig hinein. John Hansen (ein Sierra-Leone-Soldat) und Legbilegi hielten es an den Zweigen am Ufer fest und flüsterten mir zu, daß die Flußpferde noch da seien. Ich duckte mich schnell und sah die Burschen nun wieder ganz deutlich, wie sie alle zu uns hinüberäugten. Ein Tier hatte sich niedergetan. In gebückter Stellung aus dem Boot zu feuern schien mir noch immer zu unsicher und ich gab meinen Leuten ein Zeichen, die Zweige loszulassen. Wir trieben stromab; ungefähr 400 m unterhalb der Tiere arbeiteten wir uns mitten ins Wasser hinein und langsam auf die Sandbank zu.

Die Tiere nahmen gar keine Notiz von uns, brüllten nur hin und wieder auf und spielten, indem sie aufeinander aufbockten. Bald hatten wir Grund, und etwa 250 m von den Kolossen entfernt,

stieg ich ins Wasser, das mir kaum bis zur Brust reichte. Langsam ging ich, das Boot neben mir herschiebend, auf die Tiere zu, die sich mir, als ich auf 150 m heran war, zuwendeten. Ich fürchtete, daß sie nicht mehr halten würden, zumal das ruhende Tier hoch wurde, und feuerte dem mir zunächst stehenden Tiere mitten zwischen die Lichter. In den scharfen Knall des Schusses hallte das Brüllen der erschreckten Tiere, die alle drei in das Wasser stürzten. Das kranke Tier brach vorn zusammen, kam wieder hoch und verschwand im Wasser. Aber nur einen Augenblick blieb der Koloß unter der Oberfläche, dann sah ich mit meinen jubelnden Leuten gar nicht weit von uns die rosafarbene Bauchdecke des zuckenden Tieres und wußte nun, daß es todwund war.



Aufgeschlepptes Flußpferd.

Ich ging völlig auf die Sandbank, während die beiden Soldaten auf das Tier zuruderten, um es auf einer seichten Stelle aufzuschleppen. Das sollte ihnen schlecht bekommen. Zum ersten Male erlebte ich es hier, daß Hippos angriffen. Unmittelbar neben dem Boot und dem verendeten Tier tauchte nämlich plötzlich der weit geöffnete Rachen eines Flußpferdes auf, das wütend nach dem Boote biß und buchstäblich Jagd auf die beiden Leute machte, die nun aus Leibeskräften stromab zum Ufer ruderten. Bis dicht ans Land war das Tier hinter dem Faltboot her, das John Hansen und Legbilegi mit jähem Sprung verließen, um im Grase zu verschwinden. Langsam sich um sich selbst drehend trieb das Faltboot stromab. Der dickhäutige Wüterich kam nicht mehr an die Oberfläche. Ich selbst aber stand ratlos auf meiner Sandbank mitten im Mbam.

Als nach einigem Warten Legbilegi mir gegenüber auftauchte, rief ich ihm zu, er solle zu Bülow laufen und das Kanu holen.

Es war gegen 2 Uhr mittags. Da ich unvorsichtigerweise keinen Rock angezogen hatte, verbrannte mir die Sonne erbarmungslos die

nackten Arme. Als das Kanu kam, schickte ich es hinter dem Faltboot her, das ebenso wie das verendete Flußpferd auf einer Bank eine halbe Stunde stromab angetrieben war. Die Leute zogen die Beute ans Ufer und begannen mit dem Ausschlachten, während die Soldaten mich abholten und mit dem Kanu stromaufwärts zur Furt fuhren.

Hier war das Übersetzen wohl infolge der Verzögerungen, die es durch meine Jagd erfahren hatte, zu meinem Erstaunen noch immer nicht beendet. Ungefähr 50 Jaundes, allerdings ohne Lasten, standen noch im Wasser an der Abfahrtsstelle. Bea, der Headman meiner persönlichen Träger, die ja seit Stunden im Lager und ausgeruht waren, sollten die ermüdeten Soldaten ablösen und den Rest der Träger übersetzen. Mit lautem Jubelgeheul stürmten die Jaundes am Ufer entlang, die ich aus dem Lager fortschickte, um die Jagdbeute zu zerwirken und ins Lager zu schleppen.

Ich saß mit Bülow im Zelt und erzählte ihm von der Flußpferdjagd, als wir draußen angstvolles Geschrei hörten und die wenigen Leute, die nicht Flußpferdfleisch holten, an den Mbam stürzen sahen. Mitten im Strom trieb schreiend ein Knäuel von Menschen. Im Nu waren wir durch das flache Wasser auf die Ertrinkenden zugelaufen, und Bülow, Haase und unsere beiden Köche halfen Bea. Dieser wehrte sich mit den wasserkundigen Sanagaleuten verzweifelt gegen die Jaundes, die sich an sie geklammert hatten und sie mit in die Tiefe zu ziehen drohten. Mit vereinten Anstrengungen konnten wir 11 Mann, die zum Teil schon weit stromab unter Wasser trieben und nur für Augenblicke auftauchten, ans Land ziehen. Vier Träger blieben aber leider endgültig verschwunden. Das war eine unerwartet traurige Folge der heutigen Flußpferdjagd. Die gierigen Jaundes, die im Wasser noch auf das Übersetzen warteten, hatten ihre Kameraden auf der anderen Seite zum Fleischholen laufen sehen; sie waren aus Furcht, zu spät zu kommen, über das Kanu hergestürzt und hatten es trotz allen Rufens und Warnens der Bealeute, die es steuerten, zum Kentern gebracht.

Wir waren von der Anstrengung und vom Wasserschlucken völlig entkräftet und legten uns schlafen. Als ich um $^1/_2$6 nachmittags aufwachte, wunderte ich mich über Bülows Leistungsfähigkeit, der schon wieder stromab gefahren war, um ein Krokodil zu schießen, das ihm von den Fleischholern gemeldet war.

Abends brannten rundum kleine Feuer und das bei den Negern sehr beliebte Flußpferdfleisch brodelte in den Kochgeschirren. Aber der frohe Sang, der sonst bei solchen Schmausereien nicht fehlt,

wollte heute nicht laut werden, auch nicht, als Bülow mit einem mächtigen Krokodil ins Lager kam. Mitleid mit Fremden kennt der Jaunde nicht, aber ihnen allen schlug vor der ungewissen Zukunft, namentlich vor Banjo, das auch bei den Tikars gefürchtet war, das Herz, und da galt ihnen der jähe Tod ihrer Kameraden als üble Vorbedeutung. Noch spät in der Nacht schnitt Mahama aus der dicken Nackenhaut des Flußpferdes runde Peitschen zurecht, was merkwürdigerweise die Eingeborenen Kameruns nicht verstehen; sie können nur viereckige oder gedrehte Flußpferdpeitschen machen, die mit ihren harten Rändern leicht Verletzungen verursachen. Auch der Koch bot noch nächtlicherweile ein Stück Krokodilfleisch an, das er auf Bülows Wunsch gekocht hatte, weil wir diese Wasserechse einmal kosten wollten. Das Fleisch ist weiß, aber faserig und zäh; es schmeckt wie hartes Kalbfleisch. Krokodileier dagegen munden, vorausgesetzt, daß sie frisch in den weißen Ufersand abgesetzt sind, recht gut.

Wie ein Garten sah das Land aus, das wir in dem taufrischen Morgen bis Mbamkin durchzogen. Wo die weiten Wiesen mit ihrem in Afrika ganz ungewohnten Blumenschmuck aufhörten, begannen lichte Waldstücke, die mit Palmenbeständen abwechselten. Auffallend war die Menge bunter Vögel, und mehrmals hatte ich Gelegenheit, auf Affen zu schießen.

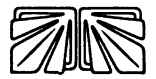
Mbamkin ist doppelt umwallt, weit angelegt, da auch hier aus Angst vor den Fullahs der Feldbau innerhalb des Stadtgrabens betrieben wird. Viele Ölpalmen spendeten überall Schatten, gaben aber dem Ganzen ein etwas düsteres Gepräge. Wir erhielten reichlich Verpflegung, und namentlich die vielen Pisangs, die gebracht wurden, waren den Jaundes willkommen.

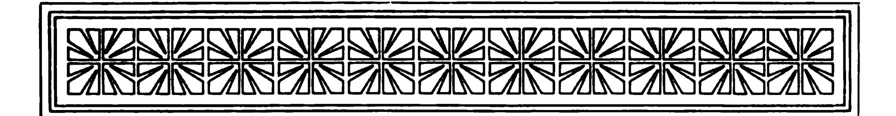
Ich wollte gleich nach dem Einrücken den Häuptling besuchen, der sich nicht sehen ließ, und von dem mit einer gewissen Scheu und Heimlichtuerei gesprochen wurde; aber erst am Spätnachmittag, nachdem sie wohl gesehen hatten, daß von uns wirklich nichts zu fürchten war, entschlossen sich seine Boten, uns zu ihm zu führen; inmitten eines alten dunkeln Palmenhains standen hohe, balkengestützte viereckige Häuser. In der offenen Vorhalle des mittleren saß eine Menge Bewaffneter, augenscheinlich die Leibgarde des Häuptlings, den Kopf bei unserem Erscheinen zur Erde gesenkt, in starrem Schweigen. Wir schritten durch sie dahin in ein weites dunkles Gemach, das mir völlig leer zu sein schien. Unsere Mbamkinbegleiter fielen auf die Kniee, und ich wußte wirklich nicht, was ich aus der Lage machen sollte, bis eine

Stimme aus der Dunkelheit uns begrüßte; es war, wie uns gesagt wurde, der Häuptling.

Vorsichtig tappten wir uns in dem leeren Raum vorwärts und unterschieden, nachdem sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hatte, hinter hohen Holzstäben, buchstäblich in einem Käfig, einen sitzenden Mann, dessen Gesicht infolge einer bartartigen Maske aus Perlen, die er sich umgelegt hatte, kaum zu erkennen war. Man sah nur die Augen. Er streckte uns durch das Gitter die Arme entgegen und bewillkommnete uns freundlich. Seine Leute, die dolmetschten, lagen auf den Knieen und hielten sich die Augen zu. Die Unterhaltung wurde durch Mahama in Fullah geführt, das ein Mann aus der Umgebung des Königs, der in Banjo gewesen war, verstand.

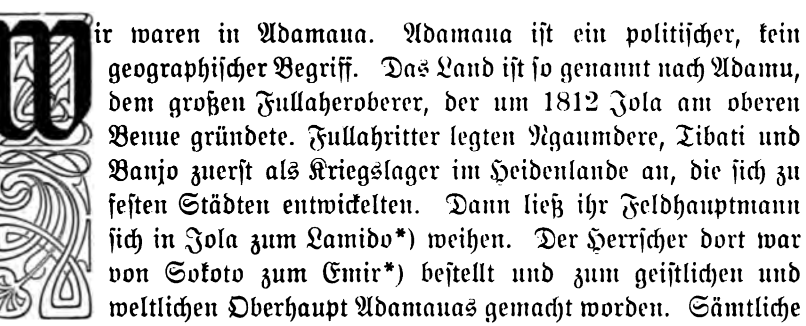
Mit Bandeng passierten wir am 8. Dezember die letzte Stadt der freien Tikars. Hier erwartete uns ein riesiger Haussah in prächtigen Fullahgewändern, von Sklaven begleitet, mit einem Brief des Lamido Omaru von Banjo, der mich fragen ließ, was wir in seinem Lande wollten. Er forderte uns auf, nicht eher an seine Hauptstadt heranzurücken, bis er uns eingeladen hätte. Er war von Ngaumdere und Tibati her gut über uns unterrichtet und nannte mich abwechselnd in dem Briefe: »Dominiki« oder »seriki n yaki« (Herr des Krieges, Feldmarschall). Der prächtige Königsbote machte großen Eindruck auf meine Träger, denn als wir den dreißig Meter breiten Koi überschritten und damit in Omarus Reich einrückten, versuchten die Headleute einen letzten Sturm auf mich und behaupteten, wir könnten mit 25 Soldaten unmöglich nach Banjo marschieren.





Drittes Kapitel.

Durch Süd-Adamaua nach Garua.



Wir waren in Adamaua. Adamaua ist ein politischer, kein geographischer Begriff. Das Land ist so genannt nach Adamu, dem großen Fullaheroberer, der um 1812 Jola am oberen Benue gründete. Fullahritter legten Ngaumdere, Tibati und Banjo zuerst als Kriegslager im Heidenlande an, die sich zu festen Städten entwickelten. Dann ließ ihr Feldhauptmann sich in Jola zum Lamido*) weihen. Der Herrscher dort war von Sokoto zum Emir*) bestellt und zum geistlichen und weltlichen Oberhaupt Adamauas gemacht worden. Sämtliche Adamaua-Fürsten waren dem Emir von Jola tributpflichtig und mußten ihm Heeresfolge leisten. In demselben Verhältnis stand dieser Kirchenfürst selbst zu Sokoto, wo er als Zeichen seiner Herrschaft von dem seriki Muslemin (Herrscher der Gläubigen) tuta da rauani (Banner und Turban) erhielt.

Adamaua ist erobertes Land, die Träger der Herrschaft sind die mohammedanischen Fullahs, ein semitisches Hirtenvolk. Vom Senegal und Gambia bis an den Logone haben sie sich in hundert Jahren fast alles Land unterworfen, die Beherrschten oder Bekriegten sind die Ureinwohner des Landes, die Heiden, von den Fullahs in ihrer Gesamtheit arnani (Heiden) oder habe (Sklaven) genannt.

Soweit das Auge reichte, marschierten wir durch eine eintönige, graue, mit niederem Gras und einzelnen Bäumen bestandene, steinige Ebene, in der leicht gewellt Berg und Tal wechseln; einige elende

*) Lamido ist ein weltlicher Titel, während Emir die kirchliche Würde bezeichnet.

Strohhütten, neben denen schmutzige, mit kurzen Haussahhemden bekleidete Leute auf lange Speere gestützt standen, die uns neugierig musterten, wurden uns als das Grenzdorf Lugerre Kascholla (Tal der Obersklaven) bezeichnet. In glühender Sonne zog die Karawane dahin, öfters von Haussahs begrüßt, die Vieh in die westlichen Heidengebiete trieben, wo sie Kolanüsse einkaufen wollten.

Die Kolanuß spielt in den Haussahstaaten die Rolle unserer Zigarre; sie wird je nach ihrer Qualität verschieden bewertet. Der arme Mann, der mühsam unter seiner Traglast dahinkeucht, greift, wenn er gar zu müde wird, oder wenn der Hunger ihn plagt, zur stärkenden Kolanuß, die er in der weiten Tasche seines Oberkleides oder im geflochtenen Ranzen mitführt; er kann sich nur gandi (eine unechte Sorte) leisten. Der reiche Kaufherr, der mit prächtigem Turban, in weite Gewänder gehüllt, auf stolzem Roß, von Vorläufern begleitet, seine Straße dahinzieht, reicht dem Bekannten, dem er begegnet, als Freundschaftsgruß die goro (echte Nuß) aus der Reisetasche, die ein Sklave ihm nachträgt. Der Lamido wie der Bettler, der Handwerker wie der Feldbebauer, alle kauen sie Kola. So ist es möglich, daß um dieser Frucht willen die Händler den weiten Weg von Jola über das Gebirge nach Banjo nicht scheuen und in gefährlichen Heidengegenden Kolanüsse einhandeln.

Von Ribao führt ein beschwerlicher Steilaufstieg auf eine von Mambulaheiden bewohnte fruchtbarere Ebene hinauf, der einzelne Höhen aufgesetzt sind. Hier hat Osman, der Vater Omarus im Kampfe gegen die Heiden sein Leben gelassen. Die Fullahs in Ribao betrachten es als ihre Ehrenpflicht, des weiland Lamido Grabstätte zu schmücken.

Wunderbar reizvoll sah es aus, als in der Dunkelheit die Flammen der brennenden Steppe wie feurige Schlangen an den Bergen emporzüngelten. Wie eine Glocke mit strahlenden Lichtkörpern ruhte der Himmel über der schwarzen Ebene. Unaufhörlich fielen Sternschnuppen. Es war Trockenheit und die Heiden brannten die Grasflächen.

Vier Stunden vor Banjo, in Tukurua, rastete die Expedition und erwartete die Erlaubnis Omarus, seine Hauptstadt zu betreten.

Am 13. Dezember sandte mir der Lamido als Willkommensgruß einen hübschen Schimmel entgegen und die Expedition machte sich zum Einmarsch zurecht.

Die Stadt ist weder geschlossen noch massiv gebaut, wie Ngaumdere, das mit seiner spitzengekrönten Mauer, dem Graben und den Zug-

brücken den Reisenden von weitem wie ein mittelalterlicher Platz grüßt. Banjo, das zwischen zwei Bergen im Tale liegt, betritt man, ohne es recht zu merken. Wall und Graben sind zerfallen, die Gehöfte liegen in weiter Ausdehnung wirr durcheinander, und nur in der Nähe des Königsplatzes und um den Markt herum laufen regelrechte Straßen, die von den Lehmmauern der anliegenden Gehöfte gebildet werden.



Ein Gebetrufer.

Bei unserem Anmarsch hörten wir Paukenschlag in der Stadt. Jetzt war es ganz still. In breiten Massen standen die Männer, alle bewaffnet, entlang der Straße, die wir ziehen mußten. Lautlos ließen sie uns passieren; der weite Königsplatz aber war menschenleer; rundum hinter den Zäunen und Hecken standen Bewaffnete, die Pfeile schußbereit auf der Sehne, die vollen Köcher an der Seite, die Schwerter gelockert. Die Lehmmauern waren besetzt mit kampfbereiten Fullahs. Selbst auf den Dächern der Häuser hockten sie schußbereit. Man sah ausschließlich niederes Volk in schmutzigen Toben. Kein Laut des Willkommens!

Ich muß gestehen, daß ich auf dem leeren Königsplatz selbst nicht wußte, wie ich unsere Lage eigentlich beurteilen sollte. Es hieß, den Banjoleuten durch Ruhe und Gelassenheit Eindruck machen, dabei aber doch auf der Hut sein. So ließ ich die beiden Hornisten, die neben mir gingen, weiterblasen, hielt, dem Eingang zum Palast

gegenüber, auf dem leeren Platz an und befahl den zehn Soldaten der Spitze, aufzumarschieren. Mann hinter Mann kamen die Träger heran; sie mußten sich mit ihren Lasten in zwei Reihen niedersetzen, bis Bülow eintraf. Dieser hatte fünf Soldaten und das Maschinengewehr bei sich. Mit ein paar Worten verständigten wir uns über die wenig angenehme Lage. Bülow stieg in Seelenruhe vom Pferde, ließ das Maschinengewehr mitten vor die Front stellen und begann, es mit seinen Leuten zu montieren. Unterdessen rückte der Rest unserer Träger auf.

Jetzt erhob sich unter den Fullahs ein Gemurmel und aus dem breiten Eingangstor der Königsburg, die in ihrer ganzen Ausdehnung von einem 2 m hohen Mattenzaun umgeben war, traten Bewaffnete heraus, die Gefolgsleute des Lamido. Sie nahmen an der Mattenwand entlang uns gegenüber Aufstellung. Es war ein buntes, farbenprächtiges Bild. Die Kaburras (Berufssoldaten) des Lamido in bis an die Kniee reichenden ärmellosen Hemden, die Fullahmütze auf dem Kopf, mit über die Brust gekreuzten dicken Wolldecken, die durch einen ledernen Bauchgurt festgehalten wurden. An Wehrgehängen trugen sie lange gerade Schwerter in ledernen Scheiden. Kurze Messer hingen am Leibriemen. In der Hand hielten die Kaburras den langen Stoßspeer, soweit sie nicht mit Bogen bewaffnet waren und große Lederköcher mit Pfeilen über die Schulter trugen.

Auch Panzerreiter kamen angesprengt. Die Pferde waren mit bunten Wolldecken zum Schutz gegen Pfeilschüsse gepanzert und auch die Reiter selbst steckten in dicken, wattierten Gewändern. Auf dem Kopf trugen sie den tuchüberzogenen Holzhelm, mit wallenden Federn. Die Füße der Reiter steckten in langen, bis über das Knie reichenden, bestickten Lederstiefeln. Sattel- und Zaumzeug aus buntem Leder war reich mit Muscheln und Amuletten benäht. Wie Turnierreiter aus dem frühen Mittelalter sahen diese Fullahreisigen aus. Trugen die Reiter nun auch noch eiserne Kürasse über den Wattepanzern, so sahen sie in den hohen Sätteln wie unförmliche, bunte, eisenbeschlagene Zeugballen aus, sie führten den Langspeer und das Schwert. Kurbettierend, ihre Pferde zu hohen Lanzaden aufstachelnd, kamen sie aus dem Tor der Königsburg heraus.

Den Reitern folgte, umgeben von in weite Gewänder gehüllten, vornehmen Fullahs, ein sehr schlanker, hellgelber Jüngling, der unter einem großen Turban hervor aus großen Augen neugierig zu uns

herüberschaute. Aus dem sorglichen Gebaren seiner Umgebung und dem Geschrei, das die umstehende Menge erhob, erkannte ich, daß es Omaru war, gab Killikandja die Sporen und sprengte auf ihn los. Wie zum Schutz traten sorglich seine Gefolgsmänner vor ihn hin und winkten mir mit den Händen ab. Ich parierte, sprang vom Pferde, machte mir Platz, wobei die Fullahs halb staunend, halb unwillig zurücktraten, und streckte Omaru die Hand entgegen. In den langen, blütenweißen, bis auf die Füße wallenden Gewändern sah der hoch aufgeschossene Jüngling mit dem melancholischen Gesicht eigenartig vornehm und hoheitsvoll aus, einfach und edel in dem bunten Rahmen seiner Umgebung, wie ein seltener Stein in kostbarer Fassung.

Jeder mußte wissen: das war der König. Ein breites Wehrgehänge hing ihm über die Schulter, in dem ein grades Schwert steckte. Mit den Armen stützte sich Omaru rechts auf die Schulter des seriki n' seggi (Mann, der dem Lamido auf das Pferd hilft), links auf den dicken seriki n bindiga (Gewehrverwalter), der in gebückter Haltung stand, um dem Lamido nicht unbequem zu werden. Mit müdem Lächeln reichte mir der bleiche Jüngling die Hand. Eine feine, weiche Hand mit langen Fingern, die ohne jeden Gegendruck einen Augenblick in der meinen ruhte und dann schnell, fast ängstlich, zurückgezogen wurde.

Jetzt trat als Dolmetscher Mahama neben mich; fast ebenso groß wie der Lamido, sah er in seiner neuen Khakiuniform mit den roten Aufschlägen, dem Fez und den blauen Beinwickeln gar stattlich aus. Ich bemerkte, wie ein bewundernder Blick des jungen Herrschers an ihm herabglitt. Ich sagte ihm durch Mahama, ich wolle auf dem Marsch nach Garua sein Land passieren und bäte um seine Freundschaft, die sein Vater meinem Vorgänger, dem Rittmeister von Stetten, bei seiner Jola-Expedition in so hervorragender Weise erwiesen habe. Er fragte, ob ich der seriki n yaki sei, der unter dem Kommandeur in Tibati gefochten habe, und bat mich, die anderen Europäer heranzurufen. Haases langer, schwarzer Vollbart schien ihn besonders zu interessieren, und als Mahama ihm Bülows Namen nannte, lächelte er und sagte, Bello sei ein Fullahname, ein hochberühmter Fullahname, worauf Bülow ihm erwiderte, er habe von dem großen Fullah-Eroberer Bello wohl gelesen. Diese Kenntnis der Fullahgeschichte erregte augenscheinlich Omarus Verwunderung, denn er sprach einige Worte zu seiner Umgebung, die durch beifälliges Gemurmel



Marktverkehr in Banjo.

und Verneigung davon Notiz nahm. Der Lamido hieß uns mit leiser Stimme willkommen und gab einem der Großen einen Wink, uns fortzuführen.

Wir sprangen auf unsere Pferde und galoppierten über den Platz zu unseren Leuten. Die Jaundes saßen noch immer erwartungsvoll mit hochgezogenen Knieen hinter ihren Lasten, die Soldaten standen geschlossen in drei Abteilungen, wie wir gekommen waren, Bülows Leute am Maschinengewehr. Laute Kommandos ertönten, tempomäßig klappten die Griffe, die Geschützträger demontierten exerziermäßig das Maschinengewehr, und Haase ließ die Träger die Lasten aufnehmen. Noch immer stand Omaru vor dem Tor und sah uns zu, noch immer war es still auf dem Königsplatz. Erst als die Hornisten einsetzten und die Soldaten im scharfen Tritt abmarschierten, lösten sich die Volkshaufen; die Leute strömten an uns heran und betrachteten uns mit neugierigen Blicken, viele folgten bis vor unser Quartier.

Wir wurden bei Jerima (Prinz) Issa einquartiert. Der große Häuserkomplex war abgeschlossen und nur durch ein weites sauri (Torhalle) zugänglich. Hier stationierte ich eine Wache, dann begannen wir uns einzurichten. Gegen Mittag schickte der Lamido sechs Rinder und ließ sagen, der Marktverkehr sei frei für unsere Leute.

Bei unserem Marsch in das Quartier hatten wir den Marktplatz passiert und uns über die große Zahl der strohgedeckten Unterstände,

die den Verkäufern gegen die Sonne Schutz gewähren, gewundert. Von Lebensmitteln und Verkaufsgegenständen hatten wir nichts sehen können, weil die uns begleitende Menge die Aussicht versperrte und eine Staubwolke uns einhüllte. Jetzt gingen Bülow und ich mit den Soldaten Mahama, Osman Kato und Ibrahim hinaus, um zu sehen, was es zu kaufen gab. Wir waren erstaunt über den regen Verkehr, der Ngaumdere übertraf und eigentlich in gar keinem Verhältnis zu der Ausdehnung und Bevölkerungszahl Banjos stand. Die Menschen, die wir beim Einzug gesehen hatten, schätzten wir auf 10000 bis 12000.

Von einer neugierigen Menge begleitet, die unsere Soldaten oft nur mit Stößen und Püffen von uns fernhalten konnten, kamen wir bei unserem Rundgang zu der Strohhalle, unter der der seriki n kasua (Marktmeister) seines Amtes waltete. Er ist ein Beamter des Lamido, hat Streitfälle, die beim Handel entstehen, kurzer Hand zu entscheiden und den Marktzins einzutreiben. Der alte Haussah rief einige angesehene Kaufleute herbei; unter ihnen einen Araberlandsmann von Beschir sowie einen Marokkaner, der bis hierher verschlagen war. Mit diesen verständigen Leuten setzten wir uns nieder und holten uns Auskunft über die Preise; dabei entstand fortwährend Lärm und



Haussahhändler.

Balgerei, wenn die vorwitzigen Kinder uns zu nahe kamen und von den Marktpolizisten fortgeprügelt wurden. Bülow meinte, uns ginge es hier, wie den Chinesen früher in Berlin.

In Banjo fand täglich großer Markt statt, weil die Stadtleute nicht, wie in Tibati und Ngaumdere, auf eigenen Feldern ihre Lebensmittel bauen konnten. Die Umgebung der Stadt ist steinig und unfruchtbar. Die Lebensmittel wurden von weither auf den Markt gebracht und waren entsprechend teuer. Die Kaurimuschel vertrat die Stelle des kleinen Geldes. Die Muscheln wurden, weil nur wenige vorhanden waren, hoch bewertet und öfter durch kleine schwarze Perlen ersetzt. Von den Kauris gingen tausend auf einen Faden Zeug und dreitausend auf einen Mariatheresientaler.

Der Markt in Banjo war, im Gegensatz zu den früher von mir besuchten Fullahmärkten in Tibati und Ngaumdere, im wesentlichen ein Lebensmittelmarkt. Wohl gab es auch hier ein Viertel, wo Industrieerzeugnisse aus Europa und einheimische Zeuge von Haussahhändlern ausgeboten wurden, die ihre Waren von der Niger-Company in Ibi und Jola bezogen; wohl gab es Stände, wo Lederarbeiter ihre Sättel und Zäume, Peitschen und Köcher feilhielten, andere, wo Schuhmacher Sandalen, Halbschuhe orientalischer Art und Reiterstiefel verkauften, aber der Fleischmarkt unter Aufsicht der seriki n paua (Oberschlächter) und der Fruchtmarkt nahmen hier den meisten Raum auf dem sonnigen Marktplatz ein. Überall wurde gefeilscht, Kopf an Kopf drängte sich die Menge, über der eine dicke Staubwolke lagerte.

Das Universalnahrungsmittel der Fullahs ist das Durrahmehl. Es wird entweder mit Milch angemacht als suppenartiger Trank, kalt oder warm aus Kürbisschalen genossen, oder mit Wasser zu pfannkuchenartigen weißen Klößen verarbeitet. Solche Suppen und Kuchen werden in ganz Adamaua auch aus Maismehl, im Norden aus Massakuakorn hergestellt. Die Kuchen sind, je nach den Zutaten, verschieden von Geschmack; die besten Leckerbissen, auch für einen europäischen Gaumen, pflegte uns später der Beherrscher von Bebene als Liebesgabe nach Garua zu übersenden, ein Fullahfürst, der mit seiner runden, kugligen Gestalt und dem feisten, fröhlichen Gesicht auch äußerlich als Repräsentant orientalischer Tafelfreuden gelten konnte. Die Hauptingredienzien seines Geheimrezeptes für Fullahkönigskuchen bestanden übrigens in feinem Dattelmehl und frischem Wiesenhonig. Auch Kassada- und hier in Banjo noch etwas Jamsmehl, das ich weiter nach Norden nicht mehr gefunden habe, wurde

verkauft, neben ganzen Früchten dieser Gattung, die mit süßen Kartoffeln auf anderen Ständen zu finden waren. Rohe Kürbisse, Kürbiskerne, fertig gekochte Kürbisstücke fanden sich neben einer gurkenartigen Frucht (Haussah: guna, Fullah: tikillie genannt) in großer Menge vor. Dazu kamen Okro und Pisangs, die weiter im Norden immer seltener wurden. Auch Erdnüsse lagen aus und mannigfaltige Blätter, die zu wohlschmeckenden spinatartigen Gemüsen verkocht werden. Einheimischer Pfeffer, der viel begehrt wird, fehlte natürlich nicht. Zum erstenmal wurde uns hier frischer Honig angeboten, der von jetzt ab nie mehr auf unserer Frühstückstafel fehlte, ebenso wie das erfrischende Tamarindenwasser von hier ab dauernd auf unserer Getränkekarte stand. An Abwechslung in der Kost würde es uns in Adamaua nicht fehlen, davon hatte uns unserer Marktbesuch überzeugt von dessen Anstrengungen wir uns zu Hause bei einem Glase frischer Milch erholten.



Bornuhändler (Kanuri, beri beri).

Nachmittags rüsteten wir zu einem feierlichen Besuch bei Omaru. Die Straßen waren leerer geworden und wir erkannten nun jetzt noch deutlicher, daß Banjo im Vergleich zu der Großstadt Ngaumdere, wo die Gehöfte an der Straße größtenteils durch Lehmmauern abgeschlossen sind, doch eine rechte Bauernstadt war. Wohl führte eine breite Straße zum Königsplatz, aber die Höfe lagen unregelmäßig, nur von Mattenzäunen eingefaßt, nebeneinander. Es gab unbe-

baute Plätze und Viehkrale mitten zwischen Wohnhäusern und Geschäftsständen. Auch die eigentliche Sultansstadt wies nur wenige feste Lehmbauten auf.

Während wir in der inneren Durchgangshalle des Lamidopalastes standen und auf Omaru warteten, trottete brüllend eine von der Weide heimkehrende Kuhherde zwischen uns und den feierlich gekleideten Großwürdenträgern hindurch. In der vorderen Torhalle, die den einzigen Eingang durch den hohen Mattenzaun bildete, lagerte die Leibwache des Sultans. Sie rekrutiert sich fast bei allen Fullahherrschern aus Sklaven. Der freie Fullah fühlt sich als seinem König gleichberechtigter Edelmann und ist viel zu stolz, auch wenn er noch so arm ist, den Dienst eines Leibwächters zu versehen.

Hinter dem Eingangstor lagen im ersten Hofe Häuser und Unterstände. Pferde, Kühe und Esel schauten erstaunt auf die weißen Eindringlinge. Die zweite Halle führte zu den Wohngebäuden und weiter zu dem Harem des Lamido.

Omaru saß in einem halbdunklen Raum gegenüber der Tür, wo durch Aufschüttung von gestampftem Ton eine erhöhte Plattform gebildet wurde, auf einer niedrigen Bank. Er hatte die Füße gekreuzt, seine schlanke Gestalt, die wieder ganz in weite Gewänder gehüllt war, ragte hoch über das Gefolge, das am Boden kauerte, hervor. Schweigend hatten die Höflinge uns eingeführt, schweigend nahmen sie ihre Plätze ein. Der Turban mit dem Litham ließ nur die Augen in dem Gesicht des jungen Sultans frei. Omaru war zunächst befangen und unruhig und wußte augenscheinlich nicht, was er sagen sollte. Bülow und ich hatten unsere Feldstühle ihm gegenüber aufgestellt, Mahama kauerte zu unseren Füßen und Herr Beschir stand, zur Feier des Tages mit schwarzem Gehrock angetan, zur Seite. Ich dankte Omaru für die freundliche Aufnahme und sagte ihm, ich wollte in zwei Tagen nach Garua aufbrechen. Auf die Kunde vom Abmarsch war der Bann gebrochen, Omaru nickte zustimmend mit dem Kopf, gab mir die Hand und ein Beifallsgemurmel ging durch die Reihe des Gefolges. Man hatte augenscheinlich geglaubt, daß wir als ungebetene Gäste bleiben wollten. Daß Jola von den Engländern besetzt und Ngaumdere von Hauptmann Cramer v. Clausbruch gestürmt war, wußten die Fullahs längst. Als ich dann ein lebensgroßes Brustbild des Kaisers hereinbringen ließ, das mit einer schönen seidenen Reisedecke verhüllt war, diese fortnahm und Omaru über die Füße breitete, wuchs das Zutrauen des Sultans sichtlich, er zog seinen Litham unter das Kinn und ein

Lächeln zog über sein bleiches Gesicht. Omaru war der hellste Fullah, den ich gesehen habe. In seinem Gesicht hatte er den müden abgespannten Zug, der jungen Orientalen so oft eigen ist, aber die großen runden, lebhaften Augen sprachen von verhaltener Leidenschaft, die oft bei diesen apathisch scheinenden Menschen zu finden ist. Er dankte herzlich für das schöne Geschenk und bat uns, zu gehen, wie ein Kind, das es nicht erwarten kann, mit seinem Spielzeug allein zu sein.

Im Lager hatte unterdessen Haase die Kaurimuscheln ausgegeben, die er bei den Großhändlern auf dem Markt gegen Stoffe eingetauscht hatte.

Die Nacht war kühl; ihre Stille unterbrachen zum erstenmal wieder das „hui“ der Hyänen und die langgezogenen Allahrufe der Vorbeter, die uns daran erinnerten, daß wir auf mohammedanischer Erde weilten.

Am nächsten Mittag schickte der Sultan zwei gute Pferde und bat mich, allein zu ihm zu kommen, da er Wichtiges mit mir zu besprechen habe. Ich nahm ihm eine schöne, nach Kairenser Muster in Berlin gestickte Tobe mit, Rosenöl, ein Offiziersbandolier und ein Bilderbuch, das in Farben Soldaten der verschiedenen Waffengattungen des deutschen Heeres darstellte. Der Sultan empfing mich in demselben Raum wie tags zuvor, hieß sein Gefolge bis auf einen alten Malam (Priester) hinausgehen und fragte mich dann durch Mahama, ob wir auch wirklich nicht Banjo besetzen wollten. Er führte mir aus, daß sein Vater mit seinem Blute dieses Land von den Heiden erobert habe, daß Stetten seinerzeit Hilfe gegen Tibati heischend zu ihnen gekommen sei und freundliche Aufnahme gefunden habe; daß er keinem Europäer etwas zu Leide getan habe, aber auch niemand gerufen hätte. Er werde unbedingt kämpfen, wenn man ihm sein Land abnehmen wollte. Ich beruhigte ihn mit der Versicherung, daß niemand an Okkupation seines Landes denke, es könne ihm doch nur lieb sein, wenn die Europäer mit ihm Handel treiben wollten, vielleicht könne er auch zu seinem Schutz einen Posten in seiner Hauptstadt erhalten. Aber mit dieser Anspielung kam ich unrecht an; Omaru schlug sein weites Gewand zurück, faßte an sein Schwert und sagte mir, das sei bislang sein Schutz gewesen und würde es mit Allahs Hilfe bis zu seinem Tode sein. Wenn ein Weißer in seiner Stadt säße, so sei dieser der Herr im Lande und nicht er. Selbst Jola habe er sich nur gefügt, weil der Herrscher dort als Emir von dem Beherrscher der Gläubigen in Sokoto eingesetzt sei und er seines Segens für seine Herrschaft bedürfe. Mit Gewalt



Unsere Karawane auf dem Marsch in der Adamauasteppe.

solle ihm niemand Vorschriften machen. Nur mit Mühe gelang es mir, den Sultan einigermaßen zu beruhigen, indem ich ihm die Vorzüge des schönen Gewandes, das ich ihm mitgebracht hatte, auseinanderzusetzen versuchte und ihn bat, gegen Abend mit Bülow wiederkommen zu dürfen, um uns zu verabschieden. Der alte Priester redete eifrig auf den Lamido ein, und mir war es nach diesem Besuche klar, daß für Nolte eine friedliche Lösung seiner Aufgabe, in Banjo eine Station einzurichten, mit Rücksicht auf das ausgesprochene Unabhängigkeitsgefühl des Lamido ungemein schwierig sich gestalten würde.

Im Quartier setzte ich mich deshalb unverzüglich nieder und schrieb Herrmann Nolte eingehend, daß er in Banjo auf guten Willen der Fullahs überhaupt nicht hoffen solle, daß er würde entweder fechten müssen oder aber mit allgemeiner Landflucht der herrschenden Fullahklasse zu rechnen haben.

Gegen Abend brachte ich dem Sultan einen feinen Fez, Rasiermesser, Spiegel, Goldperlen und namentlich einige große Glocken für seine Lieblingskühe. Omaru war beim Abschied recht zutraulich und klatschte vor Vergnügen in die Hände, als wir bei Dunkelheit mit brennenden Magnesiumfackeln abgeholt wurden.

Haase überwies er ein Reitpferd und der Expedition zehn Stück Jungvieh für die Reise und wünschte uns Gottes Segen, als wir am 15. Dezember auf das Gendero-Gebirge zu aus Banjo hinausmarschierten. Der Lamido hatte in der Ebene nördlich der Stadt bei einem Bauernhof mit seinem Gefolge Posten gefaßt und ließ sich von Herrn Beschir erklären, was wir alles mit uns führten. Letzterer war auf seinen Wunsch mit der schönen Fatme und, was mir besonders lieb war, auch mit seinem sonstigen massenhaften Gepäck in Banjo geblieben, um etwas Atem zu schöpfen, wie er sagte, und dann langsam nachzukommen. Beschir und Fatme starben später mit Nolte zusammen.

Eine breite, staubige Karawanenstraße vermittelte den Verkehr in der fast baumlosen, steinigen Ebene, die leicht gewellt nur da einige Be-

wachsung zeigte, wo sie von Gebirgswassern befruchtet wurde. An diesen lagen dann die ärmlich gebauten Fullahsiedlungen. Aus ihnen kam überall schönes Vieh neugierig auf die graue, bewegliche Schlange zugetrabt, die unsere Leute, Mann hinter Mann gehend, bildeten. Wenige Schritte von uns entfernt blieben sie brüllend stehen und sahen uns aus großen Augen an. Viele reine Fullahs standen vor den Eingängen zu ihren Höfen, die phrygische Mütze auf dem Kopf, mit einer blauen Tobe oder einem einst weiß gewesenen, bis an die Kniee reichenden Haussahhemd bekleidet. Sie stützten sich auf den starken Stoßspeer und hatten eins der dürren Beine hochgezogen und untergeschlagen oder gegen das andere gestützt. Das ist ihre Normalstellung. Sie haben scharf ausgeprägte Gesichter, ob schwarz oder hell, vielfach Adlernasen. Abseits von der Straße sahen wir mehrfach kleinere Flecken, und am 17. quartierten wir uns in Sambulaba, einem solchen Neste ein, das halb von Bergen eingekesselt war.



Siegfried von Bülow bei seinen Vermessungsarbeiten.

Uns standen schwere Tage bevor; wir sollten über den Genderupaß hinweg in die Kontschaebene hinabsteigen. Der Jauro (Dorfschulze) von Sambulaba hätte mit seiner hohen Gestalt, seinem scharfgeschnittenen, ausdrucksvollen Gesicht und seiner würdevollen Festigkeit wohl auf einem märkischen Bauernhof geboren sein können. An einen starrköpfigen Alten in der sandigen Mark erinnerte auch die zähe Energie, mit der er, unbeschadet all meines Zuredens, dabei verharrte, uns kein Vieh gegen die Sultanstiere eintauschen zu wollen, die mittlerweile müde geworden waren und von denen ich mir wenig Freude für den Gebirgsmarsch versprach. Auch Staub wie in der Mark gab es hier am Gebirge, so daß uns allen abends die Kehlen weh taten; auch dies wies uns, als wir nach des Tages Last und Hitze abends zusammensaßen, auf den Vergleich mit des Heiligen Deutschen Reiches Streusandbüchse hin.

Bülow war in diesen Tagen immer erst gegen 4 Uhr nachmittags in das Quartier gekommen: so viel mußte er peilen, messen und fragen. Noch schlechter aber sollte es uns in den folgenden Tagen ergehen.

Wir stiegen bergan in steiniges, steriles Gebirgsland, in dem weder Strauch noch Baum den Wanderer begrüßt; nichts als Geröll, Felsen, Kuppen und Klippen, dazu die Stille des Todes, und nur hin und wieder hoch oben in der Luft ein Milan oder ein Adler, die ihre Kreise ziehen. Wunderbar war die Himmelsfärbung, die wir am 18. Dezember, in einem Talkessel biwakierend, beobachteten. Als der blutrote Sonnenball sich hinter den Bergen im Westen senkte, hoben diese tiefschwarz von einem gelben, blauen und violetten Hintergrunde sich ab und ein Vorhang beschloß den Tagesakt, wie ihn so wunderbar die Natur nur in einer tropischen Hochgebirgslandschaft zu schaffen vermag. Bülow, Haase und ich standen staunend beisammen und freuten uns des wunderbaren Schauspiels in der Ehrfurcht gebietenden weiten Natur, deren Stille echt afrikanisch nur durch das Geschrei unterbrochen wurde, mit dem sich die Neger um das Fleisch von drei geschlachteten Ochsen stritten.

Am 19. Dezember ging es den ganzen Tag unter dem einförmigen Geschrei meines Pferdepflegers, der sich nach höfischer Fullahart stolz den Titel »seriki n seggi« (Oberstallmeister) beigelegt hatte, »haurawa gangarawa« (gib acht, bergauf bergab) in glühender Sonne dahin. Oft waren die Saumpfade so schmal, daß ich absteigen mußte und Killikandja, sorglich an Zaum und Schwanz gehalten, geführt werden mußte. Unsere Führer erzählten Schreckensgeschichten

von den Galimheiden, die den friedlichen Haussahkarawanen auflauerten, wenn sie diese hohlen Gassen passierten. Vielfach lagen Gerippe von Pferden und Rindern in den Abgründen. Selten nur erfreute uns der freundliche Gruß vorbeiziehender Haussahkaufleute, die von Norden kamen, um in Banjo Kolanüsse zu kaufen.

Halb vier war es an diesem 19. Dezember, als ich, der Karawane mit den Führern weit voraus, am rauschenden, kristallklaren Wasser des Mao Bumedie halt machte. Wir befanden uns 2000 m hoch unmittelbar unter der Genderuspitze. Erst zwei Stunden später trafen meine ersten Leute lahmend und trotz der Bergkühle in Schweiß gebadet ein. Sie waren nur mit großer Mühe zu dem Versuch zu bewegen, einiges Brennholz zu sammeln, um Feuer anzumachen; denn es mußte bitter kalt in der Nacht werden. Wie froh war ich, daß ich gerade mit Rücksicht auf diesen Genderumarsch in der Erinnerung an meines alten Kommandeurs v. Stetten Erzählungen reichlich Zeltbahnen für die Leute mitgenommen hatte, die nun aufgeschlagen werden konnten, während die Ochsen, die glücklich mitgekommen waren, unten am Bach bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne geschlachtet wurden.



Mein Pferdeknecht.
Kamberi aus Jola gebürtig.

Vor diesem Gebirgsmarsch hatte ich einige Befürchtungen gehabt und mit Bülow viel darüber gesprochen, wie unsere armen, schwer beladenen Träger aus dem schattigen Waldlande ihn aushalten würden. Tagsüber die glühende Sonne, die von dem erhitzten Gestein sengend

zurückstrahlt und unmittelbar anschließend diese eisige Nacht, wie sie die Waldbewohner noch viel weniger gewöhnt sind.

Gegen acht Uhr abends erst kam Bülow, gegen zehn der arme Haase mit mehreren Leuten an, die in Hängematten getragen wurden. Wir Europäer haben in der mondhellen Nacht kein Auge zugetan, sondern mit den Soldaten die Zeltbahnen zusammengeknöpft und aufgeschlagen, die zum Teil völlig teilnamlosen Jaundes darunter dicht aneinander gebettet und Feuer unterhalten, was bei dem wenigen Holz nicht ganz leicht war. Als es dämmerte saßen wir drei bei einem Kessel heißen Rotwein zusammen in Decken gehüllt, während rundum das Steingeröll sich mit weißem Reif bedeckte und Totenstille über die phantastisch aussehende Steinwüste sich gebreitet hatte. Wir nickten, auf die Ellbogen gestützt, etwas ein und ich hörte im Halbschlaf das eintönige Murmeln des Baches und hin und wieder das Stöhnen einzelner Kranker.

Als wir aufbrachen, zeigte Bülows Thermometer zwei Grad Kälte und die Jaundes gebärdeten sich mit ihren abgestorbenen Gliedmaßen wie die Unsinnigen, verbrannten sich an den Feuern Hände und Füße und vermehrten auf diese Weise nur noch ihre Leiden. Zwei, die bereits ins Lager hatten getragen werden müssen, waren während der Nacht in das Jenseits hinübergeschlummert. Wir redeten den Leuten zu, es wäre nun überstanden, sie sollten Mut fassen, ihre Lasten aufnehmen und stramm vorwärts marschieren, dann würden sie auch die Kälte nicht so empfinden, aber was nützt in solchen Augenblicken bei Negern ein Einwirken auf ihren Verstand? Sie folgten nicht eher, als bis wir auf die armen Gesellen mit einem Donnerwetter losfuhren. Das eiserne Muß ist das einzige Mittel, das in solchen Lagen nicht versagt.

Als die Sonne aufging, stiegen wir unvermittelt 500 m tief ins Tal hinunter, in dem, wie aus der Spielzeugschachtel entnommen, mit Wall und Graben umgeben die Stadt Dodeo uns winkte. Wie jauchzten die Jaundes der Sonne entgegen, die höher und höher kam, je tiefer wir stiegen, und deren feurige Strahlen immer wirkungsvoller auf uns herniederschienen, bis sie gegen 10 Uhr im Tal unten bereits wieder unerträglich wurden und den stöhnenden Trägern manchen Schweißtropfen entlockten. Von Boten des Wasiri (Vezier) von Dodeo begrüßt, der an Stelle des in Jola weilenden Jauro Suli hier residierte, zogen wir in der weiten Ebene dahin, öfter den Blick nach dem Gebirgsmassiv zurückwendend, das hinter uns in einer



Haase. Dominik. v. Bülow.

Mit zusammengesetzten Lasten.

blauen Dunstwolke sich verhüllte, ebenso wie die Bergkonturen seitlich der Straße. Man könnte das eigentliche Adamaua nach dieser Farbenstimmung, die in der Trockenzeit über der Landschaft liegt, mit Recht „das blaue Land" nennen. Zwischen Dodeo und Kontscha gibt es nur kleine Dörfer. Je mehr das Gebirge zurücktritt, nimmt der Savannencharakter des Landes zu, das nur am Mao (Fluß) Dube urbar gemacht und angebaut ist. Da mehrmals größere Durststrecken zu passieren waren und am Tage die Sonne gar zu heiß brannte, benutzte ich die Mondscheinnächte zum Marschieren, was uns allen bis auf den armen Bülow sehr zustatten kam, der natürlich, um seine genauen Aufnahmen und Messungen zu machen, in der Tageshitze folgen mußte.

Am 23. nachmittags zogen wir voller Erwartung in das von Flegel gepriesene Kontscha ein. Fast eine halbe Stunde marschierten wir durch einen Park von herrlichen alten Brotfruchtbäumen, Tamarinden, Sykomoren und Dattelpalmen. Die bewohnten Gehöfte lagen verstreut und die Trümmer niedergebrochener Häuser und umgestürzte Zäune wiesen darauf hin, was Kontscha früher gewesen war, ehe Omarus Vater ausgezogen war, um Banjo zu gründen, weil es in der Nähe von Kontscha nicht mehr genügend Sklaven zu jagen gab. Der junge Yauro Abdul Kadri begrüßte uns herzlich vor einem recht verfallenen Gehöft.

In der Nähe des Sultansgehöftes lagen die bewohnten Höfe dichter beieinander, und auf dem Markt herrschte noch ein für die Nachmittagsstunde verhältnismäßig reges Leben. Wo die Schlächter ihre Stände hatten, balgten sich, unbekümmert um die Menschen, die Geier im Sande um fortgeworfene Knochen und Fleischstücke. Auf einer Hütte thronte unbeweglich und würdevoll zur Freude unserer Träger ein riesiger Pavian, der gleichmütig auf uns herabsah, als wir in unser Quartier einzogen.

War auch Kontscha nicht mehr die Stadt, wo Milch und Honig fließt, als welche Flegel sie bezeichnet, so war der schattenreiche Platz mit der freundlichen Bevölkerung doch recht geeignet, Weihnachten würdig zu feiern. Haase hatte mit vieler Kunst aus einer kleinen Palme mit Lichtern einen Christbaum hergestellt, um den wir abends bei einer Flasche Champagner zusammensaßen; zum Staunen der Fullahs und unserer Leute sangen wir Weihnachtslieder im Mondschein miteinander. Meine alte Mutter hatte fürsorglich schon im August an das Weihnachtsfest gedacht und ihrem Sohn eine Kiste mitgegeben, die nun feierlich geöffnet wurde, so daß jeder mit einer Kleinigkeit weihnachtlich beschenkt werden konnte. Der gute Bülow überraschte mich mit Flegels Schriften, in denen er die Briefe aus Kontscha mit einem entsprechenden Vermerk und einer Widmung versehen hatte.

Die Ruhe am 25. tat den Trägern sehr wohl. Erst als am ersten Weihnachtsabend der Mond aufging, zogen wir über den reißenden Mao Deo, dessen weißes Sandbett wie ein weites Schneefeld leuchtete. Fast alle Flüsse in Adamaua haben infolge der Undurchlässigkeit des Bodens und der plötzlich mit gewaltigen Wassermassen einsetzenden Regenzeit breite Betten, die aber nur wenige Tage im Jahr ganz voll Wasser laufen. Sonst führen je nach der Jahreszeit nur die tiefen Rinnen fließendes Wasser.

Bis nach Tschamba, wo wir mit Jahresschluß ankamen, marschierten wir wegen der drückenden Hitze wieder nachts. Der Weg führte durch eine öfter mit lichtem Walde bestandene, steinige Ebene. Wir passierten am 26. Dezember Laro, am gleichnamigen Berge gelegen. Von hier zweigt die direkte große Handelsstraße nach Jola ab. Wo wir im Tal des Mao Deo marschierten, trafen wir große Flüge von Wasservögeln. Auch die Pallahantilope trat hier in Rudeln auf.

Als wir am 30. nachts in das von Palmen umgebene Djatau einrückten, hörten wir plötzlich laute Kommandoworte. Es war der

farbige Sergeant Dia mit 15 Mann, die aus Garua von der Abteilung des Hauptmanns Cramer von Clausbruch uns entgegenkamen. Der Hauptmann befand sich über Ngaumdere auf dem Rückmarsch zur Küste. Er hatte in Garua mit zwei Kompagnien den Angriff zurückgeschlagen, den Zuberu, der Emir von Jola, auf die deutschen Truppen gemacht hatte, nachdem er von den Engländern aus seiner Hauptstadt vertrieben war. Oberleutnant Schlosser wartete



Die Karawane im Gras am Benue.

in einem festen Lager bei Garua die Ankunft meiner Expedition ab, um dann gleichfalls zurückzumarschieren, während Oberleutnant Radtke noch gegen den Lamido Rei von Bubanjidda im Felde stand.

Das waren viele Neuigkeiten, die Dia mitbrachte und die ganze Zukunft erschien uns in einer neuen Beleuchtung; statt auf einen friedlichen Beobachtungsposten zu ziehen, kamen wir mitten in den Krieg hinein unter eine fanatisch erregte Bevölkerung.

Aber zum Nachdenken war zunächst wenig Zeit, denn es hieß, erst einmal im Dunkeln die müden Leute unterbringen. Solche gebieterischen Forderungen, die der Augenblick in Afrika oft an den verantwortlichen Führer stellt, habe ich häufig dankbar empfunden,

wenn eine veränderte Lage oder ein Hindernis sich unerwartet der programmäßigen Weiterentwicklung der Dinge entgegenstellte.

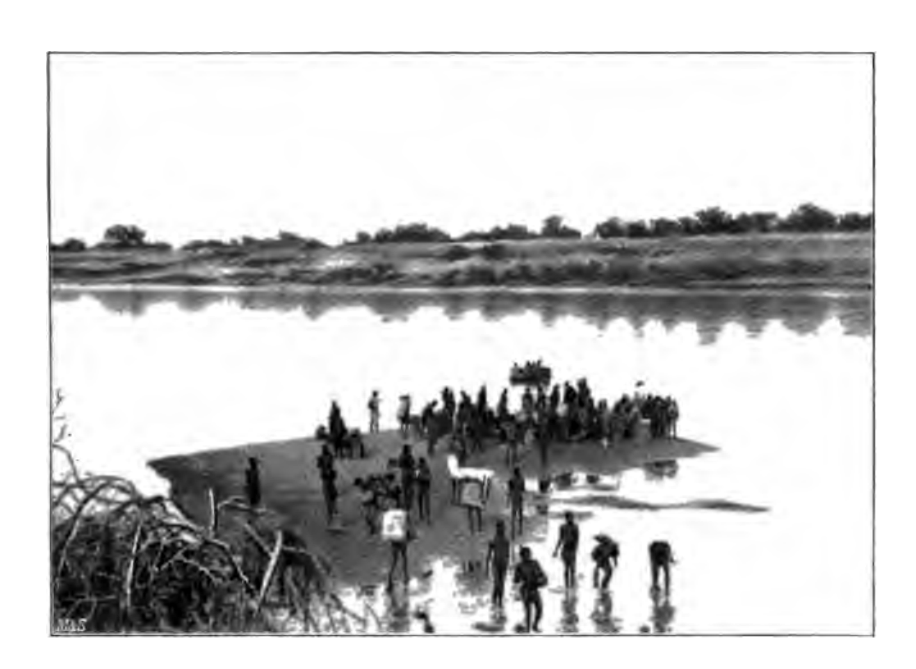
In der Savanne vor Tschamba ritt Bülow an die Faroseen voraus, um Flußpferde zu schießen. Die wasserreiche Seengegend mit dem niedrigen Baumwuchs ist wie die Flußtäler reich an Flugwild. Fortwährend stieß Tyras Ketten von Perlhühnern auf, die ich vom Pferde aus sehr bequem schoß; denn Killikandja war schußfromm geworden, wie ein gutes englisches altes Herrenpferd. Mißtönenden Schreies strichen Kraniche in trägem Fluge ab, wenn sich die Karawane näherte, und wo eine Wasserrinne war, erhoben sich schnatternd dichte Züge von Enten, um mit kurzen, schnellen Flügelschlägen das Weite zu suchen. Auf der Jolaseite wurde es bergig und von den steinbedeckten Hügeln bellten uns Paviane nach, während kleine Affen, in ganzen Familien von der Tränke kommend, hurtig über die Straße rannten, um schnell im Busch zu verschwinden.

Tschamba liegt weitläufig gebaut in der Ebene. Auch hier sieht man deutlich, daß die Stadt früher weit bedeutender gewesen ist. Von Tschamba aus ist Tibati gegründet, wie Ngaumdere von Turua aus, das wir am 3. Januar erreichten. Der junge galadima (Hofbeamter), der hier für den Lamido von Tibati regierte, versah uns sehr reichlich mit Verpflegung und behielt zehn marode Träger bei sich, um sie uns später nach Garua nachzuschicken. Schon eine halbe Stunde hinter der Stadt kamen wir in das 800 m breite Farotal. Die zwei Wasserrinnen in dem Riesenflußbett waren kaum hüfttief.

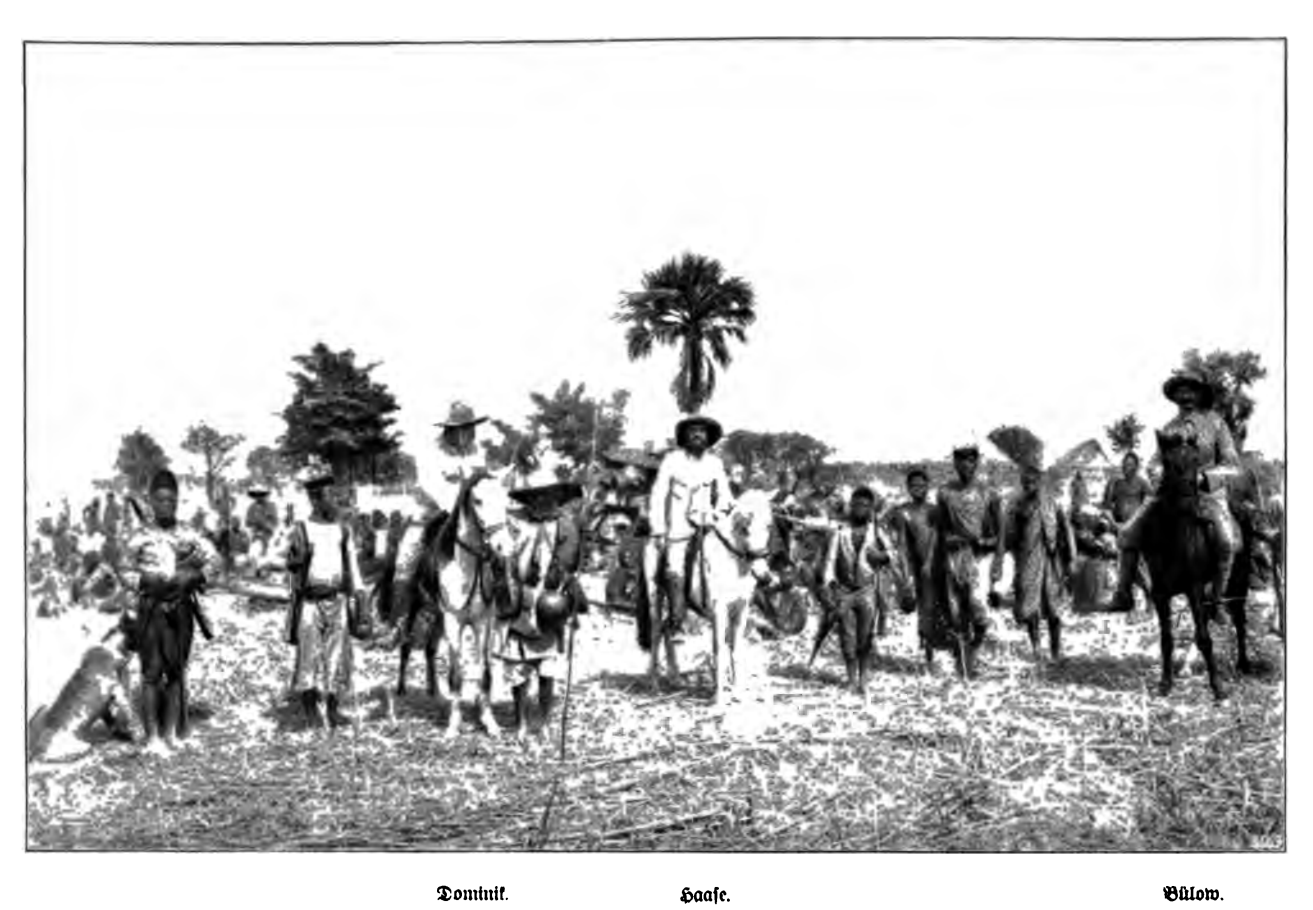
Zum ersten Male quartierten wir uns hier in Heidendörfern ein, die, nach Fullahart gebaut, inmitten der hohen, die Flußufer einfassenden Grassavanne lagen. Die Bewohner waren Battas, tiefschwarze, gut gewachsene Leute, nur mit einem Hüftschurz bekleidet und mit primitiveren Waffen ausgerüstet als die Fullahs, deren Bogen, Pfeile und namentlich Stoßspeere kunstvoll gearbeitet sind. Den Battas hat vor dem Fullaheinfall das Land am Benue, wo Jola und Garua liegen, sowie das angrenzende Farogebiet gehört, sie sind natürlich Todfeinde ihrer mohammedanischen Beherrscher, welche die Heidenhunde (iriwando kafri, wie die Fullahs stets sagen) unter sich verteilt haben und ihre Häuptlinge, von den Fullahs arnado genannt, mit Sklaven- und Lebensmittelabgaben weidlich bedrücken. Die Battas sind vorzügliche Fischer, und auch der junge yerima (Prinz) Husseni in Turua regalierte uns mit Fischen, die auf den weiten Seen um Turua und Bundang von den ihm zinspflichtigen Battaheiden gefangen waren.

Husseni ist ein Bruder des Lamido Mai von Ngaumdere, der meinem alten Freunde, dem Lamido Abó, folgte, der gegen Hauptmann v. Clausbruch fiel. In Turua und Bundang ist die Scheidung zwischen Fullah-Burg und Haussah-Stadt scharf durchgeführt, der wir in Adamaua häufig begegnen.

Als Viehzüchter und Herdenbesitzer sind die Fullahs oder Fulbes wahrscheinlich an der Küste entlang aus dem südlichen Marokko kommend, in Senegambien eingewandert — die Senegalesen sprechen einen Fulbedialekt — und im 18. Jahrhundert schon wohnen sie in den Haussahländern und in Bornu. Nicht eingesessen, sondern nur geduldet, weideten sie ihre Herden, bis sie im Anfang des 19. Jahrhunderts die morsche Haussahherrschaft abschüttelten und einen Fullahfürsten auf den Thron von Sokoto setzten. Immer mit ihren Herden sind die kriegslustigen Fullahherrengeschlechter dann weitergezogen, haben im fremden Lande feste Lager (sanserni) gebaut und von hier aus die Heiden unterworfen, sich Reiche gegründet und diese dann als neue Provinzen an das alte Sokoto angeschlossen. Handel und Industrie sind überall in den Händen der Haussahs geblieben, die sich, wie hier



Mit Faltboot über den Benue.



Dominik. Haase. Bülow.

Garua erreicht.

fünfviertel Stunden entfernten Feinde. Hier fanden wir in den Fullahhöfen mit all unseren Leuten gutes Quartier.

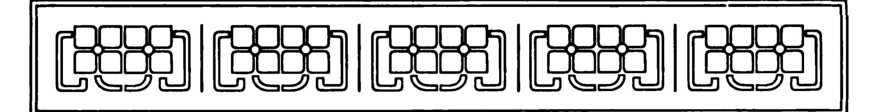
Auf einem breiten Sandweg galoppierten wir gegen Abend, nachdem wir uns eingerichtet hatten, zurück nach Garua in Schlossers Lager. Er unterrichtete uns über die Lage, zeigte uns die Plätze, wo der erbitterte Kampf mit den Fanatikern Zuberus stattgefunden hatte, die im Morgengrauen Hauptmann von Cramers Lager hatten stürmen wollen.

Hinter uns in Adamaua die beiden Herrschaften Tibati und Ngaumbere unterworfen, in Banjo der brave Nolte: jede Gefahr im Rücken also ausgeschlossen. Im Westen Jola, eben von den Engländern besetzt, ein Bollwerk gegen die mohammedanische Welt. Im Osten Bubanjidda von Oberleutnant Radtke geschlagen, der jetzt in Mubi stand: also auch auf den Flügeln keine unmittelbare Gefahr. Aber im Norden der fanatische Emir, der bei Marua alle Kräfte zu einem endgültigen Schlage gegen die Europäer zusammenzog, und dahinter die unbekannte mohammedanische Welt von Mandara und Bornu!

Der Marschrichtungspunkt war uns gegeben. „Sie werden hier mit Ihrer kleinen Macht angegriffen werden und sich nicht halten können“, sagte mir Schlosser. Ich antwortete: „Der Hieb ist die beste Parade.“

Als Bülow und ich heimtrabten, war lange Zeit jeder von uns mit seinen Gedanken allein; die Lage war zweifellos ernst. Im Leinde war ich mit mir im klaren und sagte zu Bülow: „Wenn Schlosser morgen abmarschiert, der durch strikten Befehl dazu gezwungen ist, bauen wir das Lager aus, lassen Krawietz und Haase dort als Besatzung und schlagen mit Radtke Zuberu.“ „Bravo“, antwortete Bülow und dann riefen wir Haase und gedachten bei einer schäumenden Flasche unseres Marsches mit den wenigen Soldaten bis hierher. So weit ist es gegangen und es wird auch weiter gehen: Nicht rechts geschaut, nicht links geschaut, vorwärts, geradeaus, auf Gott vertraut, und — durch; da rief der Malam in die stille Mitternacht nach des Propheten strenger Satzung sein metallen scharfes: „Allahu akobar“.*)

*) Der immer wiederkehrende mohammedanische Gebetsruf:
Allahu akobar — ashadu an la illah il allah — ashadu an Mohamed rasul allah! — haja allah sala — haja alla felah! — la illah il allah — allahu akobar.



Viertes Kapitel.

Garua und Marua.

Wollten wir wenigen Europäer uns in Garua behaupten, so konnte es nur geschehen, wenn wir uns als ein Fels erwiesen, an dem die Macht des Emirs zersplittern mußte. Unmöglich war es, zu versuchen, uns die Freundschaft der Fullahs im Lande zu gewinnen und sie zum Abfall vom Emir zu bewegen. Denn lieber ließen sich diese fanatischen Mohammedaner von ihrem Fullahoberhaupt mit Skorpionen züchtigen, als von dem weisesten, besten und gerechtesten Ungläubigen mit Zuckerbrot beschenken. Unmöglich war es aber auch, die zahlreiche Heidenbevölkerung, die teils unterworfen als Sklaven im flachen Lande der Fullahs arbeiteten, teils frei in den unwirtlichen Bergen herumschweiften, gegen die Fullahs auszuspielen. Denn man hatte es hier nicht mit für logische Gründe zugänglichen Verstandesmenschen, sondern mit Wilden zu tun, die auf niedriger Kulturstufe stehend, jedem mißtrauten, und die man ebensowenig zusammenrufen oder zusammenbringen konnte, wie Schwalben in der Luft oder Fische im Meer. Zuberu selbst zu gewinnen, wäre vielleicht, nachdem die Engländer ihn aus seiner Residenz vertrieben hatten, möglich gewesen, wenn man ihm mit dem Wohnsitz in Deutsch-Adamaua auch die Herrschaft dort belassen hätte, wenn er ein anderer und nicht Zuberu gewesen wäre. Der aber war ein mohammedanischer Zelot, für den der gebildetste Europäer ebenso ein zu bekämpfender unreiner Kafer (Ungläubiger) war, wie der nackend gehende Tengelinheide in den Sandsteinmassivs am Benue.

Hier galt nur die ultima ratio; sofern wir in Adamaua bleiben wollten, hieß es, Zuberu unschädlich machen und eine europäische Herrschaft aus eigener Kraft aufrichten.

Mit Tagesanbruch ging es in Leinde an die nötigen Vorbereitungen. Die Soldaten reinigten ihre Waffen, Haase ordnete und öffnete die Lasten, trug zusammen, was an Handwerkszeug gebraucht wurde und nahm eine genaue Musterung der Träger vor. Bülow und ich galoppierten nach Garua und übernahmen vom Oberarzt Krawietz Gefangene, Pferde, Kühe und Esel, Vorräte, kurz alles, was von den Kompagnien zurückgelassen war. Mit diesen hatten, nachdem Zuberus Angriff abgeschlagen war, auch bereits die reichsunmittelbaren Fullahmachthaber bis an den Mao Lue hinauf Fühlung gesucht. Jenseits dieses Flusses dehnt sich bis nach Binder auf der einen Seite, bis nach Marua und seinen Vorstädten auf der anderen Seite hin ein ungefähr 50 km breiter Gebirgs- und Unlandsgürtel aus, in dem die Heiden noch nicht wirklich unterworfen waren, den die Gläubigen nur auf schmalen Karawanenstraßen und mit geringer Sicherheit für ihr Leben passieren konnten.



Lamido Buba von Leinde mit Garua-Händlern.

Die Fullahs nördlich dieses Heidenstriches (fullah funange genannt) hatten noch nicht gegen die Europäer gefochten; bei ihnen sammelte der Emir mit den Lamidos von Bubanjidda und Marua zusammen sein Heer. Wenn man eine politische Landkarte des Emirats Jola damals hätte anfertigen wollen, so hätte sie ungefähr ausgesehen, wie eine solche des heiligen römischen Reiches deutscher Nation vor dem Reichsdeputationshauptschluß. Der Resident von Garua führte späterhin, nachdem er die Herrschaft Zuberus angetreten hatte, noch 64 Reichsunmittelbare in seinen Listen. Sie alle waren souverän und hatten tuta da rauani (Fahne und Turban)

vom Emir, dem sie heerbannpflichtig waren. Die Größeren von ihnen, die viel Land und Leute besaßen, nennen sich Lamidos, die Kleineren Yauros. Da gab es nun Lamidos, wie z. B. den Beherrscher Maruas, dem zehn bis zwölf Yauros tributpflichtig waren, deren jeder einzelne zehnmal soviel Leute besaß, wie z. B. der Yauro von Bazeo, der kaum zehn Pferde sein eigen nannte. Aber Bazeo war reichsunmittelbar und damit als armer Schlucker ungleich vornehmer als einer der reichen Yauros des Lamido von Marua. Die Ebenbürtigkeit spielt nicht nur in den Kulturstaaten eine Rolle und nicht nur der Chinamann wackelt mit dem Kopf, sondern — anderswo trägt man auch 'nen Zopf.

Ich ließ an die Reichsunmittelbaren, die sich bereits gestellt hatten und auch an die umwohnenden Batta- und Tengelinheiden durch einen schriftkundigen Malam Requisitionen für Arbeitergestellungen ergehen. Denn Oberarzt Krawietz versicherte uns, daß das bisher bewohnte Lager am Benue ungesund sei; und daß es so dicht am Flusse von Moskitos und Fliegen wimmelte, erfuhren wir selbst zur Genüge. Diese Möglichkeit, schriftlich mit den Eingeborenen zu verkehren, ihnen genaue Vorschriften geben und Forderungen zugehen lassen zu können, weiß erst der wirklich zu schätzen, der sich jahrelang im Kameruner Waldland herumgeschlagen hat, wo jedermann sein eigener Herr ist, wo alle zehn Stunden eine neue Sprache gesprochen wird, wo natürlich kein Mensch schreiben und lesen kann, wo die Zahlenausdrücke der Menschen nur bis fünf reichen — sechs nennen diese Rechenkünstler schon 5 und 1 — und wo jeder eine so ausgeprägte Phantasie besitzt, daß er nicht dazu fähig ist, einen Auftrag so wiederzugeben wie er ihm übermittelt ist oder etwas auch nur einigermaßen so zu erzählen, wie er es gesehen hat, sondern stets Zusätze macht: — da ist mit Runderlassen nach Schema F schwer arbeiten! Hier ging's schon eher!

Kultur und Religion sind auch in Afrika so eng miteinander verbunden, daß überhaupt nur dort, wo wir Christen oder Mohammedanern gegenüberstehen, im allgemeinen von Kultur gesprochen werden kann; der Neger aus sich ist nicht fähig, sich in einen Kulturzustand zu erheben; er wird ihm mit den Lehren der Religion zugeführt. Wo nun die christliche und die mohammedanische Religionslehre zusammentreffen, gebührt der ersteren selbstverständlich unbedingt der Vorzug, denn wir — die Träger der Macht und die zweifellos fortgeschrittenste Rasse — sind Christen und haben die Überzeugung, daß

unsere Lehre die rechte ist, aber die Ansicht, daß der mohammedanische Neger um nichts besser ist als der heidnische und daß nur der auf christlicher Basis stehende Neger kulturell gehoben ist, kann ich an der Hand der Lehren des praktischen Lebens nicht teilen. Daß das Verhältnis der Rassen unter dem Gesichtspunkt der Kulturfähigkeit betrachtet ein sehr verschiedenes ist, steht zweifellos fest. Zweifellos fest steht auch, daß die geistigen Fähigkeiten der Durchschnittsneger zur Aufnahme der Religion gering sind; kann es uns da wundern, wenn der Neger mehr der zweifellos niedriger stehenden Religion, dem Mohammedanismus, als dem Christentum mit seinen hohen sittlichen Anforderungen zuneigt? Aus diesem Grunde braucht man aber im Mohammedanismus durchaus nicht einen noch grimmigeren Feind des Christentums zu sehen als im Heidentum, wie dies häufig geschieht.

Ich weiß, daß viele Leute der Ansicht sind, die Kultur des Mohammedanismus sei keine wahre Kultur; gewiß, vom ethisch-religiösen Standpunkt aus; wenn man von der Kultur auch die Betätigung sittlicher Kräfte, sittliches Wollen verlangt, so läßt sich darüber streiten, aber, wenn man das Wort in dem Sinne von gehobener, verbesserter Lebensart der Menschen auffaßt, dann wird an einer mohammedanischen Kultur in Afrika und einem Vorteil derselben vor gar keiner wohl kaum jemand zweifeln können, der einmal längere Zeit unter heidnischen, kulturlosen Negern gelebt hat.

Wie selten wird ein Neger wirklich Christ, wenigstens in Afrika! Ist er fähig, die tiefgegründete, vielseitige Moral dieser Lehre wirklich aufzufassen? Meist bleibt es bei Äußerlichkeiten. Eine so grobsinnliche Religion, wie es der Islam ist, der viel weniger tiefen Boden braucht als das Christentum, sagt dem Neger viel mehr zu.

Im praktischen Leben gibt in Afrika die Rasse den Ausschlag. Der christliche Neger, der dem äthiopischen Messias folgt, ist ebenso der Todfeind des Europäers, wie der Anhänger irgend eines fanatisierenden islamitischen Ordens. Und wo Kreuz und Halbmond um die Seelen der Menschen ringen, da muß die lebendige Kraft der Lehre den Sieg erzwingen. Für uns Christen ist ein christliches Afrika anzustreben; das muß sich aber mit der Zeit und von innen heraus entwickeln.

Zur Zeit muß eine wahrhaft christliche Regierung aber auch ihren andersgläubigen Untertanen voll gerecht werden und mit ihnen arbeiten zur Entwicklung des Landes. Deshalb Krieg und Ver-

nichtung den Sklaven jagenden Muslims, aber — ein guter mohammedanischer Soldat, der seinen Dienst tut, ist mir in Afrika lieber als ein schlechter christlicher, der ihn nicht tut und wenn der eine „Allah“ ruft und vorgeht, so kann ich ihn brauchen und gut bezahlen, den aber, der christlich betet und rückwärtsschreitet, den muß ich entlassen.

Bei Garua fließt der Benue in einer weiten Ebene dahin, die in der Regenzeit meilenweit überschwemmt ist. Die Stadt liegt etwas überhöht, dort, wo sie von Haussahs bewohnt ist und wo der Markt sich befindet, dicht bebaut, wo die Schuaris (Araber) wohnen, weitläufiger angelegt, nicht weit vom Fluß. Ein breiter Sandweg führt nach Leinde, wo hohe Bäume mehr Schatten geben als in dem noch jüngeren Garua. Eine halbe Stunde weiter erhebt sich schroff aus der Ebene ein gewaltiges Sandsteinmassiv, das von den Tengelinheiden bewohnt ist. Die Tafelbergformationen dieses Gebirgsstockes haben mich stets an Ägypten erinnert, und wenn man bei Sonnenuntergang droben steht und auf den Benue sieht, so könnte man meinen, vom Mokkatam bei Kairo auf den Nil zu blicken.

Fünfundzwanzig Minuten vom Benue, wo die Steppe sich zu erheben beginnt, fanden wir den rechten Platz für die Station. Bauholz gab es wenig in der Nähe. Wir mußten schnell unter Dach und Fach kommen und uns ein Lager schaffen, das eine gewisse Widerstandskraft besaß. Es hieß also, nach einheimischer Art runde Lehmhütten aufführen mit spitzem Strohdach und das Ganze mit einer hohen Mauer umgeben, die wirklich ein Hindernis bildete. Lehmboden und Wasser waren genügend vorhanden; sie gaben eine feste Baumasse ab wenn Häcksel hineingeschnitten wurde und die Sonne stark genug brannte. Und das tat sie; es war glühend heiß nach unseren damaligen Begriffen von zentralafrikanischen Wärmegraden. Oft hatten wir 32° C., in Dikoa habe ich allerdings 43° C. gemessen.

Mit dem Lagerbau sollten Oberarzt Krawietz und Haase beginnen, sobald die Arbeiter eintrafen. Die Gegenwart des Arztes erwies sich als eine rechte Wohltat für meine Leute, bei denen sich jetzt, nachdem sie zur Ruhe gekommen waren, die Folgen der großen Strapazen und der veränderten Lebensweise unangenehm fühlbar machten. Viele hatten die Ruhr; wir hatten verschiedene Todesfälle zu beklagen.

Bülow und ich bereiteten den Schlag gegen Zubern vor. Unter den zahlreichen Beutepferden, die wir übernommen hatten, war viel minderwertiges Material; dieses rangierte Bülow aus und tauschte



Adamaua-Landschaft bei Leinde.

brauchbare Truppenpferde dafür ein. Von früh bis spät war er auf den Beinen oder besser gesagt, im Sattel.

Ich sehe ihn noch vor mir in dem ärmellosen Hemd mit Reithosen, Beinwickeln und Schnürstiefeln, wie er mit etwas zur Seite geneigtem Kopf nach seiner Gewohnheit mit der Reitpeitsche sich auf die Schenkel schlagend, dastand und seinen kavalleristischen Gehilfen, dem Senegalesen Charly und dem Sudanesen Ibrahim, Anweisungen gab, wie sie ein besonders störrisches Pferd halten oder vorführen sollten. Meist griff er dann, wenn es gar nicht gehen wollte, mit sicherer Hand selbst zu und probierte jedes Tier persönlich. Die Fullahs, die mit Pferden zum Umtausch kamen, wunderten sich ob des Pferdeverstandes dieses weißen Mannes, der dem Pferde ins Maul sah, die Hufe prüfte und jeden Fehler sehr schnell entdeckte, dann den gepriesenen Hengst trotz aller Versicherungen zurückwies, selbst wenn er noch so groß war, ein viel kleineres, brauchbares Tier vorzog und mit dem S-Brand versah, der ihn als Eigentum der Schutztruppen kennzeichnete. Sie dachten vom Weißen, wie sie selbst sagten, daß er wohl ein Feuerrohr zu bedienen und über See zu fahren verstände, aber Pferde meinten sie, kaufe er nach dem Gewicht oder nach dem Größenmaß.

Ich selbst exerzierte und schoß mit den 48 Soldaten, die uns begleiten sollten. Mit Ausnahme der wenigen Leute, die ich aus Duala mitgebracht hatte, bestand die kleine Truppe aus Abgaben der verschiedensten Kompagnien, und daß diese nicht immer am besten ausfallen, ist eine Tatsache, die in Afrika ebenso wie zu Hause gilt.

Um in Kamerun eine brauchbare Truppe zu bekommen, heißt es, den Leuten wesentlich zwei Dinge anerziehen: Unbedingte Manns-

zucht und Fertigkeit im Umgehen mit der Waffe, oder anders gesagt, der Soldat muß eine tadellose, scharfe Exerzierausbildung erhalten, denn nur diese führt zur Disziplin. Die großen Schwierigkeiten, die zu Hause bei den in der Stadt groß gewordenen Leuten die Ausbildung im Felddienst und im gefechtsmäßigen Schießen verursacht, fallen naturgemäß bei Menschen, die in der Natur aufgewachsen sind, ganz weg, und wie man sich im Gelände bewegen und benehmen muß, sollte der Europäer vom Neger lernen.

Zum Glück hatte ich in dem Sergeanten Dia, einem Söldner aus der Lagoskolonie, einen erstklassigen Drillmeister erhalten. Er war im Januar 1895 in die Kolonie gekommen und von mir selbst, als jungem Offizier unter Rittmeister v. Stetten ausgebildet. Eine übermäßige Anspannung und damit eine schädliche Überanstrengung ist bei dem Neger nicht zu fürchten, selbst, wenn man ihn zehn Stunden am Tage exerziert. Auch Dia wurde nicht müde, wenn er von 6 bis 9, von 10 bis 12 und von 3 bis 5 auf dem Marktplatz in Leinde stand und halb deutsch halb pidginenglisch auf seine Untergebenen einschrie. In ihren Khakiröcken mit einem Umklappkragen und rotem Besatz, blauen Beinwickeln, mit dem roten Fez, den vorn ein kleiner Messingadler schmückt, machen die gut gewachsenen Leute der Kameruner Schutztruppe einen stattlichen Eindruck.

Ich hatte ein buntes Menschengemisch von der ganzen Westküste unter meinem Kommando. Da waren außer Dia noch sechs seiner Landsleute, unter ihnen der stets fröhliche, kräftige Legbilegi, der auch zu reiten verstand. Patrouillen zur Aufklärung, Boten und Ordonnanzen müssen in Adamaua unbedingt beritten sein. So waren auch unsere Kavalleristen, zwei Senegalesen, der Sudanese Ibrahim und fünf Haussahs besonders bevorzugte Leute. Der weitgereiste Mahama war als Dolmetscher, Verwalter und Einkäufer das Faktotum der Expedition geworden.

Wenn die Fullahs morgens aus ihren Höfen zur Messaladia (Gebetsraum) schritten und würdevoll ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten ließen, so mußten sie an den Soldaten vorbei, die Einzelgriffe übten oder marschierten. Die Allahrufe des Vorbeters vermischten sich mit einem deutschen „Beine raus!“ von Dia oder einem „Halts Maul you nigger“ irgend eines Chargierten, der gar nicht daran dachte, daß er mindestens ebenso schwarz war als sein so freundlich angeredeter Untergebener.

Ein Gebetsplatz findet sich auch in der kleinsten Fullahsiedlung, wo er vielleicht nur aus einigen im Kreise gepflanzten Bäumen be-

steht, die einen Hof bilden, der mit weißem Sand bestreut und mit Steinen sauber eingefaßt ist. In größeren Dörfern und Städten sind gedeckte Gebetshallen errichtet, massive Moscheen habe ich nur in Bornu gefunden. Die Fullahs sind zum Teil Fanatiker ihres Glaubens, und bei allen Unruhen im Lande spielen religiöse Beweggründe mit. Die Träger der Religion, die Lehrer und Vorbeter, nennen sich Modibos und sind meist Angehörige irgend eines moslemitischen Ordens.

Während des ganzen Tages lungerten die schlanken Fullahjünglinge aus Leinde auf dem Marktplatz herum und sahen zu, wie Bülow mit dem Maschinengewehr exerzierte, wie Pferde vorgeführt, Lasten verteilt und Verpflegung ausgegeben wurde. Ihr überlegenes, höhnisches Lachen, wenn ein Soldat schlecht schoß, ein Träger eine Strafe erhielt, ein Pferd entlief oder sonst irgend etwas nicht in der Ordnung war, ärgerte uns alle und mehrfach wurden die frechen Gesellen unsanft fortgewiesen. Sie waren noch recht übermütig, diese stolzen Herren, und wünschten uns sicherlich alle aufrichtig Hals- und Beinbruch.

Am 13. Januar gaben Oberarzt Krawietz und Haase uns am Tengelingebirge entlang das Geleit. Wir wollten Radtke bei Gidder am Mao Lue treffen.

Schon der erste Yauro, in dessen Gebiet wir bei Karewa eintraten, bis wohin uns der Yauro Buba von Leinde das Geleit gegeben hatte, war nicht zur Stelle. Der Weg hatte bisher in der Benueebene entlang geführt, deren Überschwemmungsgebiet ein einziges riesiges Massakuafeld bildete. Das Korn, übermannshoch, reifte der Ernte entgegen, es wird, wenn das Wasser sich Ende Oktober verläuft, in den Schlammboden hineingesäet, aus dem dann bald die durchsichtig hellgrünen Blätter emporschießen. Wunderbar ist es, wie im Dezember und Januar, wo der Boden sonst überall steinhart und ausgedörrt ist, die Pflanze, die zu einem stattlichen Rohr herangewachsen ist, Feuchtigkeit in sich auffammelt und auffspeichert. Im Februar ist das Korn reif zur Ernte; und wenn im März und April kaum noch ein grünes Hälmchen auf den Weiden von den armen Rindern gefunden wird, treiben die Fullahs die Tiere auf die Massakuastoppeln.

Hinter der Benue-Niederung war das Gelände allmählich wellig und steinig geworden, der Baumwuchs spärlich und die Gehöfte standen am Wege weniger zahlreich und sahen ärmlich aus. Glühend heiß brannte die Sonne und in Malemsuto, wo wir Quartier nahmen, ver-

weigerten uns die Leute die Verpflegung. Bülow ritt daher mit den fünf Kavalleristen zwei Stunden zurück nach Dschebake, dem Sitz des Yauros, um von ihm Unterstützung zu fordern. Der Yauro ließ auf Bülows Leute schießen. In dem darauf sich entspinnenden Gefechte fiel er.

Wir sahen hier zum ersten Male, mit welchen Schwierigkeiten wir bei den trotzigen Fullahs zu kämpfen haben würden, wie ihnen aber auch Furchtlosigkeit und feste Haltung Eindruck machen. Schon eine Stunde, bevor Bülow mit mehreren gefangenen Fullahs zurückkam, hatten die Dorfbewohner nämlich plötzlich Mehl und einen Ochsen gebracht und mir mit 1000 »ussakos« (Ergebenheits- und Dankesformel) und All' jetimo balde (Gott mache dein Leben lang) ihre Ergebenheit versichert. Erst von Bülow erfuhr ich dann, welchem Umstand der Stimmungsumschlag zu verdanken war.

Gegen 9 Uhr entstand Lärm bei der Wache, und es erschien bereits der neue Yauro, um sich vorzustellen. Ich wies ihn zunächst einmal nach stolzer Fullahart ab und ließ ihm sagen, ich wäre nachts nicht für jeden Esel zu sprechen, er solle 25 Strafarbeiter nach Garua stellen und mich bei meiner Rückkehr erwarten. Eine solche Behandlung an rechter Stelle verfehlt bei den Fullahs selten ihre Wirkung; den Teufel muß man bei ihnen mit Beelzebub austreiben; »à corsaire corsaire et demi«! Sie haben selbst ein Sprichwort, das heißt: „Wenn du kein Feuer nimmst, um die Bienen zu verscheuchen, siehst du keinen Honig.“

Am 14. Januar lagerten wir in Bom, das dem Lamido von Golombe gehört, der gleichfalls nicht zur Stelle war, und der um sein Erscheinen bei unserer Rückkehr mit freundlichem Hinweis auf den Vorgang in Dschebake gebeten wurde. Verpflegung bekamen wir hier von den Dorfleuten, dagegen wollten in Baffeluru, einem Dorfe des Manzuru von Bebenne, die Fullahs den durstigen Trägern sogar das Wasser verweigern, weshalb der Yauro nach Garua wandern mußte.

Immer steiniger und bergiger wird die Landschaft, bei Lombel tritt das Gebirge bis dicht an die Straße heran und bei Gider in der Ebene des Mao Lue sahen wir zum erstenmal die dieser Gegend charakteristischen Felsmassive sich burgartig erheben. Vielfach sind diese mittelalterlich geformten Steinbildungen statt von Rittern und schönen Burgfräuleins von bellenden Pavianen bewohnt, und in ihren Höhlen finden Hyänen und sonstiges Raubzeug erwünschten Unterschlupf. Nachdem ich die Yauros von Eserauiël und Heri hatte festsetzen lassen, weil sie keine Notiz von uns nahmen, kam uns der hübsche, tief-

schwarze Yauro Haman Njoda schon weit vor Gider entgegen und führte uns nach dem Dorf Mao Lue, wo Radtke Tags zuvor eingetroffen war. Dies Dorf liegt merkwürdigerweise gar nicht an dem Fluß, dessen Namen es trägt, sondern am Mao Daba, der allerdings in den aus den Madagalibergen kommenden Mao Lue fließt.

Es war fast Mittag, als Radtke auf einem kleinen, starken Pferde uns entgegengesprengt kam. Wir sahen uns ihn mit Interesse an, denn er war ein viel genannter Offizier in Kamerun. Seit seiner Ankunft im Schutzgebiet hatte er unablässig im Felde gestanden und in Adamaua war ihm der Titel seriki n yaki (Herr des Krieges, Feldherr), den ich unter Kommandeur v. Kamptz geführt hatte, von den Mohammedanern beigelegt worden. Seinen Hauptruf trug ihm sein kühner Zug gegen das mächtige Bubanjidda ein, dessen Lamido Rei jetzt mit Zuberu zusammen gegen uns fechten wollte. Radtke hatte ihn aus seiner Residenz vertrieben und einen Gegensultan dort aufgestellt. In Radtkes Gefecht mit den Scharen des Lamido Rei war die Lage eine recht kritische gewesen. Radtke hatte schließlich, um dem Gegner einen Schreck einzujagen, mit der Signalpistole gefeuert; und, siehe da, der Zauber hatte ihn wirklich nicht im Stich gelassen. Die Bubanjiddakrieger waren zwar vor dem fallenden Sterne nicht gleich ausgerissen, aber die Leuchtmasse hatte das trockene Gras entzündet und Feuer und Rauch schlugen plötzlich den erschreckten Fullahscharen entgegen. Radtkes Leute bekamen Luft und siegten buchstäblich in der Wolke über die Jünger des Propheten.

Im Khakianzug mit dem Schutztruppenhut und langem wehenden schwarzen Bart bot Radtke auch äußerlich das Bild eines Kriegsmannes.

Radtke war ein Soldat, der neben dem Schwert die Wissenschaft pflegte. Seinen Schopenhauer führte er stets mit sich. Ich habe in Kamerun unter den Leuten im Felde nie einen bedürfnisloseren Mann gesehen; von ihm konnte man lernen.

Ganz allmählich fiel das Land zum Flußtal ab. Das Dorf bestand aus weithin zerstreuten Einzelgehöften zwischen bestellten Feldern. Einige weitausgelegte Laubbäume luden in der schattenlosen Ebene zum Lagern ein, und ich ordnete schnell an, unter einem Danko (Gummibaum) unweit des Flusses mein Zelt aufzuschlagen. Unsere Leute hatten sich eingerichtet, die Verpflegung war verteilt und wir hatten eine Zeitlang unsere Erlebnisse in Radtkes Quartier bei einer Schale Tamarindenwasser ausgetauscht, als ich in mein Zelt gehen wollte. Beim Näherkommen wunderte ich mich schon,

weshalb die Wache, die nicht weit davon mit den von uns mitgeführten Gefangenen saß, so viel schrie und um sich schlug. Aber plötzlich surrte und summte es um mich, stach und schmerzte auch schon, so daß auch ich zu schlagen begann und das schützende Zelt zu erreichen suchte. Doch da kam ich recht an, aus ihm brauste es mir entgegen wie eine Wolke. Ich suchte schreiend das Weite. Die Bienen waren über uns gekommen. Ich hörte es knallen, wollte stehen bleiben und mich umsehen, aber immer wieder wurde ich gestochen, immer wieder surrte und summte es unheilvoll um meinen Kopf. Schließlich lag ich der Länge nach im Mao Daba, die Quälgeister schienen die Verfolgung aufgegeben zu haben und ich steckte vorsichtig den Kopf aus der schützenden Flut und sah mich um.

Aber was war das? Ich hörte Alarm blasen, sah Bülow und Radtke herbeigestürzt kommen, sah die Leute sich sammeln. Schon war der Soldat Jusuffu bei mir, das Gewehr in der Hand, erschreckt um sich blickend, «massa you life?» rief er. Als ich ihn erstaunt fragte, was das heißen solle, andere hinzukamen und ich mich erhob, hörte ich, daß die Soldaten in den höher gelegenen Gehöften geglaubt hatten, wir seien überfallen, ich sei verwundet oder gar tot zusammengestürzt. Infolgedessen hatten sie Alarm geblasen. Die komische Lage klärte sich, als ich triefend mit verschwollenem Gesicht und geschwollenen Händen wieder ins Dorf kam, folgendermaßen auf: Auf dem Gummibaum, unter dem mein Zelt aufgeschlagen war, waren Bienen, die dort ihren Stock hatten, aufgescheucht worden. Die Bienen hatten sich zunächst an die Wache gemacht, und waren durch deren Schlagen ganz böse geworden. In diesem Augenblick war ich gekommen; ebenso wie ich waren auch die Wache und die Gefangenen nach allen Seiten ausgerissen, ein Wachmann hatte auf die fliehenden Gefangenen geschossen, und nun hatten die Soldaten mich mit den Händen schlagend fallen und die Wachmannschaften und die Gefangenen im Flußtal zerstreut gesehen. Dies gab den Anlaß zum Alarm. Wir lachten weidlich über diese ruhmlose Flucht des Oberkommandierenden und von Mitleid habe ich bei meinen Herren Offizieren wenig verspürt, obwohl mir die Bienen in der Tat übel mitgespielt hatten. Am schlechtesten war es einem kleinen Hausjungen von Bülow ergangen, der sich in heller Verzweiflung aus Furcht vor den Bienen an der Erde gewälzt hatte; er wurde ernstlich krank. Gegen Abend hatten sich die Bienen so weit beruhigt, daß ich in mein Zelt gehen konnte; und wer trat mir aus diesem lachend entgegen? Herr Attang, meine Ordonnanz. Er hatte

sich, als die Bienen nahten, in das Bett unter das Moskitonetz gelegt und mit mehrstündigem Schlaf die Belagerung gesund und zufrieden überstanden.

Durch eine Wüste von Stein und Geröll, in der nur spärliche Gräser und wenige Dornbüsche wachsen, kamen wir am 17. gegen 10 Uhr an die Berge der Mattafalheiden, die sich bis zu 150 m Höhe, mit Steinklippen bedeckt, aus der Ebene erhoben. Elende Lehmhütten standen gruppenweise beieinander oder waren zwischen die Steinblöcke, die regellos aufeinandergeschichtet waren, hineingebaut. Nur dem Umstand, daß sich hier etwas Wasser in der Ebene vorfand, verdankte diese Heidenkolonie wohl ihr Bestehen.

Es waren trotzige, wild aussehende, ganz nackte, tiefschwarze Burschen, die uns entgegentraten. Weiber und Kinder fingen die Ziegen zusammen und die Männer sammelten sich hinter Felsen und Hütten mit vielem Geschrei. Mir kamen die armseligen Leute, die uns offenbar unfreundlich empfangen wollten, als so wenig beachtenswerte Gegner vor im Vergleich zu den Feinden, gegen die wir eigentlich auszogen, daß ich mit Radtke, Mahama und dem Malam ruhig weiter bis an die ersten Männer heranritt, die mit breiten Schilden und Lanzen die Straße am Dorfeingang sperrten. Wir lachten noch immer über die ungeschlachten Menschen, die zum Teil abgetragene Ziegenfelle auf dem Rücken trugen, als ein besonders wilder Alter mit langem Bart und weißen Wollhaaren mit dem Speer nach uns warf.

Eine geradezu rasende Wut schien über die Menschen zu kommen; sie schrien, tobten und stürmten auf uns los. Wir ritten eiligst zu unserer Kolonne zurück, denn die Lage wurde unangenehm, weil bereits schießende Leute und bellende Hunde im Rücken von uns erschienen.

Wir wußten nun, daß die Mattafalheiden sich seit Passarges Zeit nicht geändert hatten, und daß es kein Märchen war, wenn die Fullahs uns erzählten, daß aus Furcht vor ihnen, den Ndokulaheiden weiter vorn in der Ebene, den Musugois, Lams und Libes auf den Bergen seitlich der Straße der Weg nach Marua fast gesperrt war. Nur nachts zu Pferde und mit Umgehung der Dörfer stellten die Fullahs den Verkehr her. Als Amadu von Marua noch nach Jola morgul (Tribut) bezahlte, war die Sicherheit der Karawanenstraße eine größere gewesen, Zuberu hatte damals öfter die Fullahs zu einem großen Kriegszug gegen diese Heiden gesammelt. In den letzten Jahren aber, wo die Maruafullahs dauernd nach Norden zu schauen gehabt hatten, um

gegen Haiatu, den falschen Propheten, und den Rabeh ihre Existenz zu wahren, war es ganz schlimm geworden.

Uns blieb nichts übrig, als den Durchmarsch zu erzwingen, wir mußten hier lagern und Wasser nehmen, denn die Jaundeträger litten sehr unter der Hitze und besonders unter dem Durst, an den sie ja im Küstengebiet gar nicht gewöhnt sind. In dem küstenahen Kamerun gibt es mehr Wasser als dem Reisenden lieb ist. Alle halbe Stunde trinken dort die Träger, und alle paar Stunden können sie sich durch ein Bad im fließenden Wasser erquicken.

Die Karawane blieb halten, Bülow griff in Schützenlinie das Dorf in der Marschrichtung an, während Radtke links um die Berge ausholte, um dem Gegner die Rückzugslinie zu verlegen.

Da wir einmal schießen mußten, sollten die Heiden auch sehen, daß wir gründlich arbeiteten und sich für die Zukunft eine Lehre aus der blutigen Lektion nehmen. Von halben Maßregeln bin ich kein Freund: à la guerre comme à la guerre! Der Neger ist wie ein Kind: wenn man ihn straft, muß man ihn so strafen, daß er es fühlt und sich eine Lehre aus der Strafe nimmt. Wenn man dazu nicht in der Lage ist, soll man lieber überhaupt von der Strafe absehen.

Mit wildem Geschrei und einem Hagel von Pfeilen quittierten die Heiden im Dorf Bülows Entwicklung. Wir hatten unsere Soldaten für die kommenden Ereignisse dringend nötig und mußten versuchen, die Mattafals möglichst ohne eigene Verluste zu bemeistern. Deshalb blieben wir zunächst außer Pfeilschußweite und führten ein Feuergefecht, das die Mattafals veranlaßte, sich auf die Berge zurückzuziehen. Wir folgten ihnen durch das Dorf und standen bald am Fuße der beiden Haupterhebungen. Im Dorf und in der Ebene waren keine streitbaren Männer. Frauen, Kinder und Ziegen standen längst ganz oben auf dem Kamm der Höhen. Die Männer sammelten sich hinter den Felsblöcken auf halber Höhe, schrien unaufhörlich zu uns herab und schossen mit Pfeilen. Ein paar tote Mattafals lagen im Dorf und mehrere Verwundete hatten die Flüchtlinge mitgeschleppt.

Ich glaubte, die Mattafals würden die Überlegenheit der europäischen Gewehre erkannt haben und sich zum mindesten ruhig verhalten, zu einer endgültigen Abrechnung mit ihnen war auf dem Rückmarsch Zeit. Infolgedessen stellte ich nur zwei Beobachtungsposten gegen die Berge aus und ließ die Karawane herankommen.

Kaum hatten sich jedoch die Träger zerstreut, um nach Verpflegung zu suchen, da kamen die Mattafals tobend, wie wütende Paviane

anzusehen, von den Bergen herunter und hatten mir, ehe es die Soldaten verhindern konnten, einen Zaundeträger gespeert. Ich ließ „Sammeln" blasen und ging nun in zwei Abteilungen gegen die Berge vor. Ein Uhr war es, als die ersten Soldaten auf dem Kamm der Höhen erschienen. Die Mattafals hatten schwere Verluste und Radtkes Leute, welche die Berge umgangen hatten, machten in der Ebene zahlreiche Gefangene.

Diese sind in unkultivierten Ländern die beste Vorbedingung für die Einleitung friedlicher Verhandlungen. Am folgenden Morgen waren denn auch hier Ndokulaheiden mit ausgesuchten Ziegen, Perlhühnern und Durrahbier zur Stelle, um für die Mattafalleute zu bitten und auch ihrerseits Unterwerfung anzubieten. Ich gab die Gefangenen frei.

Weiter ging es durch die steinige, unwirtliche Ebene. Über den Mao Lue hinaus gibt es bis nach Ndokula hin kein Wasser mehr. Diese lange Durststrecke wurde unseren Trägern schwer, ebenso wie der folgende Marsch von Ndokula bis nach Songoia, das bereits zum Maruasultanat gehört. Passarge ist mit seinen Eseln bis nach Songoia von 8 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags marschiert. Wir erreichten mit unseren leichtfüßigen Kriegsleuten die ersehnten kühlenden Fluten des Tsanaga schon um 1 Uhr. Der Fluß hatte nur eine schmale Wasserrinne und der große, viele Hunderte von Gehöften zählende Ort war menschenleer. Ebenso war es in Kattual, wo ich hatte lagern wollen. Unsere Neugierde, etwas von Zubern zu erfahren, und der Drang nach vorwärts trieb uns aber weiter, so daß wir gegen 5 Uhr die ersten Höfe von Miskin erreichten.

Ich war mit Mahama weit vorgeritten, um nun endlich wirklich einen Lagerplatz auszumachen. Er schien mir auch dicht an der Straße gegeben da, wo wir anhielten, um die Karawane herankommen zu lassen. Dieser ritt Mahama entgegen. Mir blieb Zeit, mich umzuschauen.

Überall war das Land eben, so weit ich bei dem vielen Harmattanstaub in der Luft sehen konnte. Rundum Felder, Hütten, Mauern und Zäune. Die Straße folgte dem Laufe des Tsanaga. Nirgends im Schutzgebiet habe ich wieder so intensiven Anbau und eine gleich dichte Besiedlung gefunden. Ich wurde an Fellachendörfer und an Unter-Ägypten erinnert.

Ich dachte darüber nach, wie wohl Passarge zu Mute gewesen ist, der hier ohne Soldaten reiste, in der Erkenntnis, daß ihm Zuberus Empfehlungsbrief nur ein sehr zweifelhafter Schutz war,

als die Spitze der Karawane dicht bei mir anlangte. Dia ging vorn, das Gewehr umgehängt, mit mehreren Lagossoldaten, recht müde anscheinend. Ich rief ihm gerade zu, wie wunderbar es sei, daß wir keiner Menschenseele begegneten, als mitten auf der Straße im schnellen Lauf zwei Leute in kurzen Hemden, weiten Hosen, mehrere Speere in den Händen, auf uns zu kamen. Ich hielt sie für Boten und galoppierte ihnen entgegen. Noch im Lauf warf der eine, wild aufschreiend, einen Speer nach mir, der zwischen mir und dem Hals Killikandjas hindurchfuhr. Der an sich unruhige Dunkelschimmel bekam einen Schreck und sprang mit einer mächtigen Lanzade zur Seite. Aber die Fanatiker waren schnell neben dem Pferde und ein zweiter Speer flog mir dicht am Kopf vorbei. Der eine fiel Killikandja in die Zügel und sie drangen mit Dolchen auf mich ein. Ich hatte keine Waffe, schlug mit der Reitpeitsche nach dem Zunächststehenden, glitt schnell vom Pferde herunter und ließ es stehen, um eiligst auf meine Leute zuzulaufen. Es handelte sich um Sekunden. Denn Dia konnte, als er heran war, nicht einmal mehr schießen, um mich nicht zu gefährden; er fing, sich zwischen mich und den vordersten Fullah werfend, dessen Dolchstoß mit seiner linken Schulter auf. Den Fullah fest umklammernd, fiel Dia mit ihm zu Boden, im Fall riß er auch den zweiten, der ihn durch den rechten Oberschenkel stach, mit zur Seite. Auf ihn feuerte der Soldat Ischolla. Ich riß ihm das rauchende Gewehr aus der Hand und schlug den Gegner Dias,



Fullahmädchen Meirama mit Heidengespielin.

der sich gerade wieder aufrichten wollte, über den Schädel. — Jetzt war die gesamte Karawane heran und ich befahl zu lagern.

Dia kämpfte augenscheinlich mit dem Tode, sein Blutverlust war ungeheuer. Ich hörte nichts von den Fragen Bülows und Radtkes, sah nicht, was die Soldaten mit den Fullahs machten, sondern dachte nur an Dia, versuchte ihm zu danken und ihm zuzureden, während wir ihn in einem nahen Hause betteten und verbanden. Der brave Mann! Seine Tat konnte jedem ein Vorbild sein; und er war doch nur ein Schwarzer!

Als ich in den Abend hinaustrat, war das Lager eingerichtet und die zahlreichen Wachen rüsteten sich zur Nacht. Von einem Gegner, der solche Fanatiker zu versenden hatte, konnten wir wohl auf einen Nachtangriff rechnen. Wir ließen daher vor den Mauern noch einen Dornenverhau zusammenschleppen. Bülow und Radtke beglückwünschten mich, und auch unsere Leute kamen von allen Seiten herbei, um mich zu begrüßen.

Es waren vom Emir besonders geweihte Fanatiker gewesen, welche die Kunde vom Tode eines der verhaßten Weißen nach Marna hatten bringen sollen; stolz hatten sie unseren Leuten dies drohend noch zugerufen, bevor sie unter unendlichen Verwünschungen gegen die Kafri (ungläubigen Hunde) gestorben waren.

Mir war tief ernst zu Mute in dieser Nacht. So oft die Reihe an mich kam, mit den Posten zu wachen — wir wechselten uns zweistündlich ab —, schlich ich zu Dia und horchte angsterfüllt auf sein unruhiges Atmen, wenn er sich im Schlafe hin und her warf. Was würde uns die Zukunft bringen? War ich heut so wunderbar gerettet worden, um morgen mit meiner Expedition gegen Zuberu zu fallen?

Ein kalter Wirbelwind flog über die Erde, wie er sich oft in der Nacht bildet, wenn die heiße, trockene Luft plötzlich abgekühlt wird; das langgezogene Hui Hui der Hyänen, die sich wohl bei den toten Fullahs zu schaffen machten, klang unheildrohend durch die Nacht. Mir aber wurde immer ruhiger und sicherer zu Mute, je näher der Morgen kam. Der Herr ist mein Hirte!

Fröstelnd und schwatzend standen die Soldaten und Träger um die Feuer, als ich bei Tagesanbruch aus dem Zelt trat; Bülow wusch sich und rief mir zu: „widerlich". Und in der Tat war der Morgen ungemütlich, wie daheim im Manöver ein Biwaksabbruch. Es war bitterkalt und feuchter Nebel rieselte hernieder. Von der Sonne

war nichts zu sehen. Während die Zelte abgeschlagen wurden, standen wir drei, mit den dampfenden Kaffeetassen in der Hand, beieinander und besprachen den Weitermarsch. Wir konnten, nach Passarge, nicht mehr weit von Marua entfernt sein und mußten erwarten, jeden Augenblick angegriffen zu werden.

Größte Vorsicht war geboten. Langsam, dicht aufgeschlossen, marschierte die Kolonne. Nach vorn wollte ich mich selbst mit meinen drei Reitern, Mahama, Charly und Ibrahim, an den Gegner heranfühlen. Wir verteilten uns auf Sehweite und ritten, den Karabiner aufgenommen, in das Nebelmeer hinein. Auf der Straße dann mein Zug mit 24 Rotten, das Maschinengewehr mit seiner Tragmannschaft und die Munitionskästen. Bülow ritt links seitlich, um dort zu beobachten, seine beiden getreuen Sierra Leone-Gefreiten, John Hansen und Jonny, vertraten ihn auf dem Marsche bei dem Geschütz. Hinter dem Maschinengewehr folgten die wenigen Träger und den Rücken deckte Radtkes Zug; Radtke selbst beobachtete rechts seitlich.

Unsere Gegner waren der Emir Zuberu, die Lamidos Rei von Bubanjidda und Amadu von Marua mit vielen tausend fanatisch erregter Muslims, denen eine große Stadt und mächtige mohammedanische Reiche den Rücken deckten. Wir besaßen in Garua einen Stützpunkt, der erst gebaut werden sollte, waren nur drei Offiziere, die 90 Büchsen und ein Maschinengewehr ins Feuer bringen konnten. Da schlug mir doch beim Vorreiten das Herz etwas laut gegen die Rippen; ich allein war ja verantwortlich für diesen Vormarsch. Vielleicht verfügten die Funange-Fullahs, die immer Verbindung mit Bornu und dem Rabehreich gehabt hatten, über viele Hinterlader und schossen uns zusammen, vielleicht hielten meine jungen Soldaten, die noch nie im offenen Felde gefochten hatten, einem ungestümen Angriff nicht stand; was dann? Ruhe, rief ich mir selbst zu, bald hast du Gewißheit; ein Zurück ist ausgeschlossen; es heißt unerbittlich: „vorwärts". Dann wieder fliegt eine alte Melodie durchs Hirn: „Bald wird die Trompete blasen". Trapp, trapp hallt es auf dem harten Wege unter dem Hufschlag des Hengstes; jeder Schall ruft der wachen Phantasie etwas zu. Es sind endlose Augenblicke, die man in solcher Ungewißheit dicht vor dem Feinde verlebt; zu Stunden werden die Minuten und man ist sich selbst fremd.

Wenn nur der Nebel erst fort wäre, die Sonne blinkt wie eine rote Kugellampe durch den Vorhang; es ist $6^3/_4$ Uhr. Da kommt

Charly von links angaloppiert und mein kleiner Dunkelschimmel, der etwas Hengstmanieren hat, wiehert laut. Ich höre Pferdegetrappel. „Master, dicht vor uns“, sagt Charly und hebt den Karabiner; ich sehe dunkle Silhouetten. Der kurze Knall meines Karabiners 88 bringt Leben in die Stille des Morgens. Bülow und Radtke höre ich hinter mir kommandieren und vorn sehe ich wallende Gewänder im Nebel verschwinden.

Die Offiziere sind heran, wir suchen nach einer Höhe, um ausschauen zu können. Flach wie eine Tenne ist das Land, ein paar Gehöfte scheinen weiter vorn zu liegen, nur vereinzelte Bäume, sonst kleine Steine und kurze, trockene Grasbüschel. Ganz in der Ferne tauchen Berge auf, dort muß Marua liegen. Wir nehmen nochmals die genaue Karte zur Hand; Kattual, Miskin haben wir passiert; es kann nicht mehr weit sein bis zur Stadt. Aber wo sind die Fullahs?

Radtke will gerade fort, um zu erkunden, da machen unsere Leute uns gleichzeitig von allen Seiten auf eine Staubwolke aufmerksam, die am Horizont über einer geringen Bodenwelle aufwallt. Es ist zweifellos der Gegner, der herankommt; wir schwärmen aus, das Maschinengewehr in der Mitte. Den Unteroffizier Attang, meinen früheren Diener, der zwei Jahre in Deutschland gewesen ist, lasse ich mit sechs ausgesuchten Soldaten eine linke Flanke bilden und schärfe ihnen ein, gut aufzupassen und jeden Umfassungsversuch rechtzeitig zu melden. Radtke handelt rechts selbständig. Die Träger stellen 200 m hinter der Front die Lasten im Kreise zusammen und decken sich dahinter.

In wenigen Minuten war alles ausgeführt. Ich ritt zum linken Flügel, um zu sehen, ob Attang richtig postiert war, dann zu Bülow zurück. Er stand, durch das Glas beobachtend, bei seinem Maschinengewehr, in dem der Patronengurt schußbereit steckte. Nichts regte sich, die Staubwolke war im Abziehen und nur rechts vorn sprengten außer Schußweite einige Reiterkavalkaden hin und her.

Ich ritt zu Radtke weiter; wir warteten eine Viertelstunde. Niemand kam.

Es war 7 Uhr vorbei, als Bülow den Ladegurt wieder in den Munitionskasten packte und ich in Linie zu avancieren befahl. Wir drei Offiziere ritten vor der Front. Nach zehn Minuten kamen wir in Baumwollfelder. Links von der Straße standen zwei Hütten, die augenscheinlich den Feldarbeitern während der Bestellung als Wohnung gedient hatten. Zu ihnen galoppierten wir

vor; wir hatten eine flache, 500 bis 600 Meter breite Bodensenkung vor uns, die zum Teil mit hüfthoher Baumwolle bestanden war. Dicht hinter der gegenüberliegenden Erhebung lagen Baumgruppen und Gehöfte, die von schulterhohen Lehmmauern umgeben waren; und zwischen ihnen sahen wir nun, so weit das Auge reichte, Heerhaufen, um hohe Fahnen geschart, Reitertrupps sprengten hin und her. Auch der Feind hatte uns gesehen, dumpfer Lärm hallte zu uns herüber. Es war höchste Zeit, wenn unsere Schützenlinie den Abschnitt noch erreichen sollte, bevor der Zusammenstoß erfolgte. „Bülow hierher, Sie rechts, ich links“, rief ich den Herren zu, und zurück jagten wir, um unsere Leute im Marsch Marsch in die Stellung zu führen.

Dicke Staubwolken, wie vor einem Gewittersturm, kamen heran, ich hatte meine Leute kleine Klappe einstellen lassen und rief ihnen, an der Linie entlang reitend, zu: „Stehend ruhig zielen, langsam feuern“. Denn im Knieen konnte man über die Baumwollstauden nicht hinwegsehen.

In vielen ungeordneten Haufen, Speer schwingend, Wolken von Pfeilen schießend, die weit vor uns in das grüne Baumwolldickicht fielen, und schrill „Allah“ rufend, kamen die Fullahs auf uns zu. Vor dem mir am besten sichtbaren Heerhaufen tanzte, sich um sich selbst drehend und hohe Sprünge ausführend, in weißen Gewändern der Bannerträger. Ich rief meinen Leuten zu, um ihnen über die augenblickliche Aufregung des Abwartens fortzuhelfen: „Paßt mal auf“ und schoß. Noch einmal ein Luftsprung des rasenden Tänzers, und er sank in der Staubwolke zusammen.

Jetzt knatterte neben uns das Maschinengewehr, und bei Radtke rollte eine runde Salve. Ich sah einen Augenblick rechts Pferde, Staubwolken und fliegende Gewänder, sah deutlich einen Schimmel stürzen. Schnell hatte ich den Kopf wieder geradeaus. Denn auch bei mir wurde es lebendig. Vor mir heulte und kreischte es, um mich knatterte es; ich stand in einer Rauchwolke und schoß selbst, was aus dem Karabiner heraus wollte, in die dunkle Masse hinein und griff zum zweiten Mehrlader, den mein Junge mir reichte.

Plötzlich setzte das unablässige Knattern des Maschinengewehrs aus, ich pfiff, schrie und schlug auf die mir zunächst stehenden Soldaten ein, um ihr Feuer zu stopfen. Nicht so leicht gelang das, und einzelne Schüsse knallten noch immer, als ein gütiger Windstoß die weißen Rauchschwaden zerteilte und mich sehen ließ, daß der Gegner zum Teil jenseits der Baumwolle lag, zum Teil zwischen

den Gehöften, woher er gekommen war, in Haufen zusammenstand. Im Felde vor uns schoß ein Mann im blauen Kriegshemd, auf den Ellbogen gestützt, halbaufgerichtet, mit dem Bogen zu uns herüber, was sonst im Grünen steckte, war nicht zu erkennen. Vor Bülows Front waren keine Baumwollfelder; da lagen Pferde und Fullahs wirr durcheinander; Reiter aber bemühten sich, aus dem hohen Bocksattel und den Bügeln zu kommen, ungefähr 300 Meter vor dem Geschütz standen zwei glänzend geschirrte Schimmel blutend beieinander. Ein drittes Pferd lag am Boden, und mehrere Reiter in bunten Gewändern schrien und winkten, halbaufgerichtet, nach hinten. Einzelne Krieger kamen auf sie zugelaufen, Bülow schoß mit dem Karabiner nach ihnen.

Rechts bei Radtke war es ganz still. Es war ein Augenblick der Ruhe, in dem ich mich bemühte, ein Bild von der Lage zu bekommen. Gar zu schnell wurde es wieder lebendig.

Die ganze Reiterei, wie es mir schien, — jedenfalls waren es viele Hundert — schwenkte hinter den Gehöften auf unseren linken Flügel ab. Ich wollte hinter der Schützenlinie entlang zu Attang laufen, als Bülow hinter mir herrief und ich mich umwendend dichte Fullahscharen gerade auf meine Schützenlinie anlaufen sah. Durch das Baumwollfeld kamen sie heran, zu Fuß, dicht geschlossen, fast alle in blauen, ärmellosen Hemden, die bis an die Kniee reichten und durch einen enggezogenen Gürtel zusammengehalten wurden, mit kurzen Kniehosen, Turban oder Fez. Kein Schuß fiel, nur ein unendliches, wogendes „Allah" erfüllte die Luft. Es blitzte von Speeren, Messern und Schwertern. Da stand mir ein Bild vor Augen: „Englische Rotröcke und rasende Mahdisten". Ich schrie meinen Leuten zu: „Schnellfeuer"! und schoß selbst, was aus dem Karabiner wollte, in die Masse.

Aber sie wichen dieses Mal nicht, schwarze Gestalten erschienen im Pulverdampf; es galt, den einzelnen Mann mit der Kugel zu fassen, ehe er zum Stechen kam. Ich schoß einen Messer schwingenden, brüllenden Mann vor mir nieder, über ihn fort setzte ein anderer mit Schwert und rundem Schild. Einen Augenblick war er dicht vor mir, dann neben mir, ich drehte mich, den Karabiner am Kopf, nach ihm um, konnte aber nicht schießen, um nicht den Soldaten Jusuffu hinter ihm niederzuknallen. Noch heute könnte ich diesen Augenblick mit allen Einzelheiten bildlich wiedergeben. Das sind Eindrücke, die blitzschnell aufgenommen und fürs Leben festgehalten werden. Erst als der Mann hinter uns durchlief, schoß ich ihn nieder.

So ist es auch an anderen Stellen gewesen, aber es waren nur wenige Fanatiker, die bis in unsere Linie kamen, das Gros fiel oder wich; die Schüsse verstummten.

Vor uns in der Baumwolle lagen die Fullahs Mann an Mann, und zwischen den Gehöften hindurch liefen sie in dichten Haufen davon. „Das hätte böse werden können", sagte Bülow, der zu mir kam, und: „Was ist denn los? Hinterher!" rief Radtke, der heransprengte, vom Pferde.

Meine Soldaten umstanden zwei erstochene Kameraden — die einzigen Verluste, die wir hatten.

Diese Leute, die den letzten Angriff gemacht hatten, die zum Teil nur mit Stricken, um uns zusammenzubinden, jauchzend in den Tod gelaufen waren, waren geweihte dakari (Soldaten) aus Marua gewesen; sie hatten vor allem Volk auf den Koran geschworen, in diesem Kampf gegen die Ungläubigen zu fallen. Der Emir hatte diesen Fanatikern die Freuden des Paradieses versprochen, wie den beiden, die mich in Songoia zu beseitigen versucht hatten. „Wie die Regentropfen werden die Kugeln unschädlich auf euch fallen", hatte er ihnen gesagt, „und Gottes Engel werden mit euch kämpfen". Er hatte am Tage vor dem Gefecht diese Vision gehabt, die er am Morgen mit seinem Segen allen Gläubigen mitgeteilt hatte.

Während die dakari angegriffen hatten, war das Gros des Fußvolks schon abgezogen und die Reiterei nicht zur Attacke, sondern zur Flucht nach der Flanke abgeschwenkt. Auf Radtke war nur ein Angriff erfolgt, den das ruhige, gezielte Feuer seiner Jaundesoldaten energisch abgewiesen hatte.

Wir gingen in Linie bis an die geschlossene Stadt heran, bei deren Außengehöften dieses größte entwickelte Gefecht in Kamerun stattgefunden hat.

Lange vor mir war Radtke auf dem riesigen Marktplatz von Marua angekommen und hatte seine Patrouillen schon weit in die Ebene vorgetrieben, als ich endlich gegen 9 Uhr eintraf. Meinen Flügel hatte nämlich das Baumwollfeld wohl eine halbe Stunde aufgehalten. Als wir über dasselbe vorgehen wollten, schossen die Verwundeten, die am Boden lagen, auf uns. Einige Fanatiker, die halbtot noch aufsprangen und die Soldaten mit dem Messer angriffen, verwirrten die Schützenlinie, ich mußte halten und das Seitengewehr aufpflanzen lassen.

Die Funange-Fullahs hatten das Kriegsglück versucht, die Fanatiker unter ihnen hatten mit tollkühner Bravour gefochten, aber jetzt

war die Auflösung eine vollkommene, an unseren Sieg hatte augenscheinlich niemand gedacht, denn erst während des Kampfes wurde Marua von Frauen und Kindern geräumt. Mächtige Staubwolken in der Ebene und an den Bergen zeigten, wohin die Fliehenden sich wandten. Bülow und Radtke verfolgten mit allen verfügbaren Leuten, ich holte die Träger heran, zog im weißen Sandbett des Tsanaga durch die Stadt und wählte ein frei liegendes, etwas überhöhendes Gehöft jenseits der eigentlichen Stadt für das Lager aus. Die armen Träger! Für sie waren die 40 Minuten, in denen das Gefecht sich entschied, wohl eine Ewigkeit gewesen. Sie sagten mir, als sie die Massen Fullahs gesehen hätten, wären sie mit dem Leben fertig gewesen. Jedenfalls hatten sie sich sämtlich ihre Decken über den Kopf gezogen und sich dicht beieinander hingelegt, um abzuwarten, ob die siegreichen Fullahs sie abschlachten oder zu Sklaven machen würden. Jetzt war ihr Mut groß und sie sahen ganz verändert aus, denn sie hatten den Gefallenen die Kleider ausgezogen, die Waffen abgenommen und sich selbst als streitbare Fullahs herausstaffiert. Als solche konnte ich sie kaum zusammenhalten, um die nötigsten Lagereinrichtungen auszuführen. Jetzt, wo alles floh, wollten sie in die Stadt und plündern.

Ich hatte 12 Soldaten und das Maschinengewehr bei mir, das ich schußbereit aufstellen ließ, die festen Lehmmauern, die das Anwesen, in dem ich lagerte, umgaben, sicherten uns gegen jeden Überfall. So konnte ich nachmittags einen Teil der Träger loslassen und selbst mit vier Soldaten in die eigentliche Stadt gehen.

Frauen, Kinder mit Hausrat, Haussahs, alte Männer, Kühe und Esel liefen planlos überall herum. Bewaffnete zu Fuß sah man nicht mehr; sie hatten zum größten Teil Bogen, Speere, Schilder und Schwerter fortgeworfen und das Weite gesucht; Kriegsgerät lag überall verstreut. Einige Panzerreiter tauchten noch hin und wieder auf, zogen aber ab, sobald sie beschossen wurden; sie wollten wohl nur sehen, was wir machten.

Radtke war im Flußtal, nachdem er von mir fortgeritten, von einem halben Hundert Reisiger angegriffen worden. Ich hatte die Attacke wie auf dem Tempelhofer Feld beobachten können. Hätte Radtke Arkebusiere und speergewaltige Landsknechte gehabt, so hätte man meinen können, im dreißigjährigen Krieg zu sein. Roß und Reiter steckten in Wattepanzern. Die Baumwolldecken von Mann und Pferd prangten in bunten Farben.

Klingeln, Amulette, Kordeln und Troddeln schmückten das Pferdegeschirr, bunt waren die ledernen Unterlegedecken und bunt die Stirnbänder mit den Lederfransen, die als Schutz gegen Fliegen bis über die Augen reichen; die Kopfgestelle, Backenstücke, Brust- und Schwanzriemen waren mit Blech beschlagen und mehr oder weniger kunstvoll verziert, die hohen, engen Fullahbocksättel sind innen mit Decken gepolstert, sie haben kleine runde Bügel, in denen nur die große Zehe des Reiters steckt. Die arabischen Sättel, die auch vielfach im Gebrauch waren, sind niedriger und breiter, haben Bügelschuhe, in denen der Reiter steht. Die Fullahs reiten aus Bequemlichkeit mit



Fullahs im Gelände.

kurzen Bügeln und kennen, wie alle Naturreiter, eigentlich nur Schritt und Galopp. Die Hilfen, die sie ihren barbarisch gezäumten Pferden geben, sind roh, sie sitzen aber auch auf blankem Pferde fest. Der berittene Fullahkrieger ist gestiefelt und gespornt, der Dolch steckt im Gürtel, ein kurzes Messer ist am Oberarm in einer Lederscheide festgeschnallt. Vielfach trägt der Reiter über dem Wollpanzer noch einen Eisenküraß, der ihn noch ungeschickter erscheinen läßt. Den Kopf des Reiters schützt ein tuchbezogener Holzhelm mit wallenden Federn, der Turban oder eine eisengeflochtene Haube.

Wenige Reiter nur führten Reiterpistolen arabischer Arbeit, und kaum eine Muskete haben wir bei den Funange-Fullahs gefunden. Was sollen sie auch damit im offenen Lande; ein guter Bogen schießt weiter und schneller und das Gift des Fullahpfeils wirkt unbedingt

tödlich. In Busch und Urwald ist der Vorderlader eine gefährliche Waffe, aber in der Steppe ist nur der Hinterlader mit dem weit wirkenden Geschoß dem Bogen und dem vergifteten Pfeil überlegen.

Marua ist die bei weitem größte Stadt Adamauas; sie breitet sich mit Vorstädten und Dörfern meilenweit in der wasserreichen Ebene aus, die vom Schari und Logone beginnend, an den Marua-Bergen endet. Hohe, mit Geröll bedeckte Berge erheben sich hinter der eigentlichen Geschäfts- und Sultansstadt. Diese ist durchweg aus Lehm gebaut; vielfach sind die Häuser flach, mit trockenem Kuhmist gedeckt. Das Gepräge geben der Stadt aber die vielen Mauern; jedes Anwesen, jedes Feld ist abgeteilt. Alles Land ist angebaut; Durrah-, Erdnuß- und Baumwollfarmen sind am häufigsten. Die Funange-Fullahs sind stark mit Bornu- und Mandara-Elementen vermischt; erstere namentlich sind nach der Rabehinvasion und der Zerstörung Kukas massenhaft in Adamaua-Funange seßhaft geworden. So hat auch die Fullah sprechende Bevölkerung zum großen Teil die häßliche Kanurisitte, das Gesicht, oft den ganzen Körper durch Längsschnitte zu verzieren, angenommen. Die Frauen tragen ihr Haar nicht nach oben gekämmt, wie anderswo in Adamaua, sondern flechten es hinten zu einem steifen, nach oben gebogenen Zopf zusammen. Statt des weißen Unterkleides, zu dem der wohlhabende Fullah eine hellblaue Tobe trägt, hat sich in Funange ein dunkelblaues, ärmelloses Hemd nach Bornuart eingebürgert. Vielfach fand sich die Giubba (Hemd der Mahdisten), aus rohem Zwillich mit vielen bunten Flicken unregelmäßig benäht, die Haiatu seinen Anhängern zu tragen befohlen hatte.

Haiatu, ein Sokotoprinz, der als „Mahdi" in Bago nordöstlich Marua residiert hatte, war von Marua, das sich von Jola losgesagt hatte, lange Zeit als geistliches Oberhaupt anerkannt worden, Haiatu hatte auch mehrfach siegreich gegen Jola gefochten. Jetzt hatte längst der Mahdi Haiatu in dem Rabeh von Dikoa seinen Meister gefunden und der Lamido Amadu von Marua war vom Emir Zuberu von Jola gegen die Kafri (Ungläubigen) gesegnet worden. Andere Zeiten, andere Propheten!

Zuberu und Amadu waren beide im Gefecht gewesen, wie ich von Gefangenen erfuhr, die sich zahlreich ohne jeden Widerstand einbringen ließen. Es waren arme Leute, über die in den letzten Jahren so oft die Kriegsfurie dahingebraust war, daß sie sich mit stiller Ergebenheit in ihr Schicksal fanden. Ich überlegte mir, ob ich sie nicht entlassen sollte. Wen soll man aber in einem Lande, in dem

keine Soldaten die Krieg führende Macht repräsentieren, als Geiseln für den Frieden festhalten?

Die Nacht verlief ruhig. Gegen 8 Uhr am 21. kamen, von Soldaten, die sich beritten gemacht hatten, eskortiert, gegen 400 Gefangene aus Mogassam am Gebirge, wo Radtke den Zug der Flüchtlinge aus Marua eingeholt hatte. Fast alles waren Frauen und Kinder. Die Männer waren in die Berge geflüchtet und Bülow mit Radtke waren ihnen auf den Fersen. Mein Lager war zu klein für diesen Zuwachs, ich ritt also auf Erkundung eines neuen Platzes aus und fand eine halbe Stunde nördlich eine alte Karawanserei mit hohen Schattenbäumen, in der wohl tausend Menschen unterkommen konnten.

Als wir nachmittags beim Umzug waren, kamen regelrecht mit einer weißen Flagge drei Reiter auf uns zu; sie hielten in achtungsvoller Entfernung an und stiegen auf unser Winken von den Pferden. Ich sandte unseren Malam, der aus Garua mitgekommen war, zu ihnen. Es waren Boten vom Jerima Abdurrhaman Tschudi, dem Bruder des Lamido, der seine Unterwerfung anbot. Ich ließ ihn auf den folgenden Tag bescheiden.

Das ist ein wichtiger Unterschied zwischen den großen, geordneten Sudanstaaten und den lose zusammenhängenden Bantustämmen, der sich im Kriege dem Soldaten fühlbar macht, daß bei ersteren meist ein Entscheidungskampf das Schicksal des streitenden Volkes besiegelt, während bei den letzteren jeder Mann in Wald und Sumpf niedergekämpft sein will und die Schwierigkeit erst recht beginnt, wenn in den Dörfern, mit deren Einnahme man glaubt einen Erfolg errungen zu haben, kein Schuß mehr fällt.

Abends kamen die Offiziere mit vielen Hunderten Gefangener; sie hatten die letzten bewaffneten Horden, die noch im Gebirge zusammengehalten hatten, völlig zersprengt. Aber Zuberu und Amadu waren entkommen. So war unsere Siegesfreude eine geteilte. So lange Zuberu lebte, gab es keine Ruhe für Adamaua. Wir richteten uns außerhalb der Ndurr-Songo genannten Karawanserei ein, in der es wie in einem Bienenstock zuging. Stammesweise für Fullahs, Kanuris und Araber hatte ich die Häuser verteilt, die natürlich längst nicht ausreichten, so daß zahlreiche Feuerplätze im Freien entstanden. Die wenigen Haussahs wurden, weil sie als Landfremde nicht am Kampfe beteiligt waren, freigelassen. In den rumbus (Vorratsbehälter aus Ton, die auf tönernen Füßen oder Holzgestellen ruhen, damit Ratten

und Mäuse sie nicht plündern) fand sich genügend Korn für die nächsten Tage, das verteilt wurde. Bald knieten überall Frauen vor den Mahlsteinen und rieben Mehl. Von den Beutetieren wurde geschlachtet; bei prasselnden Feuern sah es im Songo recht gemütlich aus; es schien auch manchen Insassen gar nicht übel zu gefallen. Andere allerdings, namentlich reine Fullahs, saßen traurig mit dem Kopf in den Händen da, manche weinten auch. Ich mußte an Slatins und des Paters Ohrwalder Schilderungen vom Seier, dem berüchtigten Riesengefängnis des Mahdi in Omdurman, denken.

Rundum auf den Bäumen hatten Hunderte von Aasgeiern und Schmarotzermilanen ihr Nachtquartier aufgeschlagen, und mit müdem Flügelschlag ließen sich riesige Marabus gesättigt zwischen ihnen nieder. Wie anders dieselben Federn in der Natur an dem schmutzigen, mit Vorliebe Aas fressenden Vogel, und kunstvoll zurechtgemacht später den Nacken einer schönen Frau, die in der Loge des Theaters lehnt, oder die zarten Schultern eines tanzenden Fräuleins im licht- und musikerfüllten Ballsaal umschließend: Les extrêmes se touchent. Als ich in mein Zelt ging, drohte ich den ekeln Vögeln: morgen früh bei Büchsenlicht schieße ich den größten Marabu, und du weiße Schöne daheim, freue dich!

Abdurrhaman Tschudi erschien wirklich, wie ich ihn brieflich aufgefordert hatte. Ein Mann in der Mitte der Vierziger, mit zahnlosem Munde und riesigem Turban; nicht gar zu energisch ausschauend. Er erklärte, daß das gesamte niedere Volk und auch ein großer Teil der einflußreichen Fullahs wohl gewillt seien, sich zu unterwerfen. Man sei des ewigen Krieges müde. Er bat um einen Waffenstillstand von drei Tagen, während dessen er versuchen wollte, die Friedenspartei in Marua zu sammeln. Von seinem Bruder Amadu wußte er nur, daß er mühsam aus dem Gefecht entkommen sei, weil ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, und daß er jetzt mit Zubern und Rey zusammen in den Bergen westlich Marua sich aufhalte. Der Emir und die Lamidos sollten noch 100 Pferde bei sich haben.

Gerade gegenüber von unserem Lager erhob sich aus der Ebene wie eine Kirche mit Schiff und Turm der wunderbare Mendifpic. Bülow benutzte die stillen Tage, um herüber zu reiten und den verständigen Lamido Sadu zu holen, der später unser zuverlässiger Freund geworden ist. Überhaupt gestaltete sich das Leben in Ndurr-Songo immer mehr zu einem recht bewegten, denn von allen Seiten kamen Boten mit Briefen und stattliche Geschwader reichsunmittelbarer Fullahs,

die Frieden schließen wollten. Sie wurden für die deutsche Herrschaft verpflichtet und ihnen eine Steuer im Verhältnis zu dem morgul (Tribut), den sie an Jola oder Haiatu gezahlt hatten, auferlegt. Sie bestand in der Lieferung von Pferden, Rindern, Kleinvieh, Korn und der Bereitwilligkeitserklärung, eventuell Träger zu stellen. Auch hierbei war es angenehm, daß man sich gleichsam aus den Akten überzeugen konnte, was der einzelne früher gezahlt hatte, denn jeder konnte ein Schriftstück oder eine Quittung von einem der beiden Machthaber beibringen.

Der Lamido Hammadalil von Gabba brachte die vier besten Pferde, die ich bisher in Adamaua gesehen hatte, zum Zeichen seiner Unterwerfung. Er ist der größte Pferdezüchter im Lande. Mit dem „Lamido" genannten Hengst aus Gabba habe ich später in Nigeria den Neid aller Engländer erregt.

Jeder der reichsunmittelbaren Fullahs, die sich uns unterwarfen, erhielt in feierlicher Weise einen türkischen Fez, ein schön gearbeitetes Wehrgehänge und einen breiten Silberring; die Lamidos wurden durch ein goldenes Offiziersbandolier ausgezeichnet. Das waren die offiziellen Geschenke; außer ihnen erhielt jeder für die Geschenke, die er brachte, eine Gegengabe in entsprechendem Wert aus dem Tauschartikelvorrat, den wir in Berlin mit Herrn Beschirs Hilfe zusammengestellt hatten. Müssen die Neger wie die Kinder behandelt werden, indem man ihnen Rute und Zucker zeigt, das Böse stets bestraft und das Gute belohnt, so spielt die offene Hand des Gebieters auch bei den Fullahs eine große Rolle. Sie sind alle habsüchtig, und bei ihnen gilt es besonders: „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft." Viele der Unterworfenen reklamierten auch Angehörige, die gefangen waren, und das Fullahquartier im Seier wurde immer kleiner.

Während Abdurrhaman die Friedenspartei in Marua sammelte, unterhielt der alte Kaigamma (Hofbeamter) Jaja den Verkehr mit uns. Am 28. kam Abdurrhaman selbst im feierlichen Aufzuge mit einigen hundert gutgekleideten Fullahs in unser Lager; er führte zunächst als Geschenke ein Kamel und drei Strauße vor und erklärte, daß bereits Tausende in die Stadt zurückgekehrt seien, die seine Gefolgsmänner abgeordnet hätten, um unsere Friedensbedingungen zu hören. Er legte mir sehr nahe, daß es an der Zeit wäre, ihn als Entgelt für seine Bemühungen an Amadus Stelle zum Lamido zu machen. Die Verhandlungen führte Mahama ausgezeichnet, der den Sprechern abwechselnd in Fullah und Kanuri antwortete.

Die Rede der Abgesandten aus der Stadt begann mit einer beweglichen Schilderung ihrer Armut und Ohnmacht; das sollte also heißen, zahlen können wir nicht, und Zuberu mit den Lamidos ausliefern erst recht nicht. Dann wurde das Kamel als ein Artikel von höchstem Wert gepriesen, weil man meinte, wir hätten ein solches Tier noch nicht gesehen, und zum Schluß wurde uns Abdurrhamans Thronkandidatur warm empfohlen. Ich setzte ihnen kurz und bündig auseinander, das A und O, um das es sich handele, seien Zuberu und seine Anhänger. Ich wüßte, daß sie arme Leute seien und wolle sie weiter nicht drücken. Denn wir blieben im Lande, sie würden deutsche Untertanen, und wir hätten selbst das Interesse, recht reiche Untertanen zu haben. Das Kamel sei über alle Maßen schön; aber ich wüßte auch sehr wohl, daß ich, um solche Tiere in Mengen zu bekommen, nur weiter nach Dikoa gehen brauche. Abdurrhaman solle Sultan werden, wenn Amadu sein Schicksal erreicht hätte, bis dahin sei und bleibe er Jerima (Prinz) und vaziri (Stellvertreter). Als Strafzahlung legte ich Marua 25 Pferde, 200 Kühe und 500 volle Trägerlasten Korn oder Reis in Garua zu liefern auf.

Sehr befriedigt schien die Abordnung nicht mit dem kurzen Bescheid zu sein, und Abdurrhaman kam nach kurzer Zeit mit der Anfrage zurück, ob ich denn nicht wenigstens die Gefangenen entlassen und wann ich abmarschieren wolle. Ich antwortete ihm: „Zunächst werden wir Zuberu fangen und Ihr werdet zahlen."

Dann ritt eine Patrouille nach Gasaua, wo Zuberu gewesen sein sollte, dessen Lamido auch noch nichts hatte von sich hören lassen. Am 30. abends wurden zwei Sklaven Zuberus eingebracht, die Bülow, der mit 40 Mann sofort noch in der Nacht aufbrach, führen sollten.

Am 3. Februar erst kam Bülow zurück, er war in den Udussubergen den Gesuchten unmittelbar auf den Fersen gewesen und brachte den Sohn Amadus als Gefangenen ein. Die Fullahs hatten verzweifelten Widerstand geleistet; zwei Soldaten waren gefallen. Die Spur Zuberus führte in die Mandaraberge.

Mich jetzt auf eine Verfolgung Zuberus zu verbeißen, versprach mir wenig Erfolg. Unsere Macht im Lande mußte erst so gesichert sein, daß die Fullahs dem flüchtigen Emir wenigstens nicht mehr halfen. So beschloß ich, Amadu dem herrschaftslüsternen Abdurrhaman zu überlassen, selbst aber mich im Herzen Adamauas, in Garua, erst einmal gehörig zu stabilieren.

Die 12 angesehensten Marua-Fullahs und die Gefangenen nahm ich als Geiseln für das Verhalten von Adamaua-Funange mit mir nach Garua.

Am 4. Februar 1902 verließen wir Ndurr-Songo.

Der erste Tagesmarsch führte über das Schlachtfeld nach Songoia; obwohl die Gefallenen von den Dorfleuten begraben waren, hatten Hyänen und Schakale doch manchen hervorgezerrt, die Sonne hatte in der trockenen Atmosphäre die Körper mumifiziert und vielfach lagen Schädel und weiße Knochen herum. Ernste Gedanken bewegten uns in der Erinnerung an den heißen Tag. Auch die Stelle, wo Dia so heldenhaft sein Leben eingesetzt hatte, passierten wir. Die wunderbare Natur des Negers hatte ihn Blutverlust und Wundfieber überstehen lassen; er wurde in der Hängematte getragen, war aber auf dem Wege der Besserung.

Der Marsch ging mit den vielen Gefangenen nur langsam vonstatten. Mattafal hatte auf die Heiden am Wege gewirkt. Die Männer waren in den Dörfern geblieben und versprachen, die Straße offenzuhalten und sich keine Räubereien mehr zuschulden kommen zu lassen. In Mao Lue erschien der Lamido von Binder mit großem Gefolge, und sogar die Mundangheiden aus Bifara und Lere sandten Boten. In den meisten Orten, die wir passierten, konnten die Yauros auch doch schon mit Bescheinigungen aus Garua über die geleisteten Strafzahlungen aufwarten. Auf die Kunde von unserem Anmarsch hatten sie sich beeilt, denn mit danda kasko (neuer Topf) war nicht zu spaßen. Diesen Namen hatte man mir neuerdings beigelegt. Die Haussahs, die nach Orientalenart gern in Parabeln sprechen und jedem Menschen, der sie interessiert, einen Beinamen geben, meinten, ich sei ein freundlicher, entgegenkommender Mann, so daß man bei erster Bekanntschaft meine einen ganz besonders guten Herrn bekommen zu haben; wenn ich aber böse würde, schlüge es nach allen Seiten ein. So setzt ein Mann stolz seinen neuen Topf aufs Feuer und freut sich an seinem Aussehen, wenn aber das Wasser heiß wird, springt der neue Topf und das verbrüht ihn, und siehe, der alte war besser als der neue.

In Bom war dieses Mal der Lamido von Golombe mit einem ausgesuchten Ochsen und 100 Lasten Verpflegung zur Stelle, aber es war schon Abend geworden und unsere Leute hatten längst reinen Tisch gemacht, als der stolze Lamido endlich bei mir vorgelassen wurde, der es bei unserem Ausmarsch nicht für nötig gehalten hatte, uns zu begrüßen. Solche kleinen Unterschiede in der Behandlung werden von

den Fullahs wohl empfunden und beherzigt, während ein Häuptling der Bantuheiden dergleichen überhaupt nicht aufzufassen imstande ist; sie verlangen andere Kost. Nach Baffeluru schickte Manzuru von Bebene seine beliebten Königskuchen voraus, die aber umgehend zurückgingen, weil er selbst nicht erschienen war; — und zwei Tage darauf war er höchst persönlich mit der doppelten Auflage in Garua.

Daß die Leute ernstlich anfingen, Respekt zu bekommen, sahen wir in Bade, als ein Mann in später Nacht einen Löffel, den wir in Malemsuto vergessen hatten, und ein anderer aus Lombel den Mützenadler eines Soldaten nachbrachten.

Nur in Leinde trugen die faulen Fullahburschen, die unseren Kriegsübungen im Januar mitleidig lächelnd zugesehen hatten, kein Wasser für die armen, durstigen Träger und Gefangenen herbei, trotzdem eine Patrouille zu diesem Zweck voraufgesandt war. Da auch Dr. Krawietz mit dem Eifer des Lamido Buba nicht besonders zufrieden war, wurden die Lasten in Leinde abgesetzt, die Fullahs trugen sie nach Garua und Buba schlief die Nacht auf der neuen Station.

Wir waren erstaunt über das, was in unserer Abwesenheit geschaffen war; die Wohnhäuser für die Europäer und Mannschaften waren fertiggestellt. Es waren runde Lehmhütten mit spitzen Dächern nach Eingeborenenart. Auch die Rundmauer um das Lager war halb vollendet und rege Tätigkeit herrschte.

Von den Strafarbeitern wurde praktischerweise gleichsam in Akkord gearbeitet. Die Leute der einzelnen Yauros hatten je nach ihrer Zahl besondere Abschnitte zugewiesen erhalten. Der Lehm wurde in der Benueebene gewonnen und in ausgehobenen Gruben bearbeitet. Mit nackten Beinen durchkneteten ihn die Werkleute mit Wasser, Sand und Häcksel. Lange Kolonnen gingen und kamen, um ihn zur Station zu schaffen, und dort saßen die gelernten, einheimischen Maurer und häuften kunstvoll Schicht auf Schicht. Mit besonderer Kunst mußten die vier riesenhaften Kornurnen zugerichtet werden, die mit dicken Mattendeckeln geschlossen, den Jahresvorrat für die Station aufnehmen sollten. Dieser war nicht gering, denn wir stellten 25 Reiter mit 40 Dienstpferden ein, und jedes Tier erhielt neben dem Weidegang dreimal täglich drei Kochgeschirrdeckel Korn. Die Fullahs geben im allgemeinen nur denjenigen Pferden Körnerfutter, mit denen sie, wenn sie am Aldjuma (Freitag) zur Messaladia (Moschee) reiten, paradieren wollen. Diese Pferde stehen manchmal die ganze Woche in einer dunklen Hütte, werden dort gemästet und sind dann, wenn

sie ins Freie kommen, natürlich kaum zu bändigen, aber wirkliche Ausdauer und Kraft fehlen ihnen.

Wir erbeuteten z. B. in Marua ein solches Tier, einen großen Schimmelhengst von zweifelloser Berberabstammung, der wie ein wildes Tier gefesselt war, indem man ihm den Kopf kurz an den linken Vorderfuß gebunden, und außerdem diesen wieder mit dem rechten Hinterfuß verbunden hatte. Das Tier war so ungebärdig, daß die Fullahs ihn wohl auf der Flucht nicht hatten mitnehmen können, und auch Bülow, der ihn sich vorführen ließ, hatte schwere Arbeit mit ihm, als ihm der Kopf freigegeben wurde. Bülow ritt den Hengst von Marua nach Mendif und erzählte mir, daß er ihn, der sich anfangs vor Mutwillen nicht zu lassen wußte, nach 30 km bereits hätte treiben müssen.

Wir hatten in diesen Tagen, bis Radtke abmarschierte, eine wahre Auslese von Adamauahengsten in Garua. Die Fullahs legen im allgemeinen keine Hengste, und auch Maultiere oder Maulesel züchten sie nicht.

Da sie selbst wenig große Reisen machen, sondern, abgesehen von den Kriegszügen, auf denen sie auch stets von Fußsoldaten begleitet sind, bei ihren heimischen Feldern und Herden bleiben, so sind ihre Pferde wenig trainiert. Dies ist schon durch Generationen der Fall. So erklärt es sich, daß die Leistungen der Pferde, insbesondere was Ausdauer anbetrifft, nicht bedeutend sind. Auffallend gut sind nur die Hufe; sie sind so hart, daß alle Tiere auch im Gebirge ohne Eisen gehen können. Infolge der unzweckmäßigen Art, die Pferde nachts mit einer Fußfessel im Hause an einem Pflock zu befestigen, begegnet man oft Fesselverbildungen und Tanzmeisterbeinen. Da die Fullahs aber von ihren Pferden, wie gesagt, wenig Leistung fordern, so züchten sie im wesentlichen nur auf das Äußere. Jeder will ein möglichst großes Pferd reiten, und gerade dieser Typ, der wohl auf eingeführte Berberpferde zurückzuführen ist, ist nach unseren Begriffen am minderwertigsten ausgefallen. Große Köpfe mit Rammsnasen, ein schwacher Körper mit zu langem Rücken und schlecht gestelltes, überhohes Gangwerk sind die Regel.

Dazu kommt die barbarische Reiterei des Fullahs und die rohe Zäumung. Am Mundstück der Kandare befindet sich ein großer Eisenring, der dem Tier über die Zunge und den Unterkiefer geschoben wird; infolgedessen wirkt auch die leiseste Hilfe mit dem Zügel ungemein schmerzhaft auf das Pferd ein, dem man auf diese Weise mit



Festes Lager Garua 1902.



Inneres des festen Lagers Garua 1902.

der Hebelkraft der Kandare sehr wohl den Kiefer brechen kann; und mit leichter Hand reitet kein Schwarzer. Immer Galopp oder Karriere, dann ein Ruck im Maul und das Pferd setzt sich auf die Hinterhand und knickt in den Fesseln und Sprunggelenken ein. Oder aber das Tier wird festgehalten und mit Sporen und Peitsche bearbeitet, damit es Sprünge und Lançaden ausführt, die den Mut und die Geschicklichkeit des Reiters zeigen sollen. Daher wohl die vielen hinten schlecht gestellten und kuhhessigen Pferde.

Neben dem großen Fullahpferde, das ich auf Berberabkunft anspreche und das im übrigen immerhin nicht höher als unser Husarenpferd ist, erscheint ein besser formiertes Tier mittlerer Größe, dessen trockener, kleiner Kopf auf arabische Abkunft hinweist. Unter dieser Gattung gibt es namentlich, wenn in der Blutmischung der dritte Typ, den ich Eingeborenenpferd nennen möchte, die Oberhand behält, recht brauchbare Tiere. Diese Eingeborenenpferde, wie sie auch die Heiden haben, sind kleine, gut formierte Ponys, die unglaublich anspruchslos und widerstandsfähig sind. Diese Ponys tragen für die Haussahs recht annehmbare Lasten, müssen tagein tagaus marschieren und werden von ihren Herren genau wie die Esel behandelt, d. h. sie werden nach Kräften geschunden. Der Training, der den großen Pferden fehlt, ist bei ihnen überreichlich seit Generationen angewandt und hat sie natürlich auf Kosten der Schnelligkeit im wesentlichen zu ausdauernden Tragtieren gemacht.

Das beste Truppenpferd ergibt die Mischung von Araber- und Heidenblut.

Ich bin in Schwedt im Hause meines verehrten Vormundes unter Pferden und später auf dem Lande groß geworden; das ist mir für die Praxis in Afrika stets besonders zugute gekommen. Ich empfand das auch bei dem Ausbau des Garua-Lagers wieder ganz besonders.

Die beste Arbeit lieferten die Bubanjiddaleute. Es waren 100 Sklaven des Lamidos, die stets in strengster Ordnung unter Trommelschlag arbeiteten; selbst wenn sie Holz, Steine oder Lehm herantrugen, führten ihre Musikanten den Zug an.

Aus Bubanjidda bekam ich am 27. Februar die erste Freudennachricht, die mir bewies, daß wir wirklich in Adamaua festen Fuß zu fassen begannen: der von Radtke geschlagene Lamido Rey hatte sich von Zubern und Amadu getrennt, um zu versuchen, sich mit Gewalt wieder des Thrones von Bubanjidda zu bemächtigen. Vor den Toren der Stadt war er von dem unserseits eingesetzten Lamido

Buba mit seinen sämtlichen Gefolgsleuten erschlagen worden; die Zuberupartei war in Bubanjidda endgültig beseitigt und der Lamido schickte mir mit einem glücklichen Briefe den Kopf und das Panzerhemd seines erschlagenen Nebenbuhlers.

Am 14. Februar feierten wir ein gemeinsames Sieges- und Abschiedsfest. Radtke und Krawietz gingen zur Küste, mit ihnen unsere jubelnden Jaundeträger. Es wurde geschlachtet und die Leute spielten und tanzten. Die besten Jaundeträger durften sich aus den überzähligen Beutepferden, je ein Tier auswählen, um es mit nach Jaunde zu nehmen. Das war ein Jubeln und Schreien auf dem Anger am Wasser vor der Stadt, wo unsere Leute sich nachmittags zu fröhlichen Spielen vereinigt hatten. Kaum einer der Träger war ja ohne Fullahkleider geblieben und die wunderbarsten Beutestücke kamen zum Vorschein, mit denen die Leute in der Heimat paradieren wollten: Zerschlissene Haiatugewänder, halbe Kürasse, weite Fullahbeinkleider, die diese Buschleute bis unter die Arme heraufgezogen hatten, alte Helme, Waffen aller Art natürlich, aber auch Töpfe, Krüge und Kalebassen, sogar Ochsengehörne schleppten manche mit, Schabracken hatten sie um die Schultern gehängt und Amulette und eingenähte Koransprüche als große Medizin fehlten keinem. Was haben wir gelacht!

Da waren Leute, die mit einem langen, ledernen Reiterstiefel an dem einen Bein einherstolzierten, und andere wieder versuchten vergeblich arabische Pantoffeln beim Gehen an den Füßen zu behalten. Den Höhepunkt erreichte der Jubel aber erst, als die glücklichen Pferdebesitzer sich ihren neidischen Kameraden zum ersten Male im Sattel zeigten. Sie wollten nach Fullahart Reiterspiele aufführen. Da brauchten sie sich nun allerdings nicht gegenseitig zu bekämpfen und aus dem Sattel zu heben, denn jeder Reiter hatte in seinem Pferde einen streitbaren Gegner. Tiere haben ja bekanntlich einen eigentümlichen Instinkt dafür, ob Menschen mit ihnen umzu-



Mit Matten bekleideter Pferdestall im Garualager 1902.

gehen verstehen oder nicht, und pflegen sehr diplomatisch ihr Benehmen danach einzurichten.

Das war ein Schlagen, Bocken, Beißen, Fallen und Jagen bei der Jaundereiterei. Dazu das Trommeln der Haussahmusikanten, das Pfeifen und Blasen, das Gelächter und Geschrei der zuschauenden Soldaten und Fullahs, wenn ein Jaundereiter gern absteigen wollte, aber nicht den Mut dazu fand, immer wieder den Fuß aus dem Steigbügel zog, versuchte und ansetzte, bis es dem braven Pony zu lang wurde und er seinem Herrn mitleidig eine Hilfe gab, die ihm schnell aus dem Sattel half. Dazu der Staub und die herrenlos herumjagenden Pferde, die wild bockten, weil ihnen die schlecht gegurteten Sättel unter den Bauch rutschten. Es war ein Durcheinander wie am Schluß eines Spektakelstückes in der Arena bei Busch oder Schumann in Berlin.

Wir machten uns auch den Spaß, das vielbestaunte Kamel herbeizuschleppen und besonders kühne Leute aufzufordern, das Tier zu besteigen. Wir setzten Preise aus, und stolz ließ sich als erster unser Koch in die Höhe heben, der durch dieses Bravourstück den Grund zu dem Rufe besonderer Schneidigkeit legte, der ihn, wie den Kanzlisten Tokoto, noch jetzt in Duala umgibt.

Als es kühl geworden war, saßen wir Europäer auf der Station bei einem einheimischen Diner, zu dem reichlich Milch geschlürft wurde, beieinander. Das Grammophon spielte heimische Weisen, wir sangen alte Lieder und setzten einen regelrechten Überbrettelabend in Szene. Noch höre ich Bülow singen:

„Vor seinem Nestchen sitzt der Star,
Vergnügt und aller Sorgen bar,
Beginnt sein Lied zu pfeifen.
Er überschlägt sich im Gemüt
Den Reinertrag der Kirschenblüt'
Und freut sich auf die reifen."

Und im Chorus fielen wir ein:

„Herrgott, was ist das Leben nett" usw.

Ich rezitierte Tierfabeln von Heinz Ewers, und dann hieß es wieder mit dem Brustton der Überzeugung:

„Drum, wer ein süßes Mädel kränkt,
Den sollte man gleich hängen."

Als der Zapfenstreich verklungen war, brannte das große Wachtfeuer, in dessen Schein wir auf unseren Langstühlen lagen, niedriger;

Zahler, wenn er sich seinem Nachbar gegenüber seines neuen Reichszuwachses rühmte und vielleicht erfuhr, daß dieser für dasselbe Gebiet auch schon an Zuberu gezahlt hatte. In allen Fullahsiedlungen fand man aber anderseits Heiden aus den benachbarten Bergen, denen augenscheinlich die Höhenluft nicht zugesagt hatte; sie hatten sich freiwillig in den Dienst der Fullahs in der Ebene begeben. Munter führten sie dann als stolze Gläubige Krieg gegen ihre früheren Stammesgenossen.

Auch den farbigen Unteroffizier Salu führte ein solcher aus Tengelin gebürtiger Pseudofullah in tiefdunkler Nacht mit 25 Soldaten auf das Plateau hinauf. Kein Felsblock rollte den Soldaten entgegen, wie bei früheren Versuchen den Fullahs; als es Tag wurde, hatte die kleine Schar bereits das Dorf des Oberhäuptlings umzingelt und führte diesen mit einigen 50 Gefangenen nach Garua. Die zu spät aufgestandenen Tengelins mußten mit Rücksicht auf ihre bereits gefangenen Stammesgenossen die Giftpfeile wieder in die Köcher stecken und auch auf das Vergnügen, die Bergabsteigenden noch mit Steinen niederzuwalzen, verzichten. Es wird ihnen schwer genug geworden sein, denn sie hatten sich gut vorbereitet, weil ihnen der Angriff schon mehrfach angedroht war.



Eingangstor des festen Lagers Garua 1902.

Am 18. März meldete ganz unerwartet der Kommandeur der Schutztruppe seine Ankunft in Garua mit einer großen Expedition für die nächsten Tage an und befahl, Lebensmittel und Träger bereitzustellen. Wir hatten ihn im Westen des Schutzgebietes bei den Bangwas und Bafuts vermutet. Der Tag war ein dies ater: Mein Freund Hermann Nolte war tot.

Die Expeditionsboten brachten die Nachricht mit aus Banjo. Dort war Nolte Ende Februar eingerückt, um eine Station anzulegen. Als er nach tagelangen Verhandlungen gesehen hatte, daß die Fullahs in Güte sich nicht fügen wollten, verhaftete er selbst bei einer Unterredung mit Omaru dessen Bruder, den Jerima Issa, den er als

Geisel für die Haltung der Banjoleute während des Stationsbaues in Händen haben wollte. Vor dem Tor des Sultansgehöftes stand Oberleutnant Sandrock mit der gefechtsbereiten Kompagnie. In dem Empfangsraum Omarus war mit Nolte zusammen nur ein Haussahsoldat als Dolmetscher und sein persönlicher Diener Boema aus Monrovia.

Als Nolte dem Issa, der neben ihm saß, zum Zeichen der Festnahme die linke Hand auf die Schulter legte, sprang Omaru wütend auf, riß sein Messer aus der Scheide und stach Nolte mitten ins Herz. Der Soldat schoß den Sultan nieder, der über Nolte zusammenstürzte, die Gefolgsleute des Sultans erschlugen den Soldaten. Wütend wurde Noltes Lager und die Kompagnie vor dem Tore von den Fullahs angegriffen. Oberleutnant Sandrock, bei Ngaumdere schon verwundet, wies die Angreifer blutig ab und rächte unseres Kameraden jähen Tod. Auch Martin Sandrock deckt afrikanische Erde. Eine Kugel aus dichtem Busch setzte im Waldgefecht in Süd-Kamerun 1905 seinem Leben das Ziel.

Sprachlos standen Bülow und ich auf der staubigen Reitbahn beieinander, als uns die traurige Botschaft ereilte. Zum erstenmal im Jahre fielen vom Himmel einige Regentropfen, als weinte auch er über unseren unvergeßlichen Hermann Nolte.

Die Expedition blieb nur wenige Tage in Garua; sie wollte an der englischen Grenze entlang nach Dikoa weiter. Hauptmann Glauning war der Geograph der Expedition. Ihre Kompagnien führten mein alter Freund Hauptmann Stieber und Oberleutnant v. Madai, der in Lolodorf lange mein Nachbar gewesen war. Das gesundheitliche Wohl der Expedition lag in den bewährten Händen des Stabs-



Heidenhäuptlinge aus Nord-Adamaua.

arztes Zupitza, und mit besonderer Freude begrüßte ich meinen alten, guten Kriegskameraden, den Oberbüchsenmacher Zimmermann sowie den Feldwebel Hensel, der ebenfalls früher unter meinem Befehl gestanden hatte.



Oberleutnant Hermann Nolte.

Die große Straße von Garua nach Jola führt stundenlang durch welliges Land mit Dörfern und Siedlungen, die den Fullahs aus Leinde und den Schuaris aus Garua gehören. Erst unweit vor Saratse, einem Fullahdorf, das am Fuße des gleichnamigen Berges liegt, und dessen dunkle Kuppe weithin im Lande sichtbar ist, passiert man unbebautes Land und Wald. Ich hatte drei berittene Soldaten, meinen Koch mit einem Handpferd, das die Küchenutensilien und etwas Proviant trug, meinen Stallknecht Adamu, gleichfalls mit einem Handpferde, und den Fullahjungen Osman zu meiner Bedienung bei mir. In Saratse übernachteten wir.

Aus der offenen Halle, in der ich mein Feldbett aufgeschlagen hatte, hörte ich lange mit vieler Freude Adamus Erzählungen zu. Er stammte aus der Jolagegend und kannte fast alle Dorfbewohner hier. Seit er das Maruagefecht miterlebt hatte, ging er nie mehr anders als im Kriegshemd, das er mit unzähligen Amuletts behängt hatte. Mit einem Riesenstrohhut und einer großen Kürbisflasche voll saurer Milch ausgerüstet, gab er eine ungemein komische Figur ab; aber auf seine Landsleute machte er anscheinend gewaltigen Eindruck, und als seggi (Stallmeister) des gefürchteten danda kasko machte er sich ungemein wichtig.

Um 5 Uhr saßen wir wieder im Sattel und ritten durch das Benuetal, das, soweit der Überschwemmungsboden reicht, gut angebaut ist. Bei Tepe, unserem Battagrenzdorf, fand ich Bülow und den Engländer Molesworth, die hier zusammen Vermessungen für die vorläufige Grenzregulierung anstellten. Man kann sich kaum eine mühevollere Tätigkeit als eine Triangulation in glühender Hitze vorstellen.

Hat der Offizier sich dann am Tage müde gelaufen und gerechnet, so folgen die nächtlichen Beobachtungen, die ihn kaum zum Schlafen kommen lassen, weil er stets die Besorgnis hegen muß, bei der Unzuverlässigkeit des farbigen Dienstpersonals nicht rechtzeitig geweckt zu werden und die Kulminationszeit zu verpassen.

Bülow war passioniert für seine Arbeit und sprach auch mit Molesworth fortgesetzt über Mondhöhen, von denen ich nichts verstand, und Sternbilder, die ich nicht kannte. Auch im übrigen verstanden sich beide Offiziere ausgezeichnet. Der Captain war ein älterer Mann, der Deutschland kannte und mit viel Freude von »the fatherland« und „Unter die Linden" erzählte.

Immer in der wohlangebauten Benueebene führt auf der englischen Seite die große Straße nach Jola weiter. In Ribago (Königsgut) hatte Zuberu früher Hof gehalten, wenn es ihm in Jola gar zu heiß wurde. Der Ort fällt durch stattliche Bauten und besonders schöne alte Tamarindenbäume auf. Fullahs wie Battas standen neugierig am Wege, um die Besieger Zuberus zu sehen, wenn wir durch die Dörfer trabten, und in Dassin, einem großem Haussahdorf, wo ich übernachtete, war starker Zulauf von Fremden, die aus dem Munde von Augenzeugen hören wollten, wie der Emir sein Reich verloren habe. Adamu hatte wieder bis in die späte Nacht hinein reichlich zu tun, und nach dem, was ich selbst mit meiner geringen Haussahkenntnis über unsere Taten hörte, ist es mir nicht verwunderlich, daß sich alle möglichen Legenden um danda kasko und seine Soldaten bildeten. Der Neger erfindet ja gar zu gern Märchen und Sagen, wenn ihm nur der geringste Stoff dafür geboten wird. Die Phantasie der Schwarzen treibt Blüten, die der tropischen Vegetation würdig sind. Um sich selbst recht wichtig zu machen, erzählt der farbige Soldat oder der Schlachtenbummler ebenso gern Kriegsanekdoten und grausige Märchen von sich und seinem Herrn, wie der Philister hinter dem Biertisch daheim sie hört und glaubt, wenn ein Dritter, der vielleicht auch einmal in Afrika war, sie kolportiert. Im allgemeinen sind alle solche Greuelgeschichten erfunden.

Daß mir wohl einmal ein Soldat stolz den Kopf eines getöteten feindlichen Führers als Trophäe und Wahrzeichen, daß es der Rechte sei, vorzeigte, will ich nicht leugnen. „C'est la guerre", und zwar „en Afrique" wie der Franzose Gentil treffend sagt, als auch er beschreibt, wie der tirailleur sénégalais, der den Rabeh erschoß, dessen Kopf abschlug und ihn seinem Kommandanten brachte. Auf dem Markt-

platz und an der Stadtmauer in Dikoa steckten noch bei meinem Einmarsch die Köpfe auf Stangen, welche die Franzosen dort als abschreckendes Beispiel hatten ausstellen lassen. Vestigia terrent. Andere Nerven haben des Islams wilde Fanatiker als die Träger christlicher Humanität daheim.

Grausamkeiten kommen in allen afrikanischen Kriegen vor. Ich gedenke des armen Soldaten, der gefangen in Zuberus Hände gefallen war und den er uns mit abgeschnittenen Lippen in das Lager schickte. Ein furchtbarer Anblick.

Gegen 9 Uhr am 16. April kamen wir nach Jola. Wieviel unglückliche Sklaven aus deutschem Gebiet sind hierher geschleppt worden, bis im August 1901 die Engländer Zuberus Herrschaft ein Ende bereiteten! Auf dem hochgehenden Fluß fuhren sie mit Heckraddampfern an die Stadt heran, bei deren Einnahme die Fullahs verhältnismäßig schwachen Widerstand leisteten. Nur die Fortnahme der französischen Geschütze, die Mizon 1892 dem Emir geschenkt hatte, kostete einige Menschenleben. Zwei englische Offiziere wurden verwundet.

Jola liegt in der Benueebene an der Überschwemmungsgrenze. Die Stadt ist regellos gebaut, massive Häuser sind selten, aber Handel und Wandel sind bedeutend. Jola war bisher der vorgeschobenste europäische Handelsplatz des Westsudans. Auf dem Benue lag zu Zuberus Zeiten die Hulk der Royal Niger Company und am Fuße des Gebirgszuges, der unterhalb der Stadt an den Fluß stößt, stehen jetzt die umfangreichen Etablissements der Kompanie am Lande, die in diesem Teile Westafrikas bisher ein schrankenloses Handelsmonopol in Händen hatte.

Die Vorräte an europäischen Waren, die in dem Jolahandelshause lagerten, waren riesenhaft, aber die Auswahl nur eine sehr geringe. Das wesentliche Geschäft spielte sich in Salz, Stoffen und Kaurimuscheln ab. Die Kompanie hatte es nicht nötig, sich sonderlich um Käufer zu bemühen und setzte auch diktatorisch je nach der Konjunktur in den Exportartikeln zu Hause die Marktpreise fest; Wettbewerb gab es nicht, und wenn der Händler seine Erzeugnisse nicht verkaufen wollte, mußte er eben viele hundert Kilometer weiter gehen und kam auch dann wieder zu einer Niederlassung derselben Firma.

Ist es aber gegen Ende der Saison, wenn im August der Benue hochgeht, dann beginnt in fieberhafter Eile mit Dampfer auf Dampfer die Verfrachtung der Produkte, die während des ganzen Jahres aufgekauft sind. In geräumigen Wellblechstapelhäusern lagerten jetzt schon tausende

Tons von Erdnüssen, Gummi, Kopal, Guttapercha, Indigo, Wachs, Strophantusgras und andere Apothekerwaren. Elfenbein gibt es nur wenig.

Im Anschluß an die Baulichkeiten der Niger Company hat sich eine ganze Schifferstadt auf der Wasser- und ein Kaufmannslager auf der Landseite gebildet.

An der Stadtgrenze von Jola empfing mich Captain Baker, der Kommandant des Forts, in der kleidsamen englischen Khakiuniform mit gleichfarbigen Beinwickeln. Auch der Tropenhelm der englischen Offiziere ist mit einem schleierartigen Bande in der Rockfarbe umwickelt. Baker war ein Typ des englischen Offiziers. Hochgewachsen, gut trainiert, glatt rasiert bis auf den kleinen Schnurrbart. Er ritt ein gut aussehendes Pferd und prüfte mit Kennerblicken den Trab meines Killikandja. Ungefähr eine halbe Stunde ritten wir durch die Stadt. Besonders feierlich von einigen Haussahs begrüßt, die ich in Marua freigelassen hatte. Sie hatten sich in ihren Staatsroben mit Kind und Kegel an der Straße aufgestellt. Ich erkannte die feinen Damen in den bunten Tüchern, mit silbernen Arm- und Fingerringen geschmückt, gar nicht wieder, als sie sich mit nicht enden wollenden „Ussako danda kasko, sanu, sanu barka" (sei bedankt, sei gegrüßt) bis in den Staub neigten, um dann kokett die Augen mit den künstlich geschwärzten Brauen aufzuschlagen und in die Hände zu klatschen. In Ndurr-Songo hatten sie ganz anders ausgesehen, und Mahama erst klärte die Situation auf, was Baker einen Riesenspaß machte.

Im flotten Trabe ging es jenseits der Stadt durch die Flußebene, der trockene Überschwemmungsboden zeigte manche Risse und die Pferde mußten oft springen. Ich freute mich über meine drei ausgesuchten Soldaten, die, Knie an Knie hinter mir in ihren neuen Uniformen, mit dem Karabiner auf dem Rücken, ein gutes Bild machten. Ein Zickzackweg führt ungefähr 100 Meter auf das Plateau herauf, an dessen Rand das Jola beherrschende Fort und die Soldatenstadt liegen.

Eine Ehrenwache von Leutnant Beasley kommandiert, nahm sich sehr gut aus. Der Offizier, wie unsere Mannschaften den Pallasch präsentierend, vor der Front, mit dem breiten Wehrgehänge, an dem die Scheide befestigt ist, über der Schulter, war ein stattlicher Mann, ebenso wie Baker. Auch er trug die South African Medail. Die Mannschaften waren Haussahs, ein alter sergeant major mit grauem Bart und der roten Schärpe über die Schulter stand am Flügel. Die Haltung war

nicht so stramm, wie wir es gewohnt sind, aber doch eindrucksvoll bei den kräftigen Gestalten in der kleidsamen Montur; rote Feze und Khakianzüge wie bei uns, aber ganz ohne blanke Knöpfe und ohne farbige Aufschläge, gleichfarbige Beinwickel. Alles natürlich stiefellos. Die Eintönigkeit der praktischen Felduniform wurde durch die rote, vorn offene, mit Gold verbrämte Suprraweste aufgehoben, welche die englischen Haussahsoldaten zur Parade tragen.

Ich freute mich über die prächtigen Gesichter der alten Haussahs, denn sie sind mir die liebsten Soldaten in Westafrika. An Intelligenz und an Beweglichkeit ist ihnen der Senegalese vielleicht überlegen — die Franzosen behaupten es. Aber im allgemeinen besitzt der Haussah alle Eigenschaften des Soldaten. Er ist kräftig, gehorsam und hat den Fatalismus seiner Religion, der ihn nicht nur zum guten Angreifer macht — deren gibt es viele auch unter den Bantustämmen —, sondern zum Steher d. h. zu einem Soldaten, der in allen Lagen, auch bei schwieriger Verteidigung, zuverlässig aushält. Solche Steher aber gibt es wenig in Westafrika. Ich sprach es auch diesmal wieder, ihre Truppe rühmend, den Engländern aus, wie ich sie um dieses vorzügliche Soldatenmaterial beneide.

Colonel Morland wurde erst am folgenden Tage erwartet, so verlebten wir den Nachmittag recht gemütlich, indem wir erst mit



Eingang zur britischen Residentur in Jola.

dem Residenten, Mr. Barkley, und Dr. Cameron Blair zusammen frühstückten und gegen Abend gemeinsam nach Jola hinunterritten. Hierbei wurde natürlich, wie es nicht anders geht, wenn man bei englischen Offizieren zu Gaste ist, unterwegs eine regelrechte kleine Jagd geritten, und hier konnte „Lamido", den ich bis Jola sorglich hatte an der Hand gehen lassen, einmal zeigen, was in ihm steckte. Er erregte uneingeschränkte Bewunderung; natürlich, denn die Pferde der Herren kamen fast sämtlich aus Adamaua, und daß ich mir dort nicht das schlechteste ausgesucht hatte, wird jeder ohne weiteres glauben. Barkley war master und führte natürlich über ein Gelände, indem er gut Bescheid wuße, und auch die anderen Pferde waren hier wohl schon öfter gegangen. Für „Lamido" brachte namentlich die Anfangsstrecke fortwährend Sprünge, wie er sie gar nicht kannte. Denn jeder Riß in dem Überschwemmungsboden schien ihm ein Graben zu sein, den er mit mächtigem Satz nahm. Trotzdem hatte er beim Auslauf im Sande vor der Stadt noch so viel zu vergeben, daß es mir Mühe machte, ihn zu halten, und mit schlankem Sprung setzte er auf dem Rückwege über Barkley, der dicht vor mir ritt und bei einer scharfen Ecke gestürzt war, hinweg. Lamido hatte sich das Herz der Herren gewonnen, und wir entwarfen alle möglichen Pläne für gemeinsame Polospiele, Rennen und Jagden in der Zukunft.

Auch bei den Engländern wurde mäßig gelebt, trotz der viel besseren Verbindung mit der Küste. Tagsüber wurde Limonenwasser getrunken und erst nach Sonnenuntergang trat der Whisky-Soda in seine Rechte. Postsachen aus Deutschland erreichten uns über Kamerun in der Regel in zwei Monaten, über Jola in fünf Wochen.

Am 18. nachmittags traf die Expedition Morland ein und bezog neben der Soldatenstadt Biwak. Der Oberst kam mit acht Offizieren aus Maiduguri, wo er die neue englische Hauptstadt von Bornu an Stelle des von Rabeh zerstörten Kuka eingerichtet hatte. Chefu Garbai, der neue Bornu-Sultan, den die Franzosen nach Fadel Allahs Vernichtung bei Gudjiba am 23. August 1901 als Sultan in Dikoa eingesetzt hatten, war, wie er sagte, mit den meisten seiner Anhänger aus dem deutschen Dikoa zu ihm gekommen und in Maiduguri angesiedelt worden. Das hieß also, der rechtmäßige Sultan von Bornu war aus seiner eigentlichen Hauptstadt Dikoa, weil diese auf deutschem Gebiet lag, fortgezogen und auf englisches Gebiet nach Maiduguri gegangen, das zur Hauptstadt Bornus erhoben war. Deutsches Gebiet, teilte er mir ferner mit, habe er nicht betreten, wohl aber läge in



v. Bülow. Cpt. Baker. Leutn. Beasley. Dr. Blair.

In Jola.

Dikoa ein französisches Spahidetachement und übe die tatsächliche Herrschaft in Deutsch-Bornu aus. Das waren Nachrichten von weittragender Bedeutung, die ich sofort nach Berlin weiter gab.

Da nun meiner Meinung nach die amtlichen Mitteilungen des Colonel über die Stellungnahme der Regierung von Northern Nigeria dem Sultan Garbai gegenüber von Wichtigkeit war, so beschloß ich, unverzüglich dem Kommandeur, der ja nach Bornu aufgebrochen war, den Colonel aber nicht getroffen hatte, persönlich Mitteilung von der Sachlage zu machen. Ich bat daher Colonel Morland, mich bei ihm abmelden zu dürfen. Erstaunt fragte er mich, wann ich denn reiten wolle und wohin, da ich ihm doch gesagt hätte, ich wisse selbst nicht genau, wo die Expedition des Kommandeurs sei, ob ich überhaupt genug Soldaten hätte, die Wege kenne usw. Ich erklärte ihm, ich würde sofort reiten, und zwar nach Dikoa; dort würde ich wohl den Kommandeur treffen, wenn nicht, jedenfalls die Franzosen, denen ich mitteilen könne, daß sie dort nichts zu suchen hätten.

Unter allen Umständen wollten die Herren nun, daß das große Essen, das sie mir zu Ehren geben wollten, abends noch stattfände, und der Oberst meinte, es sei ja ein Segen, daß er mich nicht gleich bei seiner Ankunft dienstlich abgefertigt hätte; denn dann wäre ich ihnen wohl gestern schon ausgerissen. Der Colonel wie alle Offiziere waren mir gegenüber von einer hervorragenden Liebenswürdigkeit, es waren anregende Stunden, die ich hier in ihrer Mitte verbrachte, und namentlich die Herren, die später noch meine Nachbarn blieben, Dr. Blair, Baker und Beasley, sind Bülow und mir gute Kameraden geworden. Auch der Resident Barkley kam uns stets in liebenswürdigster Weise entgegen. Die englischen Offiziere haben meist ein großes Interesse für unsere Armeeeinrichtungen, alle aber eine geradezu brennende Wißbegier in dem, was Kaiser Wilhelm angeht. The Kaiser, the Kaiser knows you personally? konnten sie mich nicht genug fragen, und dann sollte ich erzählen, womöglich jedem einzelnen, wo Seine Majestät mit mir gesprochen habe, und warum ich den Hausorden von Hohenzollern bekam. Unsere Ordenseinrichtungen können sie nie ganz verstehen, sie vergleichen einen Orden, der eine besondere Auszeichnung sein soll, stets mit ihren Feldzugsmedaillen, die jeder bekommt. Ihr Tapferkeitsorden, das Victoriakreuz, ist sehr selten, und die Offiziere eines Regiments sind stolz, wenn sie einen, der es besitzt, zu den Ihrigen zählen. Ein junger Leutnant, der es sich als Korporal des black watch genannten Hochländerregiments in Südafrika erworben hatte und dem seine Tapferkeit gleichzeitig das Offizierpatent eingetragen hatte, wurde mir mit Stolz gezeigt. Bescheiden erzählte er, wie er es verdiente, und auch andere mußten von ihren jüngsten Kriegserlebnissen berichten.

Baker war unter den ersten auf dem Spionskop gewesen und auch einer der wenigen, die glücklich wieder herunterkamen. — Beasley wurde viel geneckt; verwundet war er in Pretoria Gefangener gewesen, bis Lord Roberts einrückte, und böse Zungen behaupteten, die Buren hätten ihn für Geld sehen lassen. Dann hatte er sich aber an seinen Gefangenwärtern schadlos halten können, denn er war als Wachtkommandant in ein Burenlager auf Ceylon kommandiert worden. — Barkley kam aus Britisch Rhodesia. Er war ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn und erzählte die fesselndsten Jagdgeschichten. So nahm das vorzügliche dinner ein gar zu schnelles Ende.

Längst hatte der Jüngste an der Tafel sich nach schöner englischer Sitte erhoben und den Tischvorstand erinnert, daß es Zeit sei, des

Königs zu gedenken, und der Colonel hatte, wie es Sitte ist, stehend gerufen: „Gentlemen, the king!“ Längst war das viermalige brausende Hipp Hipp Hurra auf unseren allergnädigsten Herrn verklungen; die Wogen der Begeisterung gingen höher, denn für Colonel Morland hatte Champagner in Jola bereitgestanden, mit dem er nicht geizte. Da kam Attang und meldete mir, daß die Pferde bereit seien. Meine freundlichen Wirte meinten zwar, es sei Unsinn, daß ich jetzt fort wolle, gaben aber meiner Erklärung recht, daß man aufbrechen solle, wenn es am schönsten sei; den Säbel angefaßt, stand ich vor dem Oberst, um mich abzumelden. Er faßte mich um die Schulter und sagte mir, als guten, ihnen lieb gewordenen deutschen Kameraden ließen sie mich nicht ohne den altenglischen Freundschaftsgruß scheiden; ich wurde in die Mitte gestellt und um mich brauste es mit erhobenen Gläsern: „He is a jolly good fellow“ usw. Wieder und wieder sangen sie es, auf den Stühlen schließlich und die Schotten hoch oben auf dem Tisch.

Der Nachtwind kühlte die heißen Schläfen; unter einem großen Baum schlief ich in Ribao und am 21. nachmittags war ich in Garua. Bülows Erstaunen, als ich ihm in Tepe sagte, ich wolle nach Dikoa reiten, war nicht gering. Aber auch er hielt es für richtig. Er konnte bei den guten Verbindungen trotz seiner Vermessungsreise die politische Leitung Adamauas in der Hand behalten, und um die Station brauchten wir uns keine Sorge machen; sie hielten Haase und der neu angekommene Unteroffizier Fischer schon gut im Stande. Auf meine Reise konnte ich noch die frische Überzeugung mitnehmen, daß in Adamaua wirklich ruhige Verhältnisse einsetzten. Denn ich traf auf der Station die Lamidos von Bubanjidda und Ngaumdere, die ihre Ergebenheit versicherten, und der Heidenfürst von Lere, das auf französischem Gebiet liegt, hatte sogar seine uralte Mutter, die von ihm besonders verehrt zu werden schien, mitgebracht, um danda kasko zu besuchen.

Sechs Soldaten sattelten am 23. April früh die besten Pferde der Station, Koch, Diener und ein arabischer Dolmetscher nahmen je noch ein Reservepferd an die Hand. Zwei Packpferde mit der nötigen Wäsche für mich, Decken und Kochgerätschaften gingen mit den Soldaten. Bis nach Dikoa waren es in der Luftlinie 400 km, aber der Weg führte durch Gebirge und Einöden, durch Gebiete nicht unterworfener Muslims und wilder Heiden. Dazu war es die heißeste Zeit im Jahr.

Um 1 Uhr waren wir in Demsa, wo wir aßen und fütterten, um 9 Uhr abends brachen wir wieder auf. Getränke und europäische Lebensmittel habe ich, mit Ausnahme von Tee und Saccharin, überhaupt nicht mitgeführt. Man kann in Adamaua, wo es Fleisch, Geflügel, Butter, Milch und mannigfache Erdfrüchte gibt, sehr gut aus dem Lande leben. Wenn ich in das Quartier kam, wickelte ich mich in meine Kamelhaardecke und legte mich auf eine Bettstatt aus geflochtenem Stroh, wie sie die Fullahs sehr bequem herstellen. Dann trank ich aus einer der großen Kalebassen frische Milch, bis der Durst gestillt war, und schlief, bis wir aßen und weiterritten.

Schon in der ersten Nacht kamen wir in die Berge und mußten viel führen, bis wir morgens 4 Uhr das alte Städtchen Sserau erreichten, wo alles im tiefen Schlummer lag. Wir klopften den Yauro aus seiner burgartig gebauten Lehmfeste heraus, mußten aber lange warten, bis er nach weitläufigen Verhandlungen, bis an die Zähne bewaffnet, mit seinen Leuten das Balkentor öffnete. Dann war es aber schön kühl in seiner Halle und ich schlief bis zum Nachmittag vorzüglich. Da der Mond schien, marschierte ich wieder die Nacht hindurch. Wir waren dauernd in den Bergen und mußten meistens führen. Öfter hielten uns große Schluchten auf, die infolge des Gerölls, das den Weg bedeckte, im Dunkeln schwer zu passieren waren. Um 4 Uhr morgens stiegen wir aus den Bergen, welche die Stadt im Halbkreis umgeben, in das alte Meiha hinunter, wo Lamido Buba von Leinde früher residierte. Rundum wohnen die Zeckeheiden, die Buba tributpflichtig sind und das Land bis hoch in die Berge hinauf in trefflicher Kultur hielten. Da es kühler war, auch etwas Wind ging, brach ich schon um 2 Uhr mittags auf und sah gegen 9 Uhr die Lichter des ausgedehnten Mubi. Dieses ist als Handelsplatz bedeutend, weil von hier eine große Straße nach Marua und eine andere nach Maiduguri führen. Unser Malam war vorausgeritten und hatte Quartier gemacht, so daß wir in ein fertiges Nest kamen. Trotz der späten Stunde war der Lamido zur Stelle und begleitete uns am anderen Morgen eine gute Strecke auf dem Wege nach Uba.

Uba liegt wie Matafall an einem einzelnen Berge in der Ebene, ist aber rundum von geschlossenem Gebirge umgeben, das von Marghiheiden bewohnt wird. Der Lamido klagte bitter, daß ihm der größte Teil seiner früheren heidnischen Untertanen von dem jetzigen Emir von Jola abgenommen seien und direkt nach dort morgul (Tribut)

zahlen sollten, weil sie auf englischem Gebiet lägen. Leider konnte ich ihm nicht helfen und ritt nachmittags um 3 Uhr ab, um einen Fünfzehn-Stunden-Marsch zu machen.

Um 7 Uhr morgens tränkten wir auf den schönen Wiesen von Mitschika, dann ging es in die Berge hinein, an deren Hängen überall wie Schwalbennester die runden Lehmhütten der Marghis klebten, die uns von weitem mit Geschrei begrüßten. Bis sie sich gesammelt hatten, waren wir längst weiter, und erst um 2 Uhr kamen wir an einen Kuduffu genannten Engpaß. Die Berge treten hier dicht aneinander und das Tal zwischen ihnen war durch eine Steinmauer abgeschlossen, die nur ein schmales Eingangstor freiließ. Wir ritten unbehelligt hindurch, denn man hatte unser Kommen nicht bemerkt. Erst als wir mitten zwischen den Häusern waren, die im Tale liegen, begannen die Marghis zu blasen und zu trommeln. Wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen wurde es rundum lebendig. Überall schienen Menschen zu wohnen, und überall erschienen sie mit Schild, Speer und Bogen unter furchtbarem Geschrei. Mit Gewalt war hier nichts zu machen; ich ließ also halten und absitzen. Mahama und der Malam gingen den Leuten entgegen und erklärten ihnen, wir wollten nur passieren und bäten um Wasser. Die nackten, schwarzen Gesellen waren sich nicht einig, was sie machen sollten, schienen auch mehr einen Angriff zu fürchten, als einen solchen zu beabsichtigen; denn ein paar junge Leute zeigten uns wirklich eine Wasserstelle. Wir tränkten, saßen wieder auf, nahmen die Karabiner aufs Knie und ritten, von den schreienden Marghis auf den Hängen begleitet, ruhig im Tale weiter, bis wir die rückwärtige Talsperre passiert hatten. Als wir ins Freie kamen, trabten wir an, froh, diese



Heidenmädchen in Fullahdiensten mit zahmen Affen spielend.

üble Passage glücklich hinter uns zu haben. Bei einem Marghidorf in der Ebene sattelten wir bei Dunkelwerden ab. Die Leute waren hier freundlich und brachten uns sogar ein Schaf.

In Madagali, dem am weitesten nach Norden vorgeschobenen Fullahposten, hieß uns am anderen Tage der Lamido Bokari vor seiner Königsburg herzlich willkommen. Dies freute mich besonders, weil die Expedition des Kommandeurs, die hier passiert war, den mißtrauischen Greis nicht zu Gesicht bekommen hatte. Der uralte Mann sah aus wie ein biblischer Erzvater. Auf der hohen, dürren, vom Alter etwas gebeugten Gestalt saß, von weißem Barte eingerahmt, ein ausdrucksvoller Kopf mit scharf gebogener Nase, der Intelligenz und Energie verriet. Schon die Lage des kleinen Reiches mitten zwischen Heiden im Osten und Westen, den Mandaras im Norden, von den nächsten Fullahs im Süden über einen Tagemarsch getrennt, bewies die Tatkraft Bokaris. Sein Leben muß ein ewiger Kampf gewesen sein, und mit einem gewissen ehrfurchtsvollen Interesse betrachtete ich den alten Krieger, als er mir erzählte, daß er an derselben Stelle schon unseren großen Landsmann Barth auf seiner Durchreise nach Jola im Jahre 1851 empfangen habe. Er sei damals noch ein junger, kräftiger Mann gewesen, bemerkte er mit einer gewissen Wehmut, und erinnere sich sehr wohl noch des bärtigen, weißen Mannes, der auf seinem Kamel manche wunderbaren Sachen mit sich geführt habe, wie z. B. ein Brennglas und ein Fernrohr.

Zweimal umwallt, liegt die Stadt in einem Kessel, rundum von Bergen umgeben, die nach Süden und Osten hin mit steilen Wänden sich erheben. Bokari war der Besitzer der größten und schönsten Rinderherden, die ich in Adamaua angetroffen habe; stolz schätzte er seinen Besitz auf 800 Häupter. Auch Pferdezucht trieb er; er war überhaupt ein Fullah alter Art, der auf strenge Zucht unter seinen Leuten hielt. Aufrecht, ein langes Schwert in der Hand, schritt er mir in mein Quartier voran. Der Lehm, der zum Häuserbau diente, war stark mit Kies vermischt, und die Mauern, die auch breiter angelegt waren als es sonst in Adamaua der Fall ist, glichen kleinen Burgen, die mit starken Bohlentoren versehen waren, welche ein mächtiger Querbalken nachts verschloß. Bokari versprach mir einen guten Führer durch die Marghisteppe mitzugeben und versicherte mir mit vielem Stolz, wenn die Heiden mich in Begleitung seines Boten sähen, würden sie unserem Durchmarsch keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Pferde und Leute stärkten sich bei der

guten Aufnahme in Madagali gehörig für den nun folgenden anstrengendsten Teil dieses Fernrittes.

Im Dunkeln noch brachen wir wieder auf und führten bis gegen 7 Uhr durch mit Geröll bedecktes Bergland. Dann kamen wir in eine weite, mit niederem Dornbusch bestandene Ebene und die Heidensiedlungen hörten gänzlich auf. Auf einem schmalen Wege, der vielfach von Wildpfaden gekreuzt wurde, ritten wir nach Osten auf die dunklen Mandaraberge los. Es war dies zweifellos ein großer Umweg, denn Dikoa lag nordöstlich von uns, aber unser Führer behauptete, wir müßten bei den Marghisiedlungen an den Mandarabergen tränken, denn in der geraden Richtung fänden wir zu dieser Jahreszeit kein Wasser.

Die Sonne brannte in der baumlosen Steppe mittlerweile unerträglich, und selbst die vielen Säbelantilopen, Hartebeester und Pallahs, die vor uns flüchtig wurden, konnten meine Jagdlust nicht reizen, bis plötzlich der vor mir reitende Führer auf ein sich weit in der Ebene bewegendes Etwas zeigte, das ich zunächst für einen hohen Baum hielt. Auf meine Frage machte mir der Mann alle möglichen Zeichen, aus denen ich entnahm, daß es doch ein größeres Wild sein mußte. Ich ritt in den Busch hinein, darauf zu und erkannte nun zu meinem Erstaunen einen Giraffenbullen, der zu uns herüberäugte. Es war das erste Tier dieser Gattung, das ich in Kamerun spürte, und voll Interesse beobachtete ich noch den mir auffällig dick erscheinenden Halsansatz, als das Tier bereits unruhig wurde und sich umdrehte. Ich saß ab und versuchte durch die Dornbüsche an das Tier heranzupürschen, gab dies aber auf, weil ich zu Fuß überhaupt nichts sehen konnte, und galoppierte im Sattel rücksichtslos durch die Dornbüsche auf das Riesenwild los, dessen Kopf ich noch hin und wieder auftauchen sah.

Auf einer freieren Fläche hatte ich den Bullen plötzlich auf ungefähr 300 m vor mir. Er stand am Rande des drüben wieder beginnenden Dornendickichts und äugte aufmerksam zu mir herüber, wobei er mit einem Vorderlauf lebhaft scharrte. Es war ein prächtiger Anblick; unaufhörlich pendelte er mit dem kurzen Wedel hin und her. Ich sprang vom Pferde, kniete nieder und schlug an, als das Tier langsam zwischen den Büschen verschwand, so daß es mir unmöglich war, einen gezielten Schuß anzubringen. Schnell war ich wieder auf meinem Schimmel und an der Stelle, wo das Tier gestanden hatte. Aber in dem wilden Gewirr von Zweigen und Dornen vor mir war

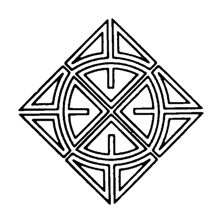
von ihm nichts mehr zu sehen. So mußte ich mich damit begnügen, die Riesenfährte zu untersuchen und dann auf ihr traurig zu meinen abgesessenen Leuten zurücktraben. Diana war mir nicht hold. Den Schädel des ersten Giraffenbullen, den ich in Kamerun traf, hätte ich gern als Trophäe zu Hause an der Wand gesehen. Aber „es ist ja noch nicht aller Tage Abend“, tröstete ich mich.

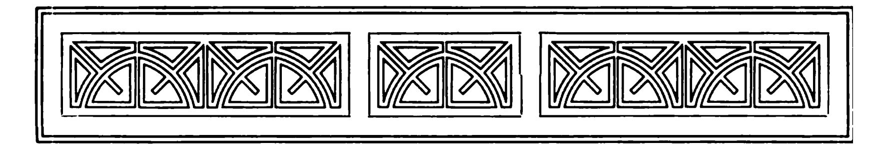
Die Sonne sandte ihre Strahlen uns längst in den Rücken, als wir den Fuß der dunkelbewaldeten Mandaraberge erreichten. Überall standen die Marghis wieder mit Speer und Schild und schrien zu uns herunter. Wir bekümmerten uns wenig um sie und ritten unbehelligt am Gebirge entlang, bis wir auf einige Senken trafen, in denen Wasser stand. Gierig stürzten sich die Pferde und auch die Soldaten auf das Naß. Es war 5 Uhr nachmittags und um 4 Uhr morgens hatten wir gesattelt. Aber auch hier war unseres Bleibens nicht, denn die Marghis sammelten sich in zweifellos nicht freundlicher Weise in großen Scharen und bedrohten uns, vorläufig allerdings noch aus angemessener Entfernung. Zureden half hier augenscheinlich nicht; und ich erfuhr dann später, daß der Kommandeur mit den Heiden gefochten hatte. Uns tat aber eine Nachtruhe bitter not. Ich folgte dem Rate des Führers, zwei Stunden vom Gebirge fort nach Nordwesten in die Ebene zu reiten, wo er freundliche Marghidörfer wußte, die nach Mandara tributpflichtig waren und an der Bornugrenze lagen.

Tief dunkel war es, als wir gegen 9 Uhr, Mann hinter Mann, die Pferde am Zügel, auf dem schmalen Pfad durch die Dornbüsche auf die Lehmhütten losgingen, die wie große Maulwurfshügel unregelmäßig in Erdnußfeldern standen. Wütend kläfften die Hunde uns an, als unser Führer in die vorderste Hütte hineinrief und, mit einem Bündel Speeren in der Hand, vorsichtig eine dunkle Gestalt erschien, mit der er verhandelte. Wir hielten uns, um den Mann nicht zu erschrecken, im Hintergrund, belagert von einer Schar sich wie toll gebärdender Hunde, die immer mehr anwuchs. Von allen Seiten kamen bald auch Männer, die in rauhen Kehllauten durcheinanderriefen.

Aber die zuerst recht üble Lage klärte sich nach Wunsch; unser Führer brachte mehrere Leute, die zusagten, uns freundlich aufnehmen zu wollen und die bösen Hunde fortjagten. Wir waren dicht an einer Wasserstelle, sattelten nun endlich ab und richteten uns für die Nacht ein, d. h. wir legten den Pferden Spannfesseln an und

ließen sie in die Erdnußfelder laufen. In der Nacht brachten die Marghis noch Durrahkorn, so daß wir füttern konnten. Ich hatte mich in meine Decken eingewickelt und schlief schon, als die Heiden mit Mehl und mehreren Hühnern für uns erschienen. Als es hell wurde, versammelten sich ganze Scharen von nackten Menschen, die uns, auf ihre Speere gestützt, neugierig betrachteten und sehr zufrieden waren, als ich ihnen ein Pferd, das bisher die Kochlasten getragen hatte, stark gedrückt und marschmüde war, als Bezahlung für die gastliche Aufnahme zurückließ. In wenigen Stunden, sagten sie uns, seien wir in Bornu.





Fünftes Kapitel.

Deutsch-Sudan.

So waren wir also am letzten Apriltage des Jahres 1902 an der Grenze des alten Kaiserreiches Bornu, dessen geschriebene Geschichte bis in das zwölfte Jahrhundert zurückreicht und dessen Verbindungen mit Europa nicht über den Atlantischen Ozean führen, von dem wir kamen, sondern durch die Sahara zum Mittelmeer.

Mit Spannung ritt ich gegen 10 Uhr auf das erste geschlossene Dorf zu, das in bewässerter Ebene lag. Am Dorfrande standen Kanuris in weiten Hosen und blauen Toben, die neugierig nach uns ausschauten. Die geräumigen, runden Hütten mit Wänden aus Rohr, waren von außen mit Lehm beworfen. Die hohen Strohdächer, deren First ein Straußenei zierte, die unregelmäßigen Straßen und Zäune, viel Kleinvieh und Esel ohne Aufsicht, hier und da ein zahmer Strauß, alles machte noch den Eindruck, wie es Barth so meisterhaft beschreibt. Mich erinnerte das Ganze mit den vielen schmutzigen Kindern, die neugierig herumstanden, an die verwahrlosten Fellachendörfer in Ägypten. Die Leute, hohe, magere Gestalten, meist bräunlich gefärbt, mit Schnittnarben auf beiden Backen, waren freundlich und nirgends ängstlich.

Zwischen Durrah- und Baumwollfeldern ritten wir im Flußtal entlang, das uns bis Dikoa begleiten sollte, von Dorf zu Dorf. Mittags rasteten wir zwei Stunden unter einem Brotfruchtbaum, dessen gewaltiges Blätterdach für uns alle genügend Schatten gab. Ich hatte mich eben auf meine Decke gelegt und betrachtete besorgt unsere abgetriebenen Pferde, als mir plötzlich eine grüne, armlange

Schlange vom Baum herunter auf den Leib fiel. Erschreckt lag ich einen Augenblick ganz still und sprang dann blitzschnell auf. Hierdurch glitt das Tier auf die Decke unter mir, wo ihr mein Fullahjunge Osman mit meinem Jagdmesser den Kopf abschlug. Es ist dies übrigens während der ganzen Expedition der einzige Fall gewesen, wo wir in unmittelbare Berührung mit einer Schlange gekommen sind, wogegen mehrfach Soldaten von Skorpionen schmerzhaft gestochen wurden.

Nachtquartier nahmen wir gegen 6 Uhr in dem großen Flecken Bale, wo mir zum ersten Male Milch in der bei den Kanuris beliebten Zubereitung angeboten wurde. Diese ist mir stets widerlich geblieben. Trotzdem ich mich in Garua vollkommen zum Milchtrinker ausgebildet hatte und dies nahrhafte und erfrischende Getränk gerade jetzt bei der furchtbaren Hitze sehr entbehrte, ist es mir nicht möglich gewesen, in Bornu Milch zu trinken, bis wir eigene Kühe hatten. Die Bornuleute vermischen nämlich die Milch, um sie haltbarer und herzhafter zu machen, ebenso wie die Araber mit Kuhurin. Der widerliche, scharfe Geruch haftet allen ihren Gefäßen derartig an, daß für europäischen Geschmack auch unvermischte Milch aus ihnen nicht zu genießen ist.

Die Viehzucht liegt in Bornu im wesentlichen in den Händen der Araber. Die Rinder sind kleiner, aber schwerer und kräftiger als in Adamaua. In allen Dörfern gab es massenhaft Kleinvieh. Unter den Schafen ist ein kleines, etwas Wolle tragendes Tier am häufigsten, und die hochbeinigen, kalbsgroßen Sudantiere habe ich nur vereinzelt und wohl von Haussahs importiert, gesehen.

Je weiter wir am 1. Mai in der Ebene nach Norden ritten, um so häufiger wurden die Siedlungen, um so dunkler auch der Boden, bis wir schließlich gegen 12 Uhr in schwarzes Schollenland kamen. Tiefe Risse zeigte der Humus, der von der Sonne steinhart gedörrt war. Immer häufiger wurden Tümpel und ganz flache Seen. Unsere armen Tiere mußten fortwährend getrieben werden. Die Tragtiere waren alle gedrückt und auch einige Soldatenpferde gingen lahm. Ich hatte meist Killikandja geritten, der gut durchgehalten hatte, und nur selten Lamido satteln lassen, den sonst mein Fullahjunge an der Hand führte.

Der Harmattan (Wüstenwind) begann in der Ebene, in der kein Busch mehr stand, unausstehlich zu wehen, man konnte nicht 100 m weit sehen: so dicht war die Luft mit Sandpartikelchen durchsetzt. Infolge der Trockenheit und des Sonnenbrandes waren uns allen in den

letzten Tagen die Lippen aufgesprungen und meine Haut zeigte vielfach schmerzhafte Risse. Wir waren alle müde und abgetrieben, als wir gegen zwei Uhr, ohne es recht zu merken, Dikoa in Sicht bekamen.

Gespenstisch erhoben sich die weißen, hohen Mauern aus dem Nebel. Leute, die uns mit Ochsen und Eseln, wohl vom Markt kommend, begegnet waren, hatten uns gesagt, daß viele Europäer in der Stadt seien. Ich ließ am Tore halten, wir rückten nochmals unsere Sättel und Lasten zurecht, die Soldaten nahmen den Karabiner auf, und mit den Tragtieren in der Mitte klapperten wir durch die festen Straßen auf den Rabehpalast zu. Die gewaltigen Steinbauten, die großen Höfe, die zweistöckigen Häuser mit den flachen Dächern ließen auch mich staunen. So hatte ich mir Dikoa doch nicht vorgestellt, und unsere Verwunderung wuchs, als wir die eigentliche Rabehstadt mit ihrer Riesenmauer vor uns sahen. Auf den Bastionen lagen noch alte Geschützrohre, aber über dem Eingangstor wehte die deutsche Flagge. Erstaunt schaute der Posten, der in der Torhalle stand, nach uns aus, als wir absaßen, bis er mich erkannte und nun mit lautem Geschrei die Besatzung alarmierte, die in tiefem Mittagsschlaf ruhte. Oberleutnant v. Madai residierte mit 50 Mann in Dikoa. Durch zahlreiche Hallen und Höfe gelangte ich zu ihm. Er lag fieberkrank in einem schattigen Zimmer des zweistöckigen Hauses, das der Rabeh bewohnt hatte, und war nicht wenig erstaunt, mich zu sehen. Er erzählte, daß die Expedition des Kommandeurs vor einigen Tagen nach dem Tschadsee aufgebrochen sei; sie hatte bei ihrer Ankunft in Dikoa noch einen französischen Offizier mit einer Spahiabteilung angetroffen, der nunmehr auf das französische Schari-Ufer abgezogen war.



Chefu Sanda,
Sultan von Deutsch-Bornu.

Meine Leute und Pferde waren vollkommen erschöpft. Wir hatten die 500 km in acht Tagen zurückgelegt. Auf untrainierten Pferden,

Gebirgswegen, die manchmal nur Saumpfade waren, ohne Karten, bei einer Temperatur bis zu 40° C. Ich, für meine Person, aber wollte weiter und den Kommandeur noch morgen erreichen; Madai schickte zum Sultan, der mir zwei frische Pferde und einen Führer stellte, und nur von Mahama begleitet, galoppierte ich am anderen Morgen über den Markt und durch endlose Felder und Dörfer gen Norden auf den Tschadsee zu.

Schwer beladene Kamele, lange Züge von Ochsen, die langsam ihre Straße zogen, mit Säcken voll Korn und Reis auf dem Rücken, Heiden mit Lasten getrockneter Fische auf dem Kopf, einzelne Reiter und zahlreiche Fußgänger begegneten uns überall. In Gala, einer größeren Stadt, wo ich um 4 Uhr nachmittags eintraf, begrüßten mich mehrere Tripolitaner. Es waren die ersten weißen Araber, die ich traf, und die hellen Gesichter unter den mächtigen Turbanen hatten fast etwas Erschreckendes, so sehr hatte das Auge sich an die schwarze Farbe gewöhnt. Ich erfuhr, daß die Expedition heute zwei Stunden vor dem Tschadsee bei Sehram ihr Lager bezogen habe. Also neue Pferde und weiter.

Der Weg führte durch schweren Humusboden, der vielfach von Gräben durchzogen war, an denen fleißige Araber Schöpfräder wie in Ägypten angebracht hatten, mit denen sie dem umliegenden Lande frisches Wasser zuführten. Hier erfreuten in der alles verdörrenden Glut das Grün junger Felder und ausgedehnte Zwiebelkulturen die brennenden Augen. Gegen sieben Uhr erstattete ich dem Kommandeur meine Meldung und ging dann zu den staunenden Kameraden. Genau einen Monat später als die Expedition war ich von Garua fortgeritten, und doch erreichte ich noch mit ihr zusammen den Spiegel dieses Süßwassersees am Rande der Sahara.

Bei regnerischem Wetter befahl der Kommandeur am folgenden Morgen den Aufbruch zum See. Wir setzten über einen Graben, der mit dem Tschad in Verbindung stand und ritten dann durch grünendes Buschwerk, bis wir im tiefen Schlick mit den Pferden nicht weiter konnten; zu Fuß ging es nun bis 10 Uhr in den ganz flachen, bleiern daliegenden See hinein, dessen eintönige Fläche vielfach bewaldete flache Inseln unterbrachen. Auf einer derselben machte der Kommandeur halt und befahl dann den Rückmarsch; vielfach waren wir bis unter die Arme im Wasser marschiert. Als wir wieder ins Lager kamen, war ich mit meinen Kräften vollkommen am Ende. Für ausgeruhte Leute war dieser Wasserausflug vielleicht ein Ver-

gnügen, für mich jedenfalls bedeutete er eine der größten körperlichen Strapazen, der ich mich je in meinem Leben habe unterziehen müssen.

Meine Expedition wurde aufgelöst, ich bekam die 1. Kompagnie, welche Garua und Dikoa besetzte. In Bornu sollte Bülow residieren, den Madai vorläufig in Garua ablösen sollte. In der Nacht noch brach ich auf und war am 4. Mai mittags in Dikoa. Zwei Tage darauf marschierte Madai mit dem Befehl für Bülow, nach Dikoa zu kommen, ab. Die Expedition des Kommandeurs ging nach Kusseri, dann über Bubanjidda und Ngaumdere zur Küste.

Fünf Wochen blieb ich allein mit 50 Soldaten in Dikoa.

Bis am 22. April 1900 der Rabeh, von den Franzosen bei Kusseri geschlagen, fiel, war Dikoa die Hauptstadt des Reiches gewesen, das dieser ehemalige Sklave Zuber Paschas, der unter dem Khedive Ismail eine große Rolle im ägyptischen Sudan spielte, auf den Trümmern der uralten Bornukultur errichtet hatte. Der Rabeh war zweifellos einer der größten Eroberer, die Afrika hervorgebracht hat.

Dieses Mannes eigenste Schöpfung ist Dikoa. Bis sein Machtwort Paläste entstehen ließ, war Dikoa eine bescheidene Kanurisiedlung in der Tschadsee-Ebene, deren Bewohner nach Kuka gepilgert waren, wenn sie höfischen und städtischen Glanz hatten schauen wollen. So kannte ich sie nach Barths Schilderungen. In dem Blut von 30 000 Menschen hatten des grausigen Rabehs Horden gewatet, als ihres Herrn Gebot sie 1893 nach Dikoa rief, wo sie sich endlich seßhaft machen sollten. Der Rabeh war des Wanderns müde, er gründete sich sein Reich und gab ihm eine Hauptstadt.

In unabsehbarer Ebene, von stehenden Gewässern umgeben, erheben sich die gewaltigen Mauern der Stadt, aus Luftziegeln verfertigt, mit hohen Toren, die früher wohl behütet waren. Heut sind sie zerfallen, und nur am Aldjuma versammeln sie noch das gesamte Stadtvolk in ihrem schützenden Schoß. Das Volk strömt dann zusammen, um den Sultan zu begrüßen, ihn mit seinen Soldaten vor die Tore zum Beten und feierlich in seinen Palast wieder einziehen zu sehen. Sonst wohnt die große Menge des Volkes rund um die alten Mauern in Häusern und Hütten nach Kanuri-, Araber- und Haussahart, und auch das tägliche Leben spielt sich vor dem Haupttore im Süden ab; denn dort liegt der Markt (suk). In der steinernen alten Stadt wohnt nur noch der Sultan, die Großen des Landes, die Hauptmoschee ist dort. Ein Teil Dikoas, von den Franzosen zerstört, lag noch in Trümmern.

In dem eigentlichen Rabehquartier haben wir uns niedergelassen. Drei Meter hohe, breite Steinmauern umgeben 300 Schritt im Quadrat das einstige Hauptquartier des Gewaltigen. Alles erinnerte noch an ihn, als ich einzog. An der Hand der Beschreibung in Gentils „La chûte de Rabeh“ konnte ich mir ihn und sein Leben in diesen Mauern lebendig vorstellen. Noch standen die mächtigen Torgewölbe mit den anschließenden Wachträumen, noch zeigten zwei wohlerhaltene Steinhäuser, in denen die Pferde seiner Leibschwadronen gestanden hatten, daß dieser arabische Napoleon nach europäischem Muster gebaut und gedrillt hatte, denn jedes Pferd hatte seinen Stand, jeder Sattel seinen Platz, bis ins kleinste war alles geordnet, wie es in einem europäischen Regimentsstall nicht besser sein kann.

Im ägyptischen Heere, aus dem der Rabeh hervorging, war zu des aufgeklärten Khedive Ismail Zeiten schon nach türkischem, d. h. deutschem Muster ausgebildet worden. Sudanesische Bataillone hatten den Kern des Rabeh-Heeres gebildet, das später durch Zulauf von kriegslustigen Elementen aus dem gesamten Sudan wohl lawinenartig angewachsen war, in dem aber der Rabeh seine exerzierten, festgefügten Leibkompagnien und Schwadronen sich sorgfältig erhalten hatte.

Der Soldat Ibrahim, den ich aus Kribi mitgebracht hatte, war als Soldatenjunge im Gefolge des Rabeh aufgewachsen; er war



Fußsoldaten in Dikoa.

der Sohn eines Dongolaner Soldaten, der mit dem Gewaltigen aus Ägypten gekommen war; die gesamte Entwicklung und auch den Sturz dieses eigenartigen Reiches hatte Ibrahim miterlebt, er konnte erzählen und erklären.

Wer sich mit Gordon und Emin Pascha befaßt und Slatin Paschas interessantes Buch „Feuer und Schwert im Sudan" gelesen hat, den erinnert in Dikoa vieles an Omdurman und den Mahdi. Nachdem am 23. August 1901 des Rabeh Sohn Fadel Allah bei Gudjiba gegen die Franzosen gefallen war, hatten diese das Gros der ehemaligen Rabehsoldaten mit über den Schari auf französisches Gebiet genommen, und ein großer Teil der dann noch in Dioka verbliebenen Soldaten war schließlich mit Garbai nach Maiduguri gegangen, als die Engländer ihn dort als Sultan installiert hatten; trotzdem waren unter Chefu Sanda in Dikoa die Rabisten und die Erinnerungen an den Helden noch zahlreich.

Die militärische Hofhaltung des Rabeh hatte den an sich weichlichen Kanuris doch gewaltigen Eindruck gemacht und beide Chefus setzten die alten Bräuche im kleinen fort und freuten sich über jeden alten Soldaten, den der eine dem andern abspenstig machte.

Es ist Aldjuma (Freitag). Unter Trommelschlag im Gleichtritt, unter dem schrillen Klange von Querpfeifen zieht das Musikkorps der Sultanskompagnie durch die Stadt und kündigt den geheiligten Tag an. Es sind zum großen Teil Soldatenjungen; die Trommeln werden nach europäischer Art taktmäßig mit Trommelstöcken geschlagen; die Jungen sind in der landesüblichen Rabeh-Soldatentracht gekleidet: weite Beinkleider und einen hemdartig geschnittenen Rock, der bis zu den Knieen reicht, mit halblangen Ärmeln. Auf der Brust sind mehrere herzförmige Rosetten als Schmuck aus buntem Tuch aufgenäht, ein schmaler Tuchstreifen umgibt den Halsausschnitt und die Ärmelnähte. Die Röcke der Soldaten sind alle weiß. Mit ebensolchem Stoff überzogen und bunt besetzt sind die Tarbusche aus Strohgeflecht. Die Einrichtung, Soldatenjungen als Spielleute zu verwenden, erinnert an die Drummerboys bei den englischen Musikbanden. Von allen Seiten eilen die Soldaten herbei, und hoch zu Roß, prächtig geschmückt, ziehen die Kanuri-Großen zum Sultanspalast. Sie sind umgeben von ihren Gefolgsleuten, die mit Gewehren oder Stoßlanzen bewaffnet sind; eine besonders kunstvoll gearbeitete, mit armlanger Spitze versehene Lanze wird, wie ein Banner, dem Billama oder Kaschalla titulierten Beamten nachgetragen. Im Gegen-



Heerschau in Dikoa.

satz zu dem Fullah Feudalstaat ernennt der Sultan in Bornu für jedes Dorf einen Beamten, der die staatliche Aufsicht ausübt, die Steuern eintreibt und Recht spricht.

In der Kanurikleidung herrscht die hellblaue Farbe vor, blau sind die weiten, unten nicht geschlossenen Beinkleider der Billama-Vasallen und blau sind ihre Toben. Schwarz liebt der Araber, der die Masse des Landvolks ausmacht. Einfach im Vergleich zu den prächtig gekleideten Sultansleuten sind Kleid und Zäumung der Schechs vom Stamme der Salamat, Beni Hassen oder Schua-Araber, die oft von weit her geritten kamen, um ihr Gebet mit dem Sultan zu verrichten. Die Kanuris sind laue Mohammedaner, die religiöse Feier gibt dem festlichen Aufzuge, der sich nun abspielt, nur das Relief. Die alte Rabeh-Sitte ist beibehalten worden, weil das festfrohe Kanuri-Volk Freude am Schauen hat, weil Chefu Sanda inmitten seiner Reisigen sich in scheinbarer Macht sonnt und weil die Großen und Soldaten ihre prächtigen Gewänder und seltenen Waffen zeigen, weil sie ihre Pferde tummeln und last but not least sich der Damenwelt präsentieren können.

Die Frau wird in Dikoa für mohammedanische Verhältnisse in auffallender Freiheit gehalten. Unverhüllt zeigen sich auch die vornehmen Bornu-Schönen auf den Straßen und dem Markte; sie kokettieren mit jedem, der ihnen gefällt, ohne sonderliche Furcht vor ihren Herren und Gebietern. Die Sklavin und die Frau des arbeitenden Mannes erscheint ja überall im West-Sudan öffentlich, aber ein besserer Fullah würde es nie erlauben, daß seine angetraute Frau, deren er meist zwei besitzt, sich öffentlich bewegte. Auch der Haussah vermeidet das, und die Frauen selbst sind viel zu stolz, um sich den Blicken des gemeinen Mannes auszusetzen.

Die Fullahfrau ist oft überschlank; ihre Hautfärbung wechselt vom lichten Gelb bis zum tiefsten Schwarz; wunderbar feine Gliedmaßen und ein aufrechter Gang geben ihrer Gesamterscheinung etwas Feines, Mädchenhaftes. Anders die Haussahfrauen: sie sind in der Regel grobknochig und der Negertyp herrscht bei ihnen vor. Vornehme Haussahfrauen sind vielfach fett. Dazu werden sie alle entstellt durch die Koralle, die sie als Schmuck in einem Nasenflügel tragen, die roten Zähne und das fortwährende Kauen von Kola und Tabak. Ist die Fullahfrau die Herrin im Hause, die strenge Zucht unter den Dienerinnen hält und den Sklavinnen den Dienst nicht leicht macht, so ist die Haussahfrau im allgemeinen eine Geschäftsfrau; sie arbeitet und verdient mit ihrem



Bornu-Reiterei.

Manne und seinen Leuten zusammen, und deshalb schon wird ihr Verkehr breiter, ihre Stellung weniger exklusiv.

Ganz anders die Kanurifrau in Dikoa. Schön gewachsen, üppig und gut gepflegt, ist sie zur Stadtdame geworden, die mit halb verhülltem Gesicht, aber kokett und herausfordend, stets Abenteuer sucht. Die Gesichter sind in der Regel unschön, oft durch Schnitte entstellt und auch das Schönheitspflästerchen auf dem Nasenflügel stört. Die Nägel sind wie bei den Haussahfrauen mit Henna rot gefärbt und auch die Wimpern sind geschwärzt.

Die Kanuri-Schönen tragen kurze, ärmellose Jacken und enge, anschließende, schwarze Hüfttücher. Über die Schultern schlagen sie gewandt einen togaartigen, großen, dunklen Überwurf, der oft auch den Kopf verhüllt und dessen Ende nachlässig im Sande nachschleift. Körper und Kleider parfümieren sie übermäßig, und selbst in die Haare streuen sie Gewürznelkenstückchen ein oder sie gebrauchen das starkriechende Exsudat der Zibethkatze. Die städtische Kanurifrau ist dreist, habgierig und faul.

Natürlich hat die Rabeh-Invasion unendliche Mischrassen entstehen lassen zwischen den rechtgläubigen Arabern, Fullahs, Kanuris unter sich und zwischen Mohammedanern und Negern. In Dikoa fanden sich ja Menschen aus dem ganzen mohammedanischen Afrika zusammen, und heidnische Neger wurden aus fast allen Teilen des schwarzen Erdteils zu Hunderttausenden hierher verschleppt.

So steht noch heute, wenn der Sultan zum Gebet vor die Stadt zieht, der weiße Araber, in den Burnus von oben bis unten eingehüllt,

den Mund mit dem Litham (Gesichtsschal, der den Mund gegen den Wüstensand schützt) verschlossen, so daß man nur seine Augen sieht, neben dem nackten, schwarzen Bassamaneger vom Tschadsee, den kaum ein schmales Hüfttuch deckt. Der gelbe, schlanke Fullah mit dem schön gefalteten Turban und der glänzenden Indigotobe rafft in der Menge sein Kleid zusammen, um die Berührung mit dem breiten Musguheiden zu vermeiden, der in eine schmutzige, ärmellose Giubba gehüllt, rücksichtslos in der Menge drängt und stößt, um den glänzenden Zug recht genau zu schauen. Haussahs in wallenden Festgewändern stehen in Gruppen beieinander, Bettler und Krüppel rufen ihr „All fatiha" durch die Volksmenge, in der die dunkel gekleideten Kanuris den Grundton abgeben. Schwatzend, die Hälse reckend, wogt die Menge hin und her, bis ein Kanonenschuß ertönt und von prächtig gekleideten Gefolgsmännern umgeben der Sultan erscheint, um vor das große Stadttor zu reiten, wo die Truppen in drei langen Gliedern Aufstellung genommen haben und ihn erwarten. Hinter dem glänzenden Zug, der sich in würdevollem Schritt durch die Stadt bewegt — das Pferd des Sultans wird von zwei Stallmeistern geführt —, schließt sich wie ein dunkler Strom die Volksmenge zusammen und zieht gleichfalls vors Tor.

Lauter Jubel der Truppen empfängt den Sultan, Fanfaren werden geblasen, die Fahnen gesenkt, dumpf hallen die Pauken, übertönt von dem scharfen Schlag der Trommeln, den schrillen Klängen der Querpfeifen und dem Wirbel der Kesselpauken. Unter einem



Nach dem Selamlik.

Schattenbaum mitten vor der langen Front liegt der Gebetsteppich, der Sultan steigt vom Pferde, es wird ganz still. Dann ertönt langhallend das „Allahu akobar“ der Gebetsrufer und, gen Mekka gewendet, erhebt der Sultan die Arme, um niederzuknieen und vor „Allah“ die Stirn zur Erde zu neigen. „Gott ist Gott und Mohammed ist sein Prophet“, geht es von Mund zu Mund durch die Reihen der Soldaten, geht es durch die dichten Massen des Volkes, ein Murmeln des einzelnen, aber wie ein Rauschen brandender Wogen erhebt es sich zum Himmel, und wie ein bewegtes Meer erscheint mir hoch oben auf der Stadtmauer auch das betende Volk, wenn es sich beugt, sich erhebt, wenn es in die Kniee sinkt und wenn es die Stirn zur Erde neigt, wie des Propheten Gebot es vorschreibt. So wallt das Korn im heißen Sommer, wenn der Wind darüber weht, so neigt sich jede Ähre demutsvoll zur Erde, der sie entsproß.

Das Selamlik ist zu Ende. Glühende Strahlen versendet die Sonne von dem wolkenlosen, mattblauen Himmel auf die Tausende von Menschen, die, in eine Staubwolke gehüllt, zur Stadt drängen. Der Sultan ist zu Pferde gestiegen und reitet mit seinem Gefolge heim. Vor dem Eingangstor des Rabehpalastes unter dem historischen Baum, in dessen Schatten sich der Rabeh seinem Heer zu zeigen pflegte, begrüße ich Chefu Sanda, und wir erwarten den Anmarsch der Truppen, die vor ihrem Sultan paradieren sollen. Allmählich füllt sich der weite Platz vor uns mit Zuschauern; das Volk nimmt an den Mauern rundum Aufstellung, die Vornehmen erscheinen auf den flachen Dächern der Paläste und auf allen erhöhten Punkten sammeln sich Neugierige.

Ich betrachte den Sultan, der, mit Samt, Seide und Atlas beladen, in einem breiten Sattel sitzt, der, mit rotem, goldbetreßten Tuch überzogen, einem prächtigen Thronsessel gleicht. Die schweren Quasten der mit Koransprüchen in grüner Seide bestickten weißen Schabracke schleifen am Boden. Fromm steht der große, braune Hengst, ohne sich zu rühren, den dicken Hals bedeckt mit Gehängen, Schellen, grünen Lederstreifen, in die Koransprüche eingenäht sind; sogar eine Kette von Maria Theresien-Talern trägt er und vielen anderen Schmuck. Ein Wedel von Straußenfedern bläht sich im Winde, wenn der Braune klirrend den Kopf bewegt; lederne, messingbeschlagene Scheuklappen schützen die Augen. Die Zäumung ist prächtig verziert; die Zügel sind handbreit und mit Goldstickerei bedeckt, und nur die Enden, die Sanda in der Hand hält, bestehen

nach arabischer Art aus runden Lederschnüren. Der Sultan hat den Kopf mit einem Turban umwickelt, ein Türkenschwert an reichem Bandelier hängt ihm zur Seite, und verzierte Reiterpistolen stecken in dem schweren Seidenschal, den er als Gürtel trägt. Die Füße Sandas stecken in Lederstiefeln mit Überschuhen, wie sie die Rabisten trugen, sie ruhen in vergoldeten, breiten Steigbügelschuhen; dazu die Umgebung waffenstrotzend, helle Araber auf gut aussehenden Pferden, farbenprächtig gekleidet, wie in Cairo und Tripolis, frühere Rabehführer mit ausgesuchtem Fußvolk, die Sandas Leibwache bilden, Musikanten und Kesselpauker zu Pferde. Ein fetter Eunuch, reich geschmückt, auf einer Schimmelstute und ein Zwerg in Soldatentracht dürfen nicht fehlen.

Alles war wie zu des Rabeh Zeiten, bis in das kleinste waren die Aufmachung und das Zeremoniell beibehalten, und kriegerisch genug sah es aus, als unter Trommelschlag langsamen Schrittes das Fußvolk anrückte, um gliederweise zu defilieren. Prächtige Soldatengestalten waren unter den Führern vor der Front, alte Rabisten, denen man es ansah, daß sie im Kriege groß geworden waren. Riesenhafte, baumstarke Bagirmisoldaten sahen gar stattlich aus, und die alten Rabehfahnen, auf die mit Zeugstreifen Koransprüche genäht waren, wehten noch wie einst; aber der Geist des großen Kriegers und seiner Soldaten fehlte. Mit zufriedenem Lächeln sah Sanda mich an, wenn eine neue, besonders stattliche Schar ihm huldigte, freundlich gab er jedem Heerführer die Hand, den die Kriegsweiber, die hinter seinem Pferde standen, kreischend ihm zuführten. Auch das war Rabehsitte; alte Araberweiber mit gedrehten kurzen Zöpfen rund um den Kopf hatten Flußpferdkarbatschen in den Händen, zum Zeichen, daß sie feige Soldaten auf des Sultans Befehl in das Gefecht peitschten; sie waren es aber auch, die besonders Tapfere feierlich zum Rabeh geführt hatten. So war alles noch wie einst, als der Rabeh an Sandas Platz hielt und das „Salam“ seiner Krieger ihm entgegenhallte.

Aber mir kam immer wieder die Frage in den Sinn, wo war Sanda, als es ernst war, mit allen seinen jetzt so stolzen Kanuris? Weit fort im Haussahlande, bei Sokoto, hatte er mit seinem Harem gesessen, auch dort noch zitternd vor der Verfolgung des Gewaltigen. Als es Wirklichkeit war, als der Geist noch lebendig war, als der Rabeh noch seine siegreichen Soldaten begrüßte, muß eine solche Heerschar begeisternd gewesen sein für jeden, dem ein Mannesherz an

die Rippen schlug, heute war es nur ein lebendes Bild, das durch seine Farbenpracht und Großartigkeit auf den Beschauer wirkte.

Auf die regulären Fußsoldaten folgten Reiter. Zuerst Kanuris in prächtigen Gewändern auf wohlgenährten Pferden mit glänzendem Fell, denen man die städtische Pflege und das Körnerfutter ansah. Arabergeschwader zu Fuß und zu Pferde folgten, von der Sonne ausgedörrt Mann und Roß; es war Landvolk, die Fußleute mit Bogen bewaffnet, die Reiter mit leichten Wurfspeeren und langem Schwert. Viele waren barhäuptig. Das waren die Kroaten und Baschkiren des Sultansheeres; viel Galgengesichter in den beweglichen Reihen. Auch Kamelreiter fehlten nicht mit langen Lanzen, mächtige viereckige Schilde aus Giraffenleder hingen am Sattel. Ganz mangelhaft bewaffnet erschienen die Bagirmileute in den defilierenden Scharen; sie führten zwar spitze, zweischneidige Schwerter mit geradem Stichblatt in ledereingelegten, aus Krokodilhaut verfertigten Scheiden, aber für den Fernkampf trugen sie nur das mehrzackige Wurfeisen über der Schulter.

Nachdem der Vorbeimarsch beendet war, formierten die uniformierten Fußsoldaten sich in Reihen und zogen Mann hinter Mann mit „Gewehr über" nochmals am Sultan vorbei. Alle trugen den ledernen Rabisten-Patronengurt um den Leib, und an Munition für die Hinterlader mannigfachster Konstruktion fehlte es ihnen nicht. Überwiegen auch die Gewehre französischen Ursprungs, die der Rabeh bei Vernichtung der Kolonne Crampell und anderen Gelegenheiten erbeutete, so sind außer den Gewehren, die er schon aus Ägypten mitbrachte, Hinterlader anderer Herkunft in Menge vertreten. Dauernd haben ja die arabischen Agenten des Rabeh in allen afrikanischen Mittelmeerhäfen Waffeneinkäufe für Dikoa besorgt.

Als nun der Sultan inmitten seiner Reiter abzog, umdrängt von den Kriegsweibern, die in gellenden Kehllauten kreischten, seinen Läufern, Wachen und Bediensteten, als die Trommeln wirbelten und die Pauken dröhnten, als der Staub unter den Hufen der Pferde und den Füßen der sich verteilenden Menge aufwirbelte, war es mir, als zöge in der wallenden Wolke, durch die noch hin und wieder ein blinkender Speer aufblitzte, ein bunter Spuk von dannen. Hatte ich von Konstantinopel geträumt unter dem Eindruck der Klänge der Scharwache? Hatte eine Fieberphantasie mir einen Streich gespielt? Wirklichkeit war es gewesen; denn da schwankten in der Ferne in weißen Umrissen die Kamelreiter über der farblosen Wolke und hoch über ihnen leuchtete noch der rote Riesenschirm des Sultans. — Ein

Kanonenschlag — die Tore des Sultanspalastes schlossen sich, das Ausstattungsstück „Der Rabeh" war recht gut gespielt!

Vor dem Südtor von Dikoa liegt der Markt (suk). Seine Mitte ziert eine hohe Steinpyramide, welche die Franzosen zum Andenken an den vom Rabeh hier erhängten Kaufmann Béhagle errichtet haben. Der Markt ist riesenhaft, denn er ist unbegrenzt; in der weiten Ebene ist Platz genug. Täglich von Sonnenaufgang bis in die dämmernde Nacht hinein ist er belebt, und mancher obdachlose, arme Teufel sucht, wenn die Händler abgezogen sind, in den Markthallen zusammen, was etwa liegen geblieben ist, macht sich ein Feuerchen an, kocht die Abfälle und schläft dort, falls er satt geworden ist, den Schlaf des Gerechten; unbekümmert um die verwilderten Hunde und die Hyänen, die ihn umschnuppern, aber scheu zurückweichen, wenn sie wittern, daß noch Leben in dem warmen Körper ist.

Das Hauptmarktleben spielt sich gegen Mittag ab. Da sind die Leute zur Stelle, die weither kamen, um zu kaufen, und alle, die einen langen Heimweg haben, sind noch nicht fort. Den glühenden Sonnenbrand sind die Leute gewöhnt, und die strohgedeckten Unterstände gewähren ja auch einigen Schutz gegen die ärgsten Strahlen. Alle Leute, denen man in Dikoa tagsüber auf der Straße begegnet, gehen zum Markt oder kommen von dort; alle Gespräche drehen sich um das Angebot und die Tagespreise. Je mehr man sich dem Südtor naht, desto lebhafter wird der Verkehr. Man hört Rinder brüllen und das langgezogene, sich überstürzende Geschrei von Eseln. Am Tore, wo alles passieren muß, was Geld hat und in der Stadt wohnt, haben Bettler und Krüppel sich aufgestellt, die einförmig ihr „Allah ia ka ba ka, lafia" (Gott hat dir gegeben, er sei gelobt) ertönen lassen und die Hände ausstrecken. Außerhalb der Mauern verworrenes Geräusch vieler Stimmen und zwischen den Buden eine bunte, wimmelnde Menge, über der eine Dunst- und Staubwolke liegt. Der Markt ist in Abschnitte geteilt. Hier wird Vieh gehandelt, dort werden Lebensmittel verkauft; die Stände der Handwerker grenzen an die Hallen der Kleinkramhändler; hier ist eine Rasierbude, dort nimmt ein Briefschreiber Aufträge entgegen.

Als Zahlungsmittel diente damals die Kaurimuschel, die das Kleingeld ersetzte, der Mariatheresientaler und Gold aus aller Herren Länder. Auch Schilling- und Frankstücke waren im Verkehr, wurden aber ungleich bewertet und nicht gern genommen. Am beliebtesten und wohlfeilsten war der Mariatheresientaler „grus"

oder „butir“ genannt. Er galt rund 5 Schilling oder 5000 Kauris bei einem Silberwert von ungefähr zwei Mark. Er hat sich merkwürdigerweise im ganzen Sudan eingebürgert und wird in Europa für den Export geprägt. Einen festen Kurs hatten auch die im Lande gewebten Baumwollstreifen, die in Rollen mitgeführt wurden, und vielfach vertraten Glasperlen die Stelle der Kauris. Auch Tauschgeschäfte wurden natürlich abgeschlossen: Ochsen und Kamele gegen Pferde, Esel und Kleinvieh gegen Stoffe und Korn eingewechselt.

Der Produktenmarkt war bedeutend. Baumwolle wurde von Kanuris, Arabern und Mandaraleuten gehandelt, die sie in Ledersäcken auf Tragochsen, „karkari“ genannt, fortbewegten. Die Tiere gehen langsam, aber sicher und tragen im allgemeinen zwei Esel-, also sechs Trägerlasten. Zwischen den Säcken auf den bepackten Tieren sitzt, den Speer in der Hand, der bequeme Treiber; oft habe ich die Ochsen auch in langen Reihen aneinander gebunden ihre Straße ziehen sehen, vorn bei dem Leittier einen Knaben und hinten den Führer. Das läßt sich bei Eseln schwer einrichten; sie gehen aus der Reihe und bleiben stehen, wenn sie nicht getrieben werden. In Adamaua findet man selten Ochsen, und den traggewöhnten Bornutieren fehlt im Süden das natronhaltige Wasser, an das sie gewöhnt sind. So ist es auch mit den Bornupferden, die im allgemeinen besser formiert und kräftiger als die Fullahtiere sind, aber ohne ihr gewohntes Wasser außerhalb Bornu stark abmagern.

Außer roher Baumwolle wird an einer anderen Stelle des Marktes in Knäuel gewickelter Baumwollfaden angeboten, der zwischen Daumen und Zeigefinger von Frauen und Kindern gedreht ist. Ihn kaufen nur die Weber, denn die Schneider nehmen zum Nähen europäische Garne, die bei den Kleinhändlern zu haben sind. Sackweise wird Reis, der vielfach wild wächst, Durrah-, Massakua- und Maiskorn verkauft, aber auch Weizen habe ich bei den Arabern gefunden. Die Leute, die auf diesem Teile des Marktes Geschäfte machen, sind meist Großhändler. Gemahlenes Mehl wird dann von kleinen Leuten verkauft und Stände, in denen fertige Kuchen, Klöße und Brote angeboten werden, findet man in allen Quartieren.

Sehr viele Kanuris leben überhaupt auf dem Markte, und fremde Kaufleute wie durchziehende Mekkapilger sind stets zahlreich in Dikoa, deshalb gibt es in Garküchen alles, was das Land an Tafelgenüssen bietet, fertig zu kaufen: Rind- und Hammelfleisch saftig gebraten, geröstete Hühner, eins über dem anderen auf Holzstäben

über glühende Asche gesteckt, damit sie warm bleiben, Gemüse und warme Suppen.

Frische und getrocknete Fische werden von halbnackten Tschadseeheiden täglich auf den Markt gebracht. Bier wird verzapft für skrupellose Leute, die es nicht so genau mit den Geboten des Propheten nehmen und für kaufkräftige Heiden; Milch- und Tamarindengetränke sollen die Strenggläubigen erquicken; frisches Wasser wird von Jungen ausgeschrieen, die es in zusammengenähten Häuten auf dem Rücken herbeischleppen.

Alles, was der Afrikaner sich nur ausdenken kann, gibt es für Leute, die Geld haben, auf dem Markt von Dikoa zu kaufen: Samt und Seide, in europäischen Fabriken mit kunstvollen Maschinen hergestellt, und Haarpfeile für die Frauen, die der nackte Heide in seinen Bergen aus Knochen geschnitzt hat. Wirklich kunstvolle Lederarbeiten werden mit Sorgfalt an Ort und Stelle verfertigt, und rohe, unbehauene Mahlsteine, die weither geschleppt sind, finden ihren Käufer. Bei den weißen Arabern aus Tripolis, die mit ihren Kamelen über Mursuk durch die Wüste hierher gebracht haben, was der Sudaner an europäischen Erzeugnissen liebt, stehen die reichen Kanuris und Fullahs, die Araber und Haussahs in blauen und weißen Oberkleidern, mit Fez und Turban, in fein geschnittenen Sandalen und roten Reiterstiefeln aus Ziegenleder vor den Auslagen, feilschen und prüfen, zaudern und zögern, bis sie endlich den Beutel mit Kauris ziehen oder gar einen Taler opfern. Vorsichtig sind sie alle und schnell wird kein Geschäft abgeschlossen; Cityeile und amerikanische Zeitbegriffe sind in Dikoa noch unbekannt. Mit einem verbindlichen Lächeln, auf tausend Fragen gefällig Auskunft erteilend, niemals untätig, immer Augen und Ohren offen, sitzen die Händler hinter ihren Waren: Da stehen Zuckerhüte, da liegen Teepakete, Kaffeebohnen, Gewürznelken, Korallen, feine Glasperlen und Räucherwaren, arabisches Schreibpapier, Rehposten, Bleistangen und Zinnkugeln; Ballen von Samt und Velvet, Brokatstoffen, Decken und rote Feze sind aufgestapelt. Haussahs nehmen Proben von allem und legen sie wieder beiseite, ein Araber läßt eine kleine Dose aus Kuhhorn mit Schnupftabak füllen, und ein vorwitziger Junge wird mit einem bösen Fluch vertrieben, weil er einer Kanuri-Schönen in buntbestickter Jacke nicht Platz macht, die mit ihren Sklavinnen herantritt, um dem Händler einen Auftrag zu geben, der aufgestanden ist und mit gebeugtem Rücken ein „yaua“ (Bejahung) über das andere murmelt. Er wird

ihr Silberringe und Spangen, Stickereien und vor allem Rosenöl in feinen Glasphiolen vorlegen, ihr von dem Bazar in Tripolis, den Gefahren der Reise, der Kostbarkeit und Seltenheit seiner Waren erzählen, die nur für „sie“ bestimmt seien; und sie wird kaufen, wenn auch nicht heut und morgen, so doch sicherlich bald, und wenn sie das Geld ihrem Gebieter entwenden oder die Hälfte ihrer Sklavinnen verkaufen soll. Der Araber kennt die eitlen Kanuridamen, er wird sein Geschäft machen, das weiß er und darum freut er sich.

Unter den großen Lauben, dicht an der Stadtmauer, werden Menschen gehandelt.

Die ständige Anwesenheit eines beamteten Europäers in Dikoa erst machte dem Menschenhandel auf dem Markte ein Ende. Ich habe die Verkäufer die menschliche Ware noch anpreisen und die Kauflustigen die Unglücklichen mustern sehen. Immer an der Spitze marschierend, hatte ich überall, wo wir ins Innere Kameruns vordrangen, die Sklaverei mit allen ihren Schrecken angetroffen. Diese sind weniger in der unwürdigen Abhängigkeit des Menschen vom Menschen zu suchen, die der Neger auf dieser Kulturstufe gar nicht empfindet, sondern in den unheilvollen Folgen der Sklavenjagden und in der unmenschlichen Behandlung, die der Sklave erleidet, bis er einen Besitzer gefunden hat. Gehört er erst einem Manne zu eigen, so ist er ein Wertstück geworden. Sein Herr läßt ihn arbeiten, sorgt aber auch für ihn wie für sein Pferd oder seine Lieblingskühe.

So ist es mir, abgesehen von meinen Besuchen bei Ngilla, wo ich mehrfach Sklavenjäger heimkehren sah, eigentlich nie zum Bewußtsein gekommen, daß Schrecken der Sklaverei überhaupt noch bestanden, bis ich in Dikoa lebende Ware auf offenem Markte sah. Unter den schützenden Strohdächern saßen sie nach Geschlecht und Alter getrennt munter plaudernd, in guter Verfassung, vielfach mehr bekleidet als die umstehenden Heiden. Kinder von 4 bis 10 Jahren wurden am häufigsten gehandelt, auch alte Männer und Frauen als Feldarbeiter waren begehrt. Junge Mädchen waren gar nicht auf dem Markte. Man sagte mir, seit keine Sklavenjagden mehr stattfänden und die Sklaven seltener würden, kaufe der wohlhabende Mann für seinen Harem überhaupt nicht auf dem Markte, sondern durch Kommissionäre in einer Börse unter der Hand, indem er dem Vermittler seine Wünsche mitteilte und von diesem dann bedient würde.

Die Käufer schlossen den Handel sehr vorsichtig ab, eingehend wurde der Körper des Sklaven auf etwaige Fehler geprüft, er mußte

laufen, springen, sprechen; Augen, Zähne und Ohren wurden untersucht. Eifrig pries der Verkäufer die Intelligenz, Sprach- und Handfertigkeit seiner Ware, stellte den einen zurück, rief einen anderen und war tief betrübt, wenn das Geschäft nicht zustande kam.

Vielfach wurde getauscht, und namentlich neu eingetroffene Tripolitaner sah ich versuchen, ihre Kamele, die in Dikoa für sie nutzlos waren, gegen Dienstpersonal umzutauschen, das sie durch die Wüste nicht zahlreich genug hatten mitbringen können. Die abgetriebenen Dromedare wurden schlecht bewertet: ein kleiner Knabe für einen Hengst, der allerdings böse zu sein schien, und zwei häßliche Bagirmimädchen gar für drei Kamelstuten. Einen Haussah sah ich eine ganze Heidenfamilie aus dem Sokoto-Reich, fünf Köpfe, gegen eine Rabehsklavin umtauschen, die ihren früheren Besitzer unausgesetzt beschimpfte.

Sanda tat entrüstet, als ich ihm von dem Sklavenmarkt erzählte und sofortige Aufhebung verlangte; er hatte, wie er sagte, dem „maisuk" (Marktmeister) schon mehrfach den Befehl dazu gegeben, aber die alten Rabisten in der Stadt seien unbotmäßig, gehorchten ihm nicht und gingen nach Maiduguri, wenn er sie bestrafen wolle. Das war Unsinn, denn ich hatte Araber, Haussahs und Kanuris handeln sehen, gerade ein Rabehmädchen aber war verkauft worden.

Es gibt keine Sklaven im Sinne des Wortes mehr in unserer Kolonie. Wo ein Abhängigkeitsverhältnis infolge der Verhältnisse noch besteht, befindet der dienende Stand sich in einer Lebenslage, die man mit Hörigkeit bezeichnen kann und die um nichts schlechter ist, als die Lage beispielsweise russischer Bauern vor dem Ukas des Zar-Befreiers. Diese Lebenslage steht aber in richtigem Verhältnis zu der Entwicklungsstufe, auf der sich die Menschen befinden. Mit einer Verordnung allen Negern in Kamerun dasselbe Recht geben, hieße — abgesehen von der praktischen Undurchführbarkeit — alle Autorität im Lande beseitigen, womit sogar die Missionare nicht einverstanden wären; jedenfalls haben mir das oft die würdigen Pallotiner-Väter in Jaunde versichert, die allerdings mitten in der praktischen Missionsarbeit stehen.

Bei den heidnischen Stämmen des Waldlandes von Kamerun ist zwischen Sklave und Herr stets wenig Unterschied gewesen, und wo die Kultur schon eingedrungen ist, da gilt der als Sklave geborene Mann, wenn er arbeitet und Geld verdient, bald mehr als sein Herr, wenn der faulenzt und verarmt.

Die Not und das Elend der Neger, die ich unter den ungünstigsten Lebensbedingungen in Kamerun angetroffen habe, waren längst nicht so groß als vielfach daheim, denn die Armut tritt dem Neger in der Natur niemals mit ihren furchtbarsten Schrecken entgegen: An Hunger und Kälte kann auch der Ärmste in Kamerun nicht zugrunde gehen.

Am 7. Mai 1902 gehörte auch der Sklavenmarkt in Dikoa, der einzige und letzte, den es noch in Kamerun gegeben hatte, der Vergangenheit an.

In ungeheuren Mengen ist um Dikoa das Wasserflugwild vertreten. Wo angebautes Land ist, stolzieren zwischen den Feldern stolz die prächtigen Königskraniche einher, die mit mißtönendem Geschrei in geringer Höhe langsam abstreichen, wenn sie gestört werden. Sie sind wachsam und scheu. Meist trifft man sie in starken Flügen beieinander. Während die große Masse eifrig mit den spitzen, aber verhältnismäßig kurzen Schnäbeln den Schollenboden bearbeitet, stehen seitlich Wachen und halten gut Umschau. Nur mit der Kugel kommt man zum Schuß, denn das Gesicht des langen, dürren Vogels ist gut, und wenn der Warnungsruf des Wächters ertönt, streicht der Flug stets mit Vermeidung des Schützen ab.

Leicht dagegen ist die Entensuche. Alle Tümpel sind bedeckt mit großen und kleinen, einfach gefiederten und schillernd bunt gefärbten Enten und Entlein. Weil ihnen wenig nachgestellt wird, sind sie überall sehr vertraut, und vom Pferde aus schossen wir uns stets ohne Mühe unser Tafelgeflügel. Die großen, türkischen Enten mit dem roten Fleischlappen auf dem Schnabel schossen sich am leichtesten, weil sie, namentlich von Land, schwerfällig aufgehen. Aber ihr Fleisch ist nicht so zart als das der wilden Schwester unserer Hausente. Auf alle Weise haben wir Enten zubereitet; auf den Wirsing mußten wir leider verzichten, aber Bülow versuchte sogar caleton Rouen mit Hilfe einer Fleischhackmaschine und eines Kochtopfes herzustellen, wie wir sie einmal bei Paillard in Paris in einer Preislage gegessen hatten, die uns unvergeßlich war.

Auch Gänse, Schnepfen und Bekassinen aller Art brachten wir in Dikoa oft heim. Gravitätisch wie Schildwachen paradierten Störche und Marabus in den Feldern und an den Seen, und wo in der Nähe des Wassers ein paar Bäume standen, da trugen sie auch einen Reiherhorst. Auf vielen Häusern baute der schwarze Storch, und wo offenes Wasser war, fischte der Pelikan. Wo ein Taucher verschwand, da ließ er einen Kreis auf dem Wasser zurück, der immer weiter und

flacher wurde, bis die glatte Fläche nichts mehr bewegte als die Mücken und Käfer, die auf ihr spielten.

Wenn wir gegen Sonnenuntergang über die Teiche, Tümpel und die unendliche Ebene hinweg auf einem Jagdausflug nach den hohen Mauern von Dikoa ausschauten, erschien uns das Bild, das sich dem Auge bot, immer wieder neu und wunderbar, immer wieder führte es uns zu Erinnerungen an Palästina und Ägypten hin.

Bülow war am 10. Juni mit Haase zusammen in Dikoa eingetroffen und Tag und Nacht beschäftigt, die geographische Lage dieser wichtigen Stadt festzulegen, deren Besitzstand für Deutschland nach den verklausulierten Abmachungen über die Westgrenze unserer Kolonie von Jola ab nördlich durchaus nicht feststand, weil die Wasserlinie des Tschadsees, welche die eine Marke bildete, je nach der Regen- oder Trockenzeit um Kilometer wechselte.

In der Praxis lief die Grenze damals 2 km westlich von Dikoa. Ich kam am 28. Mai mit dem englischen Residenten, Captain Cochrane, in dem kleinen Kanuriort Limbay zusammen, um eine vorläufige Grenzabmachung mit ihm zu treffen. Der liebenswürdige Kamerad vom Linster-Regiment zeigte dabei das größte Entgegenkommen und gab namentlich den Verkehr nach Dikoa auch für Tripoliskarawanen wieder frei. Diese Karawanen waren damals für den Weiterbestand Dikoas eine Lebensbedingung und werden es sein, solange wir nicht eine Bahnlinie dorthin geführt haben werden. Ohne Eisenbahn bleiben wir immer auf das Entgegenkommen von Engländern und Franzosen angewiesen. Wir sollten in dieser Beziehung nicht kurzsichtig sein, sondern schnell handeln und uns die englische Ugandabahn zum Vorbild nehmen; sie rentiert sich, und eine Eisenbahn in dieses natürliche Zentrum zwischen der Syrte und dem Golf von Guinea einerseits und der Pilgerstraße von Timbuktu nach Chartum anderseits, dieses nächste Verbindungsmittel zwischen dem Überschwemmungsgebiet des Tschadseees, den Schari- und Logoneniederungen und dem Atlantischen Ozean muß sich erst recht rentieren. Finden wir doch in diesem Überschwemmungsgebiete alle Bedingungen für die Baumwollgewinnung im größten Maßstabe gegeben. Vor allem verfügen wir hier auch über eine intelligente, ungemein betriebsame Bevölkerung, die den Baumwollbau schon kennt und ihn, wenn sie lohnenden Absatz findet, bei einiger Anleitung in der Vollendung betreiben wird.

Noch ist Dikoa mit seinen gewaltigen Rabehbauten und Anlagen die größte feste Stadt in den Tschadseeländern, noch ist Maiduguri, die

Gegenschöpfung der Engländer, ihm nicht existenzraubend gewesen aber mit jedem Jahre muß Dikoa, gerade weil es auf die Zufuhr durch französisches und englisches Gebiet angewiesen ist, an seiner Bedeutung einbüßen, zu der es nur gelangen konnte, weil es das Lieblingskind des allmächtigen Rabeh war. Er hat gerade unser Gebiet auf Kosten anderer Länder geschont. Die schweren Wunden die auch Deutsch-Bornu geschlagen wurden, hat es erst erlitten, als Fadel Allah auf englisches Gebiet abzog und mitschleppte, soviel ihm möglich war und als dann später Garbai nach Maiduguri und die Franzosen über den Schari zogen und wieder mit fortnahmen, was sie nehmen konnten: »Hinc illae lacrimae« für Deutsch-Bornu. Für unsere Kolonialverwaltung heißt es unter allen Bedingungen, die Mittel für den Bau einer Bahn bis nach Dikoa fordern, für die deutsche Volksvertretung, die Mittel bewilligen, und für beide trifft in seltener Weise der Spruch zu: »Bis dat, qui cito dat.«

Zwischen Chefu Garbai und Chefu Sanda herrschte eine ewige Eifersüchtelei. Ersterer behauptete, er sei der wahre Herrscher des Landes und Sanda nur eine Kreatur der Franzosen, die ihn nach seinem Abzug auf englisches Gebiet eingesetzt hätten. Das stimmt ja an und für sich, aber Herr Garbai vergaß, daß dieselben Franzosen nach Fadel Allahs Flucht auch ihn erst eingesetzt hatten. Fortwährend überfielen die Sultane gegenseitig ihre Dörfer, hielten Karawanen an und verleiteten Soldaten und Weiber zur Flucht. Auch das hatte ein Ende, als Cochrane und ich uns ausgesprochen hatten, denn jeder nahm sich seinen Sultan in der Folge ins Gebet und machte ihm klar, er müsse sich damit abfinden, daß es jetzt ein englisches und ein deutsches Bornu gäbe, daß Engländer und Deutsche aber auf Ordnung im Lande hielten und sich derartige Dummheiten der Sultane gründlich verbäten. Den Kanuris aber war es recht schmerzlich, daß sie keinen Grund mehr hatten, sich schwer bewaffnet in den ruhmvollen Schatten der Rabehfahnen zu stellen und mit zukünftigen Kriegstaten zu prahlen, womit sie ihren Weibern Eindruck machen wollten.

Wie sehr Sanda übrigens bemüht war, die alten Rabehüberlieferungen in Dikoa aufrecht zu erhalten, kam in recht lächerlicher Weise auch darin zum Ausdruck, daß er allwöchentlich in hergebrachter Weise mit großem Gefolge nach den Gärten zog, die der Rabeh sich vor der Stadt hatte anlegen lassen. Von ihnen war, weil die Bewässerungsvorrichtungen nicht mehr im Gange waren, und weil auch nichts gesät wurde, außer den Mauern und einigen Zitronenbäumchen

nichts mehr vorhanden. Aber Rabeh hatte es so gehalten, also machte auch Sanda die zeremoniell vorgeschriebene garden party.

In den Höfen des Rabehquartiers, wo jeder Luftzug von den hohen Mauern abgehalten wurde, war es im Mai unerträglich heiß; ich verlegte daher die Reit- und Exerzierstunden mit den Soldaten auf den frühesten Morgen. Abends hielt ich mich auf den flachen Dächern auf, zu denen gut angelegte Treppen durch den ersten Stock führten, der viele Kammern und Kämmerchen enthielt, während das Parterre weite, luftige Räume aufwies. Nachts schlief ich stets im Freien. Ich ließ viele der kleinen Höfe verschwinden und verwandte den Schutt zum Auffüllen der tiefen Gruben, die regellos über das ganze Quartier zerstreut lagen.

Diese Gruben sollen von den Franzosen gegraben oder gesprengt sein, um den Schatz des Rabeh zu finden, der irgendwo im Palast vergraben ist. In 30 Kuhhäute soll der Rabeh das Silber und Gold seines Kriegsschatzes haben einnähen lassen, und ebensoviel Sklaven sollen unter seiner Aufsicht die gefüllten Häute vergraben haben, worauf sie im Innern des Palastes hingerichtet wurden, ehe sie das Geheimnis einem sterblichen Menschen hatten verraten können, das dann mit dem Rabeh selbst begraben wurde. Mir wollte diese Fabel nie in den Sinn, anders der gute Haase; er hatte eines Nachts einen Traum und ließ nachgraben, leider ohne Erfolg. Menschliche Gerippe und Schädel fanden wir bei den Aufräumungsarbeiten öfter, und ein unheimliches Leben herrschte nachts in den weiten Hallen und Räumen. Riesenfledermäuse nisteten in lichtlosen Kammern und kamen mit der Dunkelheit zum Vorschein, und verwilderte Katzen, Wiesel und anderes vierfüßiges Kleinzeug trieb ungestört sein Unwesen.

Am 29. Mai besuchten mich der Sultan von Logone und der Chalifa von Kusseri, die einen jungen Löwen und eine recht unbändige, gestreifte Hyäne mitbrachten. Der Chalifa von Gulfei hatte mehrere Strauße und junge Leoparden geschickt, so daß es mit einem Storch und einem Marabu, die ich schon vorfand, wie in einem Zoologischen Garten auf unserem Hof aussah. Bülow brachte noch ein Paar junge Warzenschweine mit, und allmorgendlich saßen wir nun mit den Milchflaschen, auf die wir Saugleder gesteckt hatten, beim Frühstück und ließen unsere Lieblinge trinken. Später wurde Herr Tokoto, der würdige Dualakanzlist, da es wenig zu schreiben gab, zum Tiergartendirektor ernannt, eine Würde, die ihm bei der in der Kolonie sprichwörtlichen Feigheit der Dualas wenig zusagte, auf die



In unserem Zoologischen Garten.

er aber später bei der gleichfalls sprichwörtlichen Eitelkeit dieses edlen Stammes noch sehr stolz werden sollte. Die Küstenneger in Kamerun besitzen im allgemeinen nicht den geringsten Sinn für Tiere oder gar Tierpflege, und wenn der Europäer nicht unausgesetzt selbst sich um sein zahmes oder wildes lebendes Eigentum kümmert, so erhält er sicherlich in absehbarer Zeit die Meldung: „Master them beef, he go died“ (das Tier, es ist tot gegangen), ohne Unterschied, ob es sich um ein junges Pferd, einen Papagei, einen Löwen oder ein Stachelschwein handelt.

Mitte Juni war alles für meinen Rückmarsch nach Garua bereit, und die Militärstation Dikoa sollte Bülow übergeben werden, als ein unerwartetes Ereignis eintrat. Aus Fort Lamy, dem französischen Hauptquartier gegenüber der Mündung des Logone in den Schari, ging nämlich ein amtliches Schreiben des Lieutenant-Colonel ein, der dort kommandierte, in dem dieser mir an der Hand von schriftlichen Verhandlungen, die wir in Angelegenheit der Grenzbehandlung gehabt hatten, mitteilte, daß er Gulfei als französische Stadt betrachte und es auch weiter besetzt halten müsse, weil die

deutsch-französischen Grenzabmachungen vom 4. Februar 1894 Deutschland nur das linke Schariufer zusprächen, Gulfei aber zwischen mehreren Flußarmen läge. Aus Gentils „La chûte de Rabeh“ war mir die Wichtigkeit Gulfeis bekannt, das auch auf allen Karten, die bereits den neuesten Erfolgen der Franzosen Rechnung trugen, als deutsch eingezeichnet war. Ich setzte umgehend einen Protest gegen die französische Note auf und teilte dem Colonel mit, daß ich das deutsche Besitzrecht auf Gulfei dadurch auch äußerlich zum Ausdruck bringen würde, daß ich sofort dorthin marschieren und die deutsche Flagge hissen würde. Auf dem Marsche würde ich ihn persönlich aufsuchen und mir Bescheid über seine Entschlüsse holen.

Bülow war am Tage vorher zu der für seine Kartenkonstruktion sehr wichtigen Feststellung des mittleren Wasserstandes zum Tschadsee aufgebrochen, und der arme Haase legte sich an dem Morgen, an dem ich das französische Schriftstück erhielt, mit Schwarzwasserfieber, so daß sich mein Abmarsch noch bis zum 27. Juni verzögerte. Inzwischen war Haase so weit genesen, daß ich ihn ohne Besorgnis allein lassen konnte, Madai wurde benachrichtigt, daß ich noch nicht käme, und Bülow sollte mich am 5. Juli in Kusseri treffen.

Von Sanda weithin feierlich begleitet, marschierten wir am ersten Tage bis zu der kleinen Kanuristadt Watale. Sie lag, wie alle die zahlreichen Plätze, die wir passierten, erhöht über der weiten Ebene. Dies ist wohl nötig, und die Hügel sind vielleicht ursprünglich künstlich hergerichtet, weil die Häuser sonst, wenn der See austritt, im Wasser stehen würden. Soweit das Auge reichte, wogten Massakuafelder.

Unsere Aufmerksamkeit erregte die alte Stadt Dubu, wo ich am folgenden Tage in einem Turmzimmer eines festen, burgartigen Hauses mich einquartierte. Ich hatte hier einen weiten Blick über die Ebene, die nur auf dem ersten Teil unseres heutigen Marsches noch aus Humusboden bestanden hatte, auf dem Getreide gebaut wurde. Weiterhin hatten wir mehrfach Sandstreifen gekreuzt, und schließlich waren wir in Weideland gekommen, wo Schua-Araber mit ihren Kuh- und Kleinviehherden umherzogen.

Am 1. Juni war zum erstenmal in Dikoa etwas Regen gefallen und öfter hatte es in den nächsten Tagen nach Gewitter ausgesehen. Immer hatten sich aber die schwarzen Wolken nur in einem furchtbaren Sandsturm entladen. Der feine Saharastaub kam mit solcher Gewalt und in solchen Mengen herangebraust, daß man hinter keiner Mauer Schutz vor ihm fand und von den Sachen, die in den Koffern

lagen, später den Staub entfernen mußte. In die Augen und die Ohren drangen die Sandkörner, beim Essen bekam man sie zwischen die Zähne; es war unausstehlich. So erging es uns auf dem Marsch Tag für Tag, bis endlich in Dubu nachts ein wirklich erlösender Regen fiel. Morgens war die ganze Natur herrlich erfrischt, aber wo Schollenboden war, wurde das fette Erdreich derartig schlüpfrig, daß ich mehrmals stürzte und schließlich zu Fuß gehen mußte. Auf dem Weideland hatten sich richtige kleine Teiche gebildet, in denen die Kühe wohlgefällig standen. Das Land nahm mehr und mehr Steppencharakter an, und wir passierten mehrfach wieder Dornbusch, wo ich einen prächtigen Bock von der Gattung der Sumpfantilope schoß. Wild gab es hier massenhaft, aber ich machte Routenaufnahmen und konnte deshalb nicht so oft pürschen, wie ich wohl gewollt hätte.

Überall trafen wir auf Dörfer der Schua-Araber, die vielfach auch ohne feste Wohnsitze mit ihren Herden und Lederzelten, wie die Borroros in Adamaua, umherziehen. Ihre Strohhütten hatten runde Dächer und waren unreinlich. Schakalartige böse Hunde wurden gegen die wilden Tiere gehalten. Die Männer trugen die schwarze Tobe und die Kinder liefen fast alle nackt herum. Die Aufnahme war trotz guter Zahlung keine besonders herzliche. Erst als wir in das von Kotokos bewohnte, zu Logone gehörende Gebiet kamen, trafen wir wieder Städte mit hohen Mauern und festen Häusern.

Zwischen Kala und Alf, wo viel stehendes Wasser war, durchzogen wir ein wahres Dorado für Wassergeflügel, und ein Sprung Warzenschweine lief uns zwischen die Pferde und Träger. Als wir eines Ebers ansichtig wurden, konnte die Verwunderung meiner Küstensoldaten gar kein Ende finden. Immer wieder zeigten sie mir den wehrhaften alten Herrn, der allerdings mit dem unförmlichen Kopf, den riesigen Gewehren und dem borstigen Schnurrbart wild genug aussah. Ich pürschte mich durch die Dornen, in denen er verschwunden war, an ihn heran und machte ihn auf 50 Schritt in einer Suhle aus. Er hatte mich bereits eräugt und quittierte mit einem unwilligen Grunzen. Ich setzte ihm ein Halbmantelgeschoß 88 aufs Blatt, wurde aber nichtsdestoweniger regelrecht von ihm angenommen. Von vorn wollte ich ihm einen Kopfschuß geben, schoß aber zu hoch, so daß ihm nur das Rückgrat stark gedröhnt wurde. Auf 20 Schritt von mir brach er hinten zusammen und saß nun auf den Keulen, äugte mich boshaft an und versuchte immer wieder hochzukommen. Als ich mich

ihm näherte, begann er derartig zu toben, daß ich glaubte, er würde wirklich hoch werden; ich gab ihm einen Fangschuß. Es war ein kapitaler Bursche; ich stand selbst erstaunt vor dieser grotesken Schöpfung, in der die Natur sich gefällt. Ich habe mir den ganzen Schädel mit heimgenommen, er ist auch der stärkste geblieben, obwohl ich mehrfach noch auf Warzenschweine Weidmannsheil hatte.

Gern hätte ich hier noch einen Tag gejagt, denn es war erst der 3. Juli, also noch zwei Tage Zeit bis zu Bülows Eintreffen in Kusseri, aber zwei schwerkranke Soldaten — der eine hatte Dysenterie, der andere war von einem Pferde ins Gesicht geschlagen, wobei das rechte Auge gefährdet war — zwangen mich, in Kusseri ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.



Kopf eines Warzenschweins.

Vor der großen Mauer, welche die betriebsame Fischerstadt auf der Landseite abschließt, empfing mich der Kalifa nach arabischer Art gekleidet. Kusseri liegt auf dem hohen linken Ufer des Logone, der, ein stattlicher Strom, seine Wasser majestätisch dem Schari zuwälzt. Hatte die gewaltige, wohl 4 m hohe massive Lehmmauer, in welche die Zeit und der Regen tiefe Risse gegraben hatten, und die an manchen Stellen schon recht zerfallen war, mein lebhaftes Interesse in Anspruch genommen, so war ich noch mehr erstaunt, als ich innerhalb derselben enge Straßen und Haus an Haus, mit flachen Dächern aus Backsteinen und Lehm errichtet, vorfand. Das Ganze bot das Bild irgend einer Araber- oder Fellachenstadt am Nil, und an die Dahabien erinnerten auch die großen Barken, die in Menge an dem lehmigen Ufer verankert lagen. Sie waren bis zu acht Metern lang und zwei Metern breit aus Bohlen gefügt; hinten eckig gebaut und vorn mit einem spitzen, hohen Schnabel versehen. Die ganze Stadt roch nach Fischen, und überall war der Strand mit Schuppen und Fischabfällen bedeckt, in vielen Häusern waren regelrechte Räuchereien eingerichtet, und selten sah man die hochgebauten Makarys in ihren blauen oder schwarzen Gewändern anders, als mit einem Ruder, Bootshaken, Netzen oder anderem Fischergerät in der Hand.

Die Makarys oder Kotokos sind ein hochgewachsener, den Bagi mis und Kanuris verwandter Volksstamm, der am linken Schariufe am Logone und zwischen beiden Strömen ansässig ist und desse Sultane immer in einer gewissen Abhängigkeit von Dikoa oder früh Kuka gestanden haben. Dies schloß nicht aus, daß sie auch na Massenya, der Hauptstadt des Bagirmireiches auf dem rechten Schar ufer, zeitweilig Tribut zahlen mußten. Die Makarys sind tiefschwa und haben echte Sudanesengesichter, die vielfach durch Schnitte en stellt sind. Die Stadt dehnt sich nicht mehr, wie früher, vom Fluß aus bi an die Stadtmauern aus; sie hatte, als am 3. März 1900 Kapsu Rabehs Bannerträger, dort geschlagen war, und später unter Fad Allah, schwer unter der Kriegsfurie gelitten. Der ganze Stadtteil in de Nähe der Mauer lag in Trümmern, die zum Teil fortgeräumt ware und so einen weiten Platz hatten entstehen lassen, auf dem in Reihe saubere Strohhäuser standen. Das war das Franzosenlager, i dem noch bis zum Eintreffen der Expedition des Kommandeurs ei Teil der Truppen untergebracht gewesen war, die jetzt im Fort Lam garnisonierten. Dieses liegt eine halbe Stunde stromab, wo de Logone in den Schari mündet.

Auch das hohe Flußufer war vielfach noch mit Bastionen bewehr von ihnen aus hatte man einen weiten Ausblick über die Ebene am a deren Ufer, in der Wald, Dörfer und Felder abwechselten. Flußabwär sah man bis zum Schari und dem Fort Lamy. Gegenüb dem zweistöckigen, massiven Sultanschloß, das mit seinen verfallene Mauern einem alten Herrensitz glich, wie man sie am Niederrhei öfter noch als Ruinen findet, schlugen wir ein Lager auf und wurde sofort überreichlich mit Fischen aller Art versehen.

Auf dem Markt standen bei unserem Einrücken verschiedene französisc Soldaten herum, die keine besonders kameradschaftlichen Gefühle gege uns zu hegen schienen, denn sie warteten unsere Begrüßung nicht a sondern „drückten sich", wie man auf gut Deutsch zu sagen pflegt. Si trugen blaue Jacken, weite, blaue Hosen und rote, hohe Feze. Den Kon mandanten ersuchte ich um Bescheid, wann ich ihn am nächsten Tag aufsuchen dürfte, und bat gleichzeitig um Übersendung eines Arzte Dieser, ein stattlicher Mann mit der bräunlichen Farbe des Sü franzosen, kam denn auch in weißem Leinenanzug mit Tropenhel bald stromauf gefahren, untersuchte meine Kranken in eingehender Wei und nahm dann später sogar zwei derselben auf das Fort mi um sie dort zu behandeln. Der Doktor war ein überaus liebens

würdiger, fein gebildeter Mann aus Nizza, der viel von der Welt gesehen hatte und mit dem ich angenehme Stunden verplauderte. Er hatte mir eine Einladung des Obersten für den folgenden Tag zu Tische übermittelt. Gegen Abend fuhr er mit den Kranken und dem Gefreiten Baba stromab. Letzterer war ein Senegalmann, der früher an der Kongobahn gearbeitet hatte. Er war ein trefflicher Soldat, stattlich, mit guten militärischen Formen. Ich hatte ihn, weil er französisch sprach, mit dem Schreiben, in dem ich um den Arzt bat und meine Ankunft meldete, an den Colonel nach Fort Lamy geschickt, wo er bei den tirailleurs sénégalais natürlich eine Menge Landsleute getroffen hatte. Er sollte nun die Kranken begleiten und mich im Fort erwarten.

Bequem auf meinem Feldstuhl unter dem großen Schattendache einer Barke fuhr ich gegen 12 Uhr, wie vom Colonel gewünscht, Tags darauf nach Fort Lamy. An der Mündungsstelle des Logone nimmt der Schari eine seeartige Breite an; wo er sich wieder verjüngt und das rechte Ufer allmählich anzusteigen beginnt, liegt das befestigte Lager. Denn nur als ein solches kann man die Anlage in der Tat bezeichnen. Das Fort hat seinen Namen nach dem tapferen Kommandanten, der gegen den Rabeh fiel, als die Schlacht am 24. April 1900 bereits entschieden und das Lager der Rabisten genommen war. Mit wenigen Offizieren hatte der Kommandant Lamy im Gespräch gestanden, um seine Dispositionen für die Verfolgung zu entwerfen, als eine Salve krachte, die ihn und den Kapitän de Cointet niederstreckte. Der Rabeh selbst mit seiner Leibwache hatte



Zerstörter Stadtteil von Kusseri.

unbemerkt einen letzten verzweifelten Vorstoß gemacht, der dem Sieger des Tages das Leben kostete.

An dem Uferweg, der durch Überschwemmungsland zum Lager hinaufführt, empfing mich der Generalstabsoffizier Capitain Louis Bezu, ein kleiner Herr mit südländischem Typus, der mich zum Kommandanten führte. Auf der Veranda eines niedrigen, strohgedeckten Lehmhauses meldete ich mich beim Lieutenant-Colonel, der sich in ritterlicher Weise, obwohl er an Gichtschmerzen litt und einen Fuß verbunden trug, um mich bemühte. Der alte Herr mit dem weißen spitzgeteilten Vollbart, dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust und dem goldberandeten, kleidsamen Käppi war das Urbild des hohen republikanischen französischen Offiziers. Im Dienstanzug, mit Hut und Feldbinde stand ich vor ihm; das schien ihm zu gefallen, denn er betrachtete voll Interesse Uniform und Säbel. Dann bat er mich, Platz zu nehmen und teilte mir als Antwort auf meinen Protest mit, daß er die französische Besatzung aus Gulfei zurückgezogen habe und die Stadt bis zur endgültigen Entscheidung der beiderseitigen Regierungen als deutsches Eigentum respektieren würde. Gegen den Kalifa von Gulfei erhob er Anklagen wegen verschiedener Übergriffe und zeigte mir auch einen Brief, den jener angeblich an den Senussi, das Oberhaupt des größten islamitischen, europäerfeindlichen Geheimbundes geschrieben haben sollte. Ich versprach sofort die Untersuchung der Angelegenheit und ließ durch einen Eilboten den Kalifa nach Kusseri vorladen.

Das Essen wurde abgekürzt durch die Ankunft eines französischen Kapitäns mit einer Truppenabteilung, welche die Bezeichnung „les nagueurs d'Oubangi" führten. Die Truppe rekrutierte sich aus wasserkundigen Eingeborenen, die am Ubangi angeworben waren, um gegen die Inselbewohner im Tschadsee zu fechten. Ihr Führer war ein älterer, aus dem Unteroffizierstande hervorgegangener Offizier mit langem, schwarzen Bart, der in Algier und Tonkin, in Madagaskar und in der Sahara gefochten hatte, ein Mann, dem man es ansah, daß er als Feldsoldat alt geworden war. Er galt als vorzüglicher Offizier, wie mir der Colonel sagte. Ich glaube, daß diese alten, erfahrenen Troupiers, die ihre eingeborenen Soldaten kennen und zu behandeln wissen, ein Hauptfaktor für die zweifellos großen militärisch-kolonialen Erfolge sind, die Frankreich in Afrika errungen hat.

Auch das Gros der übrigen Offiziere, die ich kennen lernte, waren frühere Unteroffiziere, aber ich kann nur sagen, daß mir alles,

was ich von diesen Leuten gesehen und gehört habe, einen sehr günstigen Eindruck gemacht hat. Es sind Kolonialsoldaten, die ihr Handwerk verstehen. Einfach in ihrem Auftreten und musterhaft anspruchslos waren die französischen Soldaten, die ich hier kennen lernte, sämtlich, gleichgültig ob Ober- oder Unteroffiziere. Und diese intelligenten, wohlgewachsenen Senegalesen mit ihren fast kaukasischen Gesichtszügen müssen ein prachtvolles Soldatenmaterial sein, wenn sie dieselbe seelische militärische Veranlagung zeigen, die sie körperlich aufweisen.

Ich habe zu wenig selbst mit Senegalesen zu tun gehabt, um von persönlichen Erfahrungen mit diesen Leuten sprechen zu können; die, welche ich kommandierte, waren unerschrockene, ruhige Soldaten, die man nur wie die Sudanesen vor Alkohol bewahren muß.

In den französischen Kolonialkriegen in Afrika haben die tirailleurs sénégalais stets den Kern der französischen Truppe ausgemacht und sich hervorragend geschlagen. Die Senegalesen sind Fullahs und Mohammedaner. Trotzdem haben sie überall unter der Trikolore willig auch gegen ihre Glaubensbrüder gefochten, und die senegalesischen Bataillone, die gegen den Rabeh unter dem Befehl französischer Christen im Feuer standen, sind mir ebenso wie die sudanesischen Regimenter, die unter englischen Christen gegen den Mahdi fochten, ein Beweis dafür, daß es bei richtiger Behandlung eine Gefahr für uns in mohammedanischen Soldaten nicht gibt. Wenn man ihre religiösen Gebräuche und die Vorschriften ihrer Religion mißachtet, wenn man sie zwingt, wie die Sepoys in Indien seinerzeit gefettete Patronen abzubeißen, dann ist es möglich, daß mohammedanische Soldaten wie buddhistische aus Gründen der Religion gegen christliche Offiziere meutern. Die Religion auch der Andersgläubigen zu achten, ist, meine ich, gerade Christenpflicht. Die prächtigen senegalesischen Kompagnien, jetzt bereit, für Frankreich auch gegen die Senussiten zu kämpfen, und die christlichen Neger in Südafrika als Anhänger der äthiopischen Richtung, die offenen Krieg sogar den christlichen Missionaren predigen, sind mir ein Beweis, daß zwischen Europäer und Neger die Rasse und nicht die Religion das Ausschlaggebende ist.

Um 4 Uhr fuhr ich nach Kusseri zurück, und am fünften mittags traf, wie verabredet, Bülow ein, mit ihm der Kalifa von Gulfei. Letzterer wartete vor der Mauer und ließ sich durch Bülow anmelden. Bülow sagte mir, die Gulfeileute, die er unterwegs getroffen

habe, seien prachtvolle Kerle. Er habe den Kalifa mit seinem Karabiner vom Pferde auf einen Fischadler schießen sehen, wie es gar nicht besser hätte gemacht werden können. Trotz dieser Vorbereitung war ich erstaunt, als ich die Gulfeileute rufen ließ und ihren kriegerischen Aufzug sah. Gut geschirrte Pferde und Reiter, die man, wenn sie nicht schwarz gewesen wären, für Kavalleristen eines europäischen Heeres hätte halten können. Der Sultan genau so gekleidet wie seine fünf Begleiter, die in zwei Gliedern, Schenkel an Schenkel, hinter ihm ritten. Im Nu waren sie aus dem Sattel, als sie meiner ansichtig wurden; sechs mächtige Gestalten, keiner unter 1,90 groß. Sie trugen die Tracht der Rabehsoldaten, den Tarbusch auf dem Kopf und hohe, bis an die Kniee reichende Reiterstiefel. Über die Brust hatten sie einen reichgefüllten Patronengurt und um den Leib einen Schal, in dem Pistolen oder Revolver steckten. Als Begrüßung eröffneten sie zunächst ein regelloses Schnellfeuer, so daß unsere Leute erstaunt von allen Seiten zusammengelaufen kamen.



Djagara von Gulfei.

Djagara, der Kalifa, war nicht zu verkennen; zweifellos der am kriegerischsten aussehende Mann, den ich in den Tschadseeländern angetroffen habe, wo es wahrlich damals nicht an soldatischen Erscheinungen fehlte. Djagara war das Bild des afrikanischen Landsknechtsführers. In streng militärischer Haltung stand er vor mir. Ich mußte zu ihm hinaufsehen, er legte nach französischer Weise salutierend die Hand an den Tarbusch. Man merkte ihm an, daß er dauernd im Verkehr mit europäischen Soldaten gestanden hatte; er sagte mir, daß noch viele seiner Leute mit den Franzosen gegen die Araber im Ghazal unterwegs seien. Meine Mitteilung, daß der Oberst schwere Klagen gegen ihn erhoben habe, nahm er ruhig auf und brachte seinerseits Beschwerden gegen die Franzosen vor, die bislang bei ihm im Quartier gelegen hatten. Er und seine Begleiter führten französische Karabiner neuester Konstruktion, die ich

ihnen abnahm, bis ihre Angelegenheit mit den Franzosen geregelt sein würde. Djagara mit seinem Pikett wurde dann, um ihnen sofort zu zeigen, daß sie angeklagt seien und sich der deutschen Autorität bedingungslos zu fügen hätten, im Wachhause untergebracht.

Bülow und ich hatten von Djagara denselben Eindruck: Ein junger, sicherlich, wenn er es konnte, gewalttätiger Mann, aber ungemein intelligent und unterrichtet. Er übersah die Lage vollkommen, verstand, daß er deutsch war und freute sich augenscheinlich ehrlich darüber, denn die Franzosen hatten ihn und seine stattlichen Leute gegen den Rabeh und gegen die Araber als landeskundige Reiter und sichere Schützen ausgezeichnet brauchen können und wohl auch gebraucht. Die Gulfeikrieger waren von ihnen mit französischen Waffen und mit Munition versehen worden, und so hatten diese Irregulären so gute militärische Formen angenommen, daß sie von den besten französischen Soldaten, die ich gesehen habe, kaum zu unterscheiden waren. Den Dank für die Dienste, den die Gulfeileute ihnen geleistet, hatten die Franzosen aber bei ihrem Weggang, wie Djagara meinte, in wenig freundlicher Weise abgestattet, indem sie ihnen alle Waffen, mit denen sie solange für Frankreich gefochten hatten, und manches andere abgefordert hatten.

Wenn ich nun auch als alter Praktiker weiß, daß alle Erzählungen und Klagen von Negern cum grano salis zu behandeln sind, so steht doch das eine fest, daß in Gulfei wie in Kusseri und Logone der Wechsel Deutschland—Frankreich im Jahre 1902 mindestens ebenso freudig begrüßt wurde, als im Jahre 1900 der Wechsel Frankreich—Rabeh. Djagara war übrigens der einzige gebildete Eingeborene im Tschadseegebiet, der uns sagte, er wisse, daß Deutschland einen mächtigen Kaiser habe, der der Freund des Sultans in Stambul sei.

Gegen 5 Uhr fuhren wir wieder nach Fort Lamy und aßen dort mit den Herren zu Abend. Der Colonel war ungemein liebenswürdig und gesprächig. Er erzählte viel von seinen Taten, wie er ein Bataillon der Fremdenlegion kommandiert und dieses stets zum Siege geführt habe. Wir sprachen von Frankreich und Paris, und er staunte über unsere Ortskenntnisse. Freut sich ein jeder Patriot, wenn er sein Vaterland loben hört, wie viel mehr ein Pariser, der felsenfest überzeugt ist, daß es nichts Wunderbareres auf der Welt gibt, als diese Stadt der Städte, wenn ein Fremder, und noch dazu ein Deutscher, und mitten in Afrika, la belle France und das Seinebabel rühmt. Wir wurden warm, wir dachten an das Pantheon, an den

habe, seien prachtvolle Kerle. Er habe den Kalifa mit seinem Karabiner vom Pferde auf einen Fischadler schießen sehen, wie es gar nicht besser hätte gemacht werden können. Trotz dieser Vorbereitung war ich erstaunt, als ich die Gulfeileute rufen ließ und ihren kriegerischen Aufzug sah. Gut geschirrte Pferde und Reiter, die man, wenn sie nicht schwarz gewesen wären, für Kavalleristen eines europäischen Heeres hätte halten können. Der Sultan genau so gekleidet wie seine fünf Begleiter, die in zwei Gliedern, Schenkel an Schenkel, hinter ihm ritten. Im Nu waren sie aus dem Sattel, als sie meiner ansichtig wurden; sechs mächtige Gestalten, keiner unter 1,90 groß. Sie trugen die Tracht der Rabehsoldaten, den Tarbusch auf dem Kopf und hohe, bis an die Kniee reichende Reiterstiefel. Über die Brust hatten sie einen reichgefüllten Patronengurt und um den Leib einen Schal, in dem Pistolen oder Revolver steckten. Als Begrüßung eröffneten sie zunächst ein regelloses Schnellfeuer, so daß unsere Leute erstaunt von allen Seiten zusammengelaufen kamen.



Djagara von Gulfei.

Djagara, der Kalifa, war nicht zu verkennen; zweifellos der am kriegerischsten aussehende Mann, den ich in den Tschadseeländern angetroffen habe, wo es wahrlich damals nicht an soldatischen Erscheinungen fehlte. Djagara war das Bild des afrikanischen Landsknechtsführers. In streng militärischer Haltung stand er vor mir. Ich mußte zu ihm hinaufsehen, er legte nach französischer Weise salutierend die Hand an den Tarbusch. Man merkte ihm an, daß er dauernd im Verkehr mit europäischen Soldaten gestanden hatte; er sagte mir, daß noch viele seiner Leute mit den Franzosen gegen die Araber im Ghazal unterwegs seien. Meine Mitteilung, daß der Oberst schwere Klagen gegen ihn erhoben habe, nahm er ruhig auf und brachte seinerseits Beschwerden gegen die Franzosen vor, die bislang bei ihm im Quartier gelegen hatten. Er und seine Begleiter führten französische Karabiner neuester Konstruktion, die ich

ihnen abnahm, bis ihre Angelegenheit mit den Franzosen geregelt sein würde. Djagara mit seinem Pikett wurde dann, um ihnen sofort zu zeigen, daß sie angeklagt seien und sich der deutschen Autorität bedingungslos zu fügen hätten, im Wachhause untergebracht.

Bülow und ich hatten von Djagara denselben Eindruck: Ein junger, sicherlich, wenn er es konnte, gewalttätiger Mann, aber ungemein intelligent und unterrichtet. Er übersah die Lage vollkommen, verstand, daß er deutsch war und freute sich augenscheinlich ehrlich darüber, denn die Franzosen hatten ihn und seine stattlichen Leute gegen den Rabeh und gegen die Araber als landeskundige Reiter und sichere Schützen ausgezeichnet brauchen können und wohl auch gebraucht. Die Gulfeikrieger waren von ihnen mit französischen Waffen und mit Munition versehen worden, und so hatten diese Irregulären so gute militärische Formen angenommen, daß sie von den besten französischen Soldaten, die ich gesehen habe, kaum zu unterscheiden waren. Den Dank für die Dienste, den die Gulfeileute ihnen geleistet, hatten die Franzosen aber bei ihrem Weggang, wie Djagara meinte, in wenig freundlicher Weise abgestattet, indem sie ihnen alle Waffen, mit denen sie solange für Frankreich gefochten hatten, und manches andere abgefordert hatten.

Wenn ich nun auch als alter Praktiker weiß, daß alle Erzählungen und Klagen von Negern cum grano salis zu behandeln sind, so steht doch das eine fest, daß in Gulfei wie in Kusseri und Logone der Wechsel Deutschland—Frankreich im Jahre 1902 mindestens ebenso freudig begrüßt wurde, als im Jahre 1900 der Wechsel Frankreich—Rabeh. Djagara war übrigens der einzige gebildete Eingeborene im Tschadseegebiet, der uns sagte, er wisse, daß Deutschland einen mächtigen Kaiser habe, der der Freund des Sultans in Stambul sei.

Gegen 5 Uhr fuhren wir wieder nach Fort Lamy und aßen dort mit den Herren zu Abend. Der Colonel war ungemein liebenswürdig und gesprächig. Er erzählte viel von seinen Taten, wie er ein Bataillon der Fremdenlegion kommandiert und dieses stets zum Siege geführt habe. Wir sprachen von Frankreich und Paris, und er staunte über unsere Ortskenntnisse. Freut sich ein jeder Patriot, wenn er sein Vaterland loben hört, wie viel mehr ein Pariser, der felsenfest überzeugt ist, daß es nichts Wunderbareres auf der Welt gibt, als diese Stadt der Städte, wenn ein Fremder, und noch dazu ein Deutscher, und mitten in Afrika, la belle France und das Seinebabel rühmt. Wir wurden warm, wir dachten an das Pantheon, an den

Arc de triomphe und den Dôme des invalides, wir flanierten auf den Boulevards und fuhren in die Champs, wir frühstückten bei Henry, dinierten im Café Riche und waren abends bei Maxime, ja auf dem Montmartre in der Rat morte („tote Ratte" ist der Name eines fidelen Lokals im Quartier Montmartre) und wo war man in Paris nicht sonst noch. Wenn der Colonel Geschichten erzählte, und wenn wir uns zu lächeln erlauoten, uno wenn er voll bitterem Ernst zur Bekräftigung dann rief: »Je veux perdre mes gallons, je veux perdre mon rang d'un officier«, dann hatte die Freude kein Ende. Und so gut Freund wurden wir, wir blonden steifen Norddeutschen und die beweglichen schwarzen Franzosen, mit ihrem würdigen, gestrengen Herrn Oberst an der Spitze, daß wir sogar über die Besetzung Bornus und Gulfeis, über die wir dienstlich gar nicht verhandelt hatten, hinter der bouteille unsere Scherze machen konnten. Der Oberst meinte: „Ich habe Ihr Land behütet, behütet wie ein Kleinod, comme la fiancée de mon ami." Und dann mit erstauntem Augenaufschlag meine etwas despektierliche Frage: »Pardon, mon Colonel, la fiancée de votre ami?« „Seine Braut", — „Ihnen anvertraut?"

Der Jubel wollte kein Ende nehmen an der fröhlichen Tafelrunde, wenn der Oberst erzählte und wir nicht so ganz seiner Ansicht waren, wenn er meinte, Frankreich habe in Bornu für Deutschland gearbeitet, und ich bekräftigend erwiderte: «Vraiment, mon colonel, vous avez gagné des batailles pour le roi de Prusse.» Auch, daß jeder seiner Senegalsoldaten ein Sultan sei, erregte leisen Widerspruch. Treffend war das Bild, das die Franzosen brauchten, um uns klar zu machen, daß sie gegen Fadel Allah hätten einschreiten müssen. Wir gaben ihnen zu, daß der Rabeh ihnen Grund zum bewaffneten Einschreiten geboten hatte, aber Fadel Allah hatte sie nie angegriffen und war auch immer durch den Schari von ihnen getrennt geblieben. Da meinten die Franzosen, wenn jemand sich eine Villa gebaut hat und nebenan legt ein anderer einen Pulverschuppen an, so wird man die Polizei auffordern, den gefährlichen Schuppen abzureißen. Ist aber Polizei nicht da, so tut man es selbst. „Wir entwickelten friedlich unsere Kolonie und nebenan ließ sich ein Unhold nieder, der sie bedrohte."

Wie oft haben später Bülow und ich noch von diesem genußreichen, kameradschaftlichen Abend im Fort Lamy gesprochen. Der Heimweg in dunkler Nacht brachte uns ein Abenteuer. Wir waren in Afrika und hatten nicht umsonst, seit langer Zeit des Alkohols entwöhnt, bei unseren französischen Gastgebern guten Rotwein ge-

trunken, dem gar zu schnell — nicht ein „Kater" — sondern eine große gelbe Katze folgte. Wir waren, um die Bootsleute stromauf in der Nacht nicht zu sehr anzustrengen und auch, um schneller nach Hause zu kommen, oberhalb der Logonemündung an das linke Ufer gestiegen, als Bülow, vor dem der Gefreite Baba mit einem Strohbrand ging, ein knurrendes Geräusch hörte und fragte, was das sei. In demselben Augenblick sprang Baba auch schon zurück und rief uns zu: „Lion". Wir sahen ein großes Tier deutlich mitten auf dem Weg stehen, das uns nachschaute und langsam den Schweif bewegte, als wir rückwärts zu der glücklicherweise nahen Anlegestelle zurückgingen, wo wir unsere Barke noch fanden, die uns zur Stadt brachte. Auf dem Wasser hörten wir dann das zornige Brüllen der großen Katze, das mehrfach Widerhall fand. Wir hatten immer gelacht, wenn die Leute in Kusseri uns erzählten, sie könnten nachts wegen der Menschen fressenden Löwen die schützenden Mauern der Stadt nicht verlassen, und waren leichtsinnigerweise ohne jede Schußwaffe nach Fort Lamy gefahren. Aber wie wahr die Löwenfurcht war und wie häufig die Tiere hier vorkamen, bewies uns neben dem nächtlichen Abenteuer der folgende Morgen.

Dichte Nebelschwaden hüllten Stadt und Fluß in undurchdringliches Grau, als wir über den Logone fuhren, um auf Löwen treiben zu lassen, die Tags über in dem dichten Dornenwald zwischen beiden Flüssen hausen sollten und auf die wir nach dem Erlebnis der letzten Nacht einen besonderen Zorn hatten. Der Aufforderung des Kalifa folgend, hatten sich denn auch an der Landungsstelle wohl 100 Männer, mit Speeren und Vorderladern bewaffnet, eingefunden, welche die Löwen aus dem Dickicht heraustreiben sollten. Im weißen Ufersand spürten sich große und kleine Antilopen, Gazellen und Schweine. Wir passierten mehrere Dörfer, von zahlreichen Hunden angekläfft, die der vielen Raubtiere wegen gehalten wurden. Nach kaum einhalbstündigem Marsch kamen wir in einen buschartigen, dichten Wald, d. h. hohe Laubbäume standen nur sehr vereinzelt, während das dornige, niedrige Gestrüpp mit dem Buschmesser auseinandergeschlagen werden mußte. Dicht hinter dem Dorfe hatten die Kotokos mehrere frische, starke Löwenfährten ausgemacht, sie hielten es für eine feststehende Tatsache, daß in dem Waldstrich vor uns, der sich bis zum Zusammenfluß beider Ströme hinzog, mehrere Löwen Standwild waren.

Bülow und ich stellten uns am Rande des Dickichts auf, während die Araber ihre langen Gewänder schürzten und um den Leib zu-

Arc de triomphe und den Dôme des invalides, wir flanierten auf de: Boulevards und fuhren in die Champs, wir frühstückten bei Henr: dinierten im Café Riche und waren abends bei Maxime, ja auf der Montmartre in der Rat morte („tote Ratte" ist der Name eines fidele: Lokals im Quartier Montmartre) und wo war man in Paris nicht son noch. Wenn der Colonel Geschichten erzählte, und wenn wir uns z: lächeln erlauoten, uno wenn er voll bitterem Ernst zur Bekräftigun dann rief: »Je veux perdre mes gallons, je veux perdre mon ran; d'un officier«, dann hatte die Freude kein Ende. Und so gut Freun wurden wir, wir blonden steifen Norddeutschen und die bewegliche: schwarzen Franzosen, mit ihrem würdigen, gestrengen Herrn Oberst a: der Spitze, daß wir sogar über die Besetzung Bornus und Gulfeis, übe die wir dienstlich gar nicht verhandelt hatten, hinter der bouteille unser Scherze machen konnten. Der Oberst meinte: „Ich habe Ihr Lan behütet, behütet wie ein Kleinod, comme la fiancée de mon ami. Und dann mit erstauntem Augenaufschlag meine etwas despektierlich Frage: »Pardon, mon Colonel, la fiancée de votre ami?« „Sein Braut", — „Ihnen anvertraut?"

Der Jubel wollte kein Ende nehmen an der fröhlichen Tafel runde, wenn der Oberst erzählte und wir nicht so ganz seiner Ansich waren, wenn er meinte, Frankreich habe in Bornu für Deutschlan gearbeitet, und ich bekräftigend erwiderte: «Vraiment, mon colonel vous avez gagné des batailles pour le roi de Prusse.» Auch, da jeder seiner Senegalsoldaten ein Sultan sei, erregte leisen Widerspruch Treffend war das Bild, das die Franzosen brauchten, um uns kla zu machen, daß sie gegen Fadel Allah hätten einschreiten müssen Wir gaben ihnen zu, daß der Rabeh ihnen Grund zum bewaffnete Einschreiten geboten hatte, aber Fadel Allah hatte sie nie angegriffe und war auch immer durch den Schari von ihnen getrennt geblieben. D meinten die Franzosen, wenn jemand sich eine Villa gebaut hat un nebenan legt ein anderer einen Pulverschuppen an, so wird man die Polize auffordern, den gefährlichen Schuppen abzureißen. Ist aber Polize nicht da, so tut man es selbst. „Wir entwickelten friedlich unser Kolonie und nebenan ließ sich ein Unhold nieder, der sie bedrohte."

Wie oft haben später Bülow und ich noch von diesem genuß reichen, kameradschaftlichen Abend im Fort Lamy gesprochen. De Heimweg in dunkler Nacht brachte uns ein Abenteuer. Wir ware in Afrika und hatten nicht umsonst, seit langer Zeit des Alkohol entwöhnt, bei unseren französischen Gastgebern guten Rotwein ge

trunken, dem gar zu schnell — nicht ein „Kater“ — sondern eine große gelbe Katze folgte. Wir waren, um die Bootsleute stromauf in der Nacht nicht zu sehr anzustrengen und auch, um schneller nach Hause zu kommen, oberhalb der Logonemündung an das linke Ufer gestiegen, als Bülow, vor dem der Gefreite Baba mit einem Strohbrand ging, ein knurrendes Geräusch hörte und fragte, was das sei. In demselben Augenblick sprang Baba auch schon zurück und rief uns zu: „Lion“. Wir sahen ein großes Tier deutlich mitten auf dem Weg stehen, das uns nachschaute und langsam den Schweif bewegte, als wir rückwärts zu der glücklicherweise nahen Anlegestelle zurückgingen, wo wir unsere Barke noch fanden, die uns zur Stadt brachte. Auf dem Wasser hörten wir dann das zornige Brüllen der großen Katze, das mehrfach Widerhall fand. Wir hatten immer gelacht, wenn die Leute in Kusseri uns erzählten, sie könnten nachts wegen der Menschen fressenden Löwen die schützenden Mauern der Stadt nicht verlassen, und waren leichtsinnigerweise ohne jede Schußwaffe nach Fort Lamy gefahren. Aber wie wahr die Löwenfurcht war und wie häufig die Tiere hier vorkamen, bewies uns neben dem nächtlichen Abenteuer der folgende Morgen.

Dichte Nebelschwaden hüllten Stadt und Fluß in undurchdringliches Grau, als wir über den Logone fuhren, um auf Löwen treiben zu lassen, die Tags über in dem dichten Dornenwald zwischen beiden Flüssen hausen sollten und auf die wir nach dem Erlebnis der letzten Nacht einen besonderen Zorn hatten. Der Aufforderung des Kalifa folgend, hatten sich denn auch an der Landungsstelle wohl 100 Männer, mit Speeren und Vorderladern bewaffnet, eingefunden, welche die Löwen aus dem Dickicht heraustreiben sollten. Im weißen Ufersand spürten sich große und kleine Antilopen, Gazellen und Schweine. Wir passierten mehrere Dörfer, von zahlreichen Hunden angekläfft, die der vielen Raubtiere wegen gehalten wurden. Nach kaum einhalbstündigem Marsch kamen wir in einen buschartigen, dichten Wald, d. h. hohe Laubbäume standen nur sehr vereinzelt, während das dornige, niedrige Gestrüpp mit dem Buschmesser auseinandergeschlagen werden mußte. Dicht hinter dem Dorfe hatten die Kotokos mehrere frische, starke Löwenfährten ausgemacht, sie hielten es für eine feststehende Tatsache, daß in dem Waldstrich vor uns, der sich bis zum Zusammenfluß beider Ströme hinzog, mehrere Löwen Standwild waren.

Bülow und ich stellten uns am Rande des Dickichts auf, während die Araber ihre langen Gewänder schürzten und um den Leib zu-

sammenbanden, um besser laufen zu können. Dann drangen sie Mann hinter Mann in den Busch ein, um vom Wasser aus auf uns zuzutreiben. Wir hatten wohl eine halbe Stunde gestanden, als wir lautes Geschrei und Geschieße hörten, und von einem Manne, der zurückgelaufen kam, gefragt wurden, ob wir denn nicht eine Löwin zu Schuß bekommen hätten, die von einem Treiber angeschossen durch den Dornenbusch auf uns flüchtig geworden sei. Als wir noch zusammenstanden, winkten uns aus dem Busch mehrere Männer; wir liefen zu ihnen und sahen, kaum 50 m von unserem Stand entfernt, in einem großen Dornenbusch, der einen hohen Laubbaum umgab, hin und wieder etwas sich bewegen. Rundum vollführten die Eingeborenen ein gewaltiges Hallo, und Bülow, der mir das Tier lassen wollte, sagte, ich solle schießen.

Ich sah, so sehr ich mich auch duckte und drehte, nur den langen Schweif hin und her schlagen und hin und wieder eine Pranke und die linke Hinterkeule. Ich kroch rechts und links, ohne einen Haltepunkt zu finden, und fragte Bülow, der neben mir kniete, ob er meine, daß es ratsam sei, zu schießen und so das Tier wenigstens aus dem Busch herauszubringen, als plötzlich ein Schuß krachte, Zweige brachen und ich deutlich die grünen Lichter und den vorgestreckten Kopf an der Stelle visierte, wo ich vorher die Pranken des Tieres gesehen hatte. Ein vorwitziger Araber hatte geschossen und die Löwin hatte sich umgedreht. Ich schoß; ein kurzes Gebrüll und in einer mächtigen Flucht brach das Tier nach links aus dem Dickicht heraus. Nach wenigen Schritten durch den Dornbusch sah ich die Löwin auf 15 Schritt links von mir im Wundbett sitzen und sich bei dem Versuch hochzukommen, regelrecht überkugeln. Der Kopf und die linke Schulter blieben fast bewegungslos auf derselben Stelle liegen, während der ganze Körper sich aufbäumte, wieder zusammenfiel und sich rundum drehte. Ich gab ihr einen Fangschuß in den Kopf; der gelbe Körper streckte sich und blieb regungslos liegen. Mit gewaltigem Hallo kamen die Araber heran, und ein frecher Kerl warf dem toten Tier, ehe ich es verhindern konnte, noch einen Speer in den Leib.

Die sehr hellgelbe, unter dem Bauch fast weiße Katze war eine säugende Löwin. Mein erster Schuß hatte die linke Schulter und die Gurgel durchschlagen; daher das große Wundbett. Die Löwin maß mit Schädel und Schweif 2,60 m. Von dem Araber, der zuerst mit Eisenstücken auf sie geschossen hatte, war sie am Schweifansatz etwas angekratzt.

Es war gegen acht Uhr geworden und ich mußte ins Lager zurück, weil ich die Franzosen zu der Verhandlung mit Djagara erwartete. Bülow blieb mit den Leuten zurück, um eventuell noch einen Löwen zu schießen, vor allen Dingen aber das Lager der Löwin auszumachen und die Jungen zu nehmen. Auf einer Bahre wurde die stolze Jagdbeute hinter mir hergetragen und in den Dörfern tanzten Weiber und Kinder jubelnd vor der Löwin her. Merkwürdigerweise verkrochen sich die sonst recht scharfen Hunde, wenn das Tier auf die Erde gelegt wurde und sie die Witterung bekamen, winselnd in die Hütten. Im Lager übergab ich das Tier dem Haussahsoldaten Osman Kato zur weiteren Behandlung der Decke. Die Haussahs sind meist recht gewandt im Abbalgen; sie schneiden an allen vier Läufen oberhalb des Sprunggelenks die Decke ein und blasen mit aller Lungenkraft Luft darunter; diese verteilen sie mit den Händen sehr gewandt über den ganzen Körper, so daß sich die Haut luftballonartig von dem Muskelfleisch abhebt. Mit haarscharfen Messern balgen sie dann sehr schnell und sauber ab. Auf einer Ascheunterlage durch viele kleine, in die Erde getriebene Holzpflöcke gespannt, wird die Decke an der Sonne getrocknet.

Um 10 Uhr kamen zwei französische Offiziere und Djagara wurde zwischen zwei Soldaten vorgeführt. In der Verhandlung gab er zu, mehrere ehemalige Rabehsoldaten, die bei den Franzosen als Irreguläre eingestellt und dann desertiert waren, bei sich aufgenommen zu haben. Den Franzosen schien es mehr um die Waffen, als um die Leute zu tun zu sein, denn sie verzichteten auf die angebotene Auslieferung der Rabisten, und ein weiterer Punkt ihrer Klagen war der, daß der Kalifa ihnen nicht alles, womit sie ihn gegen die Araber ausgerüstet hatten, zurückgegeben hätte. Er seinerseits stellte es dar, als wenn er verschiedenes nur behalten hätte, um ein Pfand dafür in Händen zu haben, daß seine Leute, die noch in französischen Diensten auf Expedition waren, wirklich zurückkämen.


Zahme junge Löwen.

Inbetreff des Sennussibriefes ließ sich der Nachweis

nicht erbringen, daß der Kalifa darum wußte. Der Brief war abgesandt worden, als der von den Franzosen abgesetzte frühere Sultan noch in Gulfei residierte. Dieser, der in Bornu als Privatmann lebte, wurde des europäerfeindlichen Verkehrs mit den Sennussiten überführt erachtet und nun auch von mir noch einmal feierlich für abgesetzt erklärt. Djagara wurde energisch klar gemacht, daß wir mit den Franzosen gute Nachbarschaft halten wollten und daß er sich für alle Übergriffe strenger Strafen durch Bülow, bei dem er sich alle zwei Monate in Dikoa melden sollte, würde zu versehen haben. Im übrigen ritt Djagara mittags stolz als Sultan aus dem Tore von Kusseri heraus, durch das er als Kalifa (Stellvertreter) eingezogen war. Der deutschen Regierung konnte es nur lieb sein, einen so energischen, intelligenten und den Franzosen entschieden abgeneigten Sultan in Gulfei zu haben, auf das die in Fort Lamy befindlichen Militärs damals noch Anspruch machen zu können glaubten.

Bülow, der ohne Beute heimkehrte, traf mich beim Parademarschüben mit unseren Soldaten. Um 4 Uhr erwarteten wir vier französische Offiziere zu Tische. Der Oberst hatte sich entschuldigen lassen. Überall habe ich gefunden, daß die Offiziere fremder Nationen, wenn sie mit uns irgendwo zusammentrafen, vor allem einen preußischen Parademarsch sehen wollten, der doch nun einmal im Ausland die spezifisch deutsche Ausbildung verkörpert, und den uns ja auch in der Tat niemand nachmacht. Ich bin auch stets stolz gewesen, so oft ich ihn Ausländern zeigen durfte, und wenn es auch nur mit schwarzen Soldaten gewesen ist. Es geht doch von ihm stets etwas wie ein Hauch der Erinnerung an altpreußische Fahnen und Siege aus.

Um 4 Uhr kamen zwei Capitaines, ein sehr netter, blonder Lieutenant elsässischer Abkunft in Spahiuniform und der Arzt als Tischgäste zu uns. Es ging primitiv afrikanisch zu, denn jeder hatte seinen Stuhl und sein Handwerkszeug selbst mitbringen müssen. Dafür war aber ein ganzer Ochse geschlachtet, und die Köche hatten es sich nicht nehmen lassen, alle ihre Künste zu zeigen. Wir hatten verschiedenes Gemüse und Salat aus Fort Lamy bekommen, wo die französischen Unteroffiziere mit der den Franzosen eigenen Geschicklichkeit für Gartenbau ein wirkliches Gemüseparadies hatten erstehen lassen. Es ist merkwürdig, auf einer französischen Militärstation bekommt man in Afrika auch unter den ungünstigsten Boden- und Temperaturverhältnissen stets prächtiges Gemüse, auf englischen Stationen auch unter den günstigsten Vorbedingungen niemals, auf deutschen unter normalen Verhältnissen manchmal.

Mit präsentierender Ehrenwache wurden die Franzosen empfangen, es folgte der Parademarsch, der natürlich auf allgemeinen Wunsch mehrmals wiederholt werden mußte, dann ging es zu Tische. Tomatensuppe, frische Fische mit gebackenen süßen Kartoffeln, Rinderbrust mit einer Mostrichsauce und frischem Wirsingkohl, kalter Wildschweinsrücken mit einer Cumberlandsauce, zu der unser letzter Himbeersaft hatte herhalten müssen, Entenbraten mit frischem Salat und zum Schluß ein Kalbsrücken mit verschiedenen Gemüsen, ein Reisauflauf; frisches Brot mit Butter und Quarkkäse, Schnittlauch und Radieschen. Zu dem Festmahl hatten wir jeder zwei Flaschen Heidsieck aus unseren Apothekenbeständen geopfert. Wir waren sehr vergnügt, das Grammophon spielte lustige Weisen und wir saßen bis in die Nacht beieinander. Mit der Beleuchtung war es allerdings mangelhaft, denn Petroleum und Lichte waren uns ausgegangen; aber die Feuer, um die unsere Leute tanzten, warfen ihren Schein zu uns herüber. Am anderen Morgen schickten uns unsere liebenswürdigen Kameraden mit vielen Grüßen mehrere Pakete Lichte aus ihren Beständen.

Schon an anderer Stelle habe ich die bewundernswerte Anspruchslosigkeit der Franzosen aller Dienstgrade hervorgehoben. Ihr Gehalt ist etwas geringer als das unserige, das mit dem englischen ungefähr gleich steht. Dafür wird den Franzosen im Inneren freie Verpflegung gewährt, d. h. sie bekommen ein bestimmtes Quantum weißes Mehl, Fett, Zucker, Tee und Kaffee, eine halbe Flasche Rotwein pro Tag und Lichte geliefert. Ebenso wie bei den Engländern führen nur die Capitaines Einzelzelte. Subalternoffiziere und Unteroffiziere werden zu mehreren untergebracht. Die Bagage ist also eingeschränkter als bei uns, und Vergleiche, die ich in Kamerun oft von Leuten, die nie eine fremde Kolonie gesehen hatten, inbetreff der Lebensbedingungen zuungunsten unserer Verhältnisse habe anstellen hören, sind gänzlich unzutreffend.

Viel besser gestellt dagegen als unsere farbigen Söldner aus aller Herren Länder sind die französischen tirailleurs sénégalais. Sie sind aber auch mit Bewußtsein Franzosen und stehen ja auch als Fullahs auf einer viel höheren Lebensstufe als unsere Bantusoldaten. Durchaus berechtigt finde ich es, daß der alte Senegalsoldat, wenn er Invalide oder blessiert wird, seine Pension erhält, wie der französische europäische Soldat.

Wir rüsteten zum Abmarsch nach Gulfei, als uns gegen Abend unsere Jagdfreunde aus den Dörfern am anderen Ufer drei junge Löwen brachten, die sie doch noch gefunden hatten. Wir waren stromab gegangen, um ein großes Krokodil zu bergen, das Bülow

auf einer Sandbank geschossen hatte, als uns im Dämmerlicht die Leute auf einen männlichen Löwen aufmerksam machten, der jenseits vorsichtig das hohe Lehmufer zum Flusse herunterrutschte. Zum Schießen war es zu weit, so setzten wir uns ruhig ans Ufer und versuchten durch die schnell heraufkommende Dunkelheit das Tier zu beobachten, das uns augenscheinlich nicht bemerkte. Der Löwe ging wahrscheinlich der Witterung des gestern geschossenen weiblichen Tieres und der Jungen nach, denn er lief unruhig am Wasser auf und ab, bis er schließlich hineinging, und mit der Strömung auf das linke Ufer zuschwamm. Wir versuchten zu der Stelle



Schari-Landschaft.

zu laufen, wo er landen mußte, wurden aber von Schlamm und Löchern aufgehalten, so daß wir, da es mittlerweile ganz dunkel geworden war, nicht mehr zum Schuß kamen. Nachts hörten wir ihn mit mehreren anderen in der Nähe der Mauer brüllen.

Überall auf dem Wege nach Mara am Schari, das auf dem halben Wege nach Gulfei auf steilem Lehmufer wohl 50 m über dem Wasserspiegel liegt, begegneten wir zwischen den Wildpfaden in den Dornbüschen Löwenfährten. Die Tiere hatten sich, wie die Araber uns erzählten, zu Jagdgesellschaften zusammengetan und trieben sich regelrecht das Wild zu. Wir haben bei Einbruch der Nacht hier manchmal acht verschiedene Löwen brüllen hören. Der Löwe ist ein ausgesprochenes Gesellschaftstier, der, solange ich denken kann, überall, wo er in der Kolonie gespürt ist, paarig oder zu mehreren

auftrat. Am weitesten südlich in Kamerun sind Löwen mehrfach in Joko geschossen, bis wohin sie wohl ursprünglich ebenso wie die Aasgeier den großen Viehherden der Fullahs gefolgt sind. In Adamaua habe ich selbst nirgends Löwen gespürt; sie sind dort auch selten; aber Leutnant v. Raben z. B. hatte unweit Kontscha seltenes Weidmannsheil auf Löwen. Er dachte gar nicht an den König der Tiere, hatte im hohen Grase auf eine Antilope geschossen und ging dem Anschuß nach. Auf dem zusammengebrochenen Stück Wild sah er plötzlich auf kaum 20 Schritt Entfernung einen Löwen sitzen und schoß ihm aufs Blatt, so daß er im Feuer lag. Als er mit seinen Leuten die seltene Jagdbeute betrachtete, hörten sie im Grase ein Knurren, und siehe da, nicht weit von ihnen stand eine Löwin. Raben ging ruhig aufs Knie nieder und legte auch sie im Feuer um. Das klingt wie Jägerlatein, ist aber verbürgte Wahrheit.

Mara ist kleiner wie Kusseri, aber ganz ähnlich gebaut. Infolge seiner überhöhenden Lage gewährt es einen wundervollen Ausblick auf die Schariebene, den französischen Posten am anderen Ufer und weites, grünes Wiesenland dahinter. Nirgends haben wir so viel Fische und so verschiedene Arten wie dort von den Eingeborenen angeboten bekommen. Besonders stimmungsvoll war es, als gegen Abend auf dem spiegelglatten Strom, auf dem majestätisch wie die Schwäne zu Hause Pelikane einherschwammen, mehrere große Barken zu einem Fischzuge ausfuhren. Sie stellten ihre Netze über die ganze Breite des Flusses aus und fuhren dann langsam gegen die Strömung an, während eine Schar von Kanus unter lautem Trommelschlag stromab ihnen die Fische zutrieben. Der Fang fiel derartig ergiebig aus, daß mehrere Kanus buchstäblich bis an den Rand mit Fischen gefüllt wurden, unter denen mannsgroße Exemplare waren.

Außer diesen großen nächtlichen Fischzügen, zu denen sich die Fischer der ganzen Stadt zusammentun, wurde Tags über mit Senknetzen ganz in der Art gefischt, wie man es auch im Hamburger Hafen oder auf der Kieler Förde beobachten kann. Nur hatten die Eingeborenen keine Handnetze, wie sie dort meistens gebraucht werden, sondern versenkten mittels einer sinnreichen Kurbelvorrichtung vom breiten Heck des Bootes aus die Netze mit Hilfe langer achterlicher Ausleger in die Tiefe, um sie dann mit der Holzkurbel im Schiff wieder aufzuholen. Ich sah auch einzelne Leute, die sich Kalebassen nach Art der Schweinsblasen umgebunden hatten und auf ihnen in den Fluß hinausschwammen, um Netze zu stellen. Wunderbarer-



Trockenes Flußbett zwischen Mara und Gulfei, das als Straße dient.



weise versicherten uns die Leute, daß nur in ganz vereinzelte Fällen Fischer von Krokodilen angegriffen würden. Mehrfach sahe wir diese Unholde wie alte Baumstämme im Wasser treiben un konnten uns nicht versagen, auf die häßlichen Echsen zu schießer trotzdem die Aussicht, ihrer habhaft zu werden, nur sehr gering wa Ich betrachte diese Hyänen der afrikanischen Gewässer nun einmal al meine persönlichen Feinde, seitdem ich mit ihnen im Mai 1895 u mein Leben gekämpft habe.

Der französische Posten auf dem rechten Ufer sah recht sauber au Der hohe Kommandant gab auf dem Rückmarsch folgende Visitenkarte b mir ab, die der Sprachkenntnis dieses farbigen Franzosen alle Ehre mach

Captain Dominic Detachement the germany the Mara le hand of the river Charie.

Mara right hand of the river 12. july 1902.

Good morning or good day Mr. Captain!

I present you my respect I wish you a good day. Ho is your healthy of this hot and thirsty country? the first tim

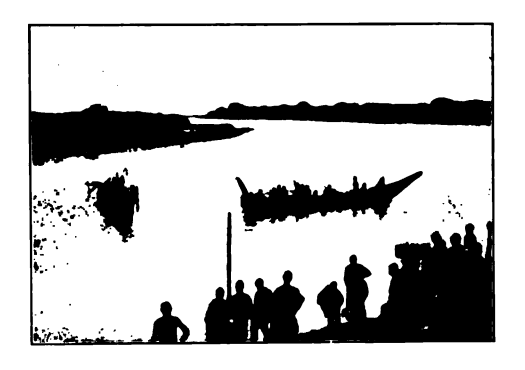
I was would to sent you my Salutation but before I got time I heard say that thou went Goulfei. So there fare, thou dont received my Salut.

I am stop with poli and humble

John Domingo
Brigadie artillery and Chief the poste Mara.

Der Weg von Mara nach Gulfei führt anfangs durch dornige Ebene und dann in der Nähe des Flußtales entlang, wo in der Regenzeit wohl schon Überschwemmungsgebiet ist. Der Boden wird hier tiefschwarz und dichte Hochwaldstrecken wechseln mit schlanken erlenartigen Bäumen, die wie eine grüne Galerie den Weg, wo er in Senken entlang führt, begleiten. Wir sahen den stolzen Wasserbock im Röhricht stehen, wie Tauperlen glänzten die Wassertropfen auf seiner braunen, langhaarigen, fetthaltigen Decke. Schlanke Gazellen huschten über den Weg und die Sumpfantilope suchte mit ihren langen renntierartigen Schalen über den schwarzen Boden das Weite. Büffel spürten wir, Hartebeest- und Säbelantilopenfährten kreuzten den Weg und deutlich erkannte man, wie ein Löwe auf dem Wechsel kleinerer Antilopen auf Beute ausgegangen war. Fischadler mit weißer Brust saßen auf dürren Ästen in den Kronen der höchsten Bäume, Reiher, Enten und Pelikane strichen ab, wo wir uns dem Fluß näherten. Das Herz hob sich in der Aussicht auf fröhliche Jagdtage in diesen gesegneten Gründen.

Gulfei liegt etwas erhöht abseits des Schari in der hier baumlosen Ebene. In der Regenzeit muß die gewaltige Mauer eine Insel umschließen. Vor dem Haupttore in der Ebene waren Djagaras Soldaten in zwei geöffneten Gliedern in Parade aufgestellt, ungefähr 50 Reiter und 200 Mann Fußvolk, alle einheitlich nach Rabehart uniformirt. Djagara selbst sprengte uns entgegen, Freudensalven krachten und unter den Klängen von Pauken



Charakteristische Scharibote.

und Trompeten ritten wir in aller Form die Front ab. Das Musikkorps des Sultans blies uns voran durch die engen Straßen bis zum Versammlungsplatz inmitten der Stadt, wo wir neben der festen Moschee Lager aufschlugen.

Gulfei mit den Straßen und Gassen, die an Alt-Kairo erinnern mit ihren vielen Zinnen und Türmen auf den hohen zweistöckigen, massiven Häusern, macht einen soliden, alten Eindruck. Der Sultanspalast mit seinen vielen Baulichkeiten und flachen Dächern weist eine große Flucht von Zimmern auf, die gut gehalten und deren Wände mit bunten Farben reich verziert waren. Bei einzelnen Quartieren führten breite Rampen in das erste Stockwerk hinauf, wo teilweise die Pferdeställe lagen. Eine bunte Menge wogte in den Straßen. Es wurde viel arabisch gesprochen und neben den hochgewachsenen Eingeborenen in der Rabehtracht oder mit schwarzen Toben sah man Tripolitaner, Bagirmis und Kanuris. Aber auch Haussahs und Senegalleute aus dem Westen waren vertreten, die auf der Mekka-Pilgerreise hier durchpassierten. Andere kamen als Hadschis vom Grabe des Propheten zurück und waren von Dongolanern, Fur-Leuten und Rungas aus dem fernen Osten begleitet.

Gulfei ist eine der Scharifähren für die Mekkapilger und das Tor für eine Hauptstraße in das Ghazal, wohin viele Karawanen nach dem Saharamarsch ihre Kamele bringen, denen die kräftige salzhaltige Weide dort besonders zusagen soll. Der Tschadsee selbst enthält Süßwasser, während das Wasser rundum, das man aus der Erde nimmt, häufig brakig schmeckt. Südlich des Sees sollen die Kamele in der Regenzeit stark leiden; man findet sie deshalb nur selten und in Deutsch-Bornu haben die Araber die Zucht dieses nützlichen Tieres überhaupt aufgegeben. Der Markt, der vor der Stadt in der Schariebene lag, war gut besucht; die Frauen von Gulfei, hager und tiefschwarz wie die Männer, tragen das Haar nach Art der Maruanerinnen zu Zöpfen geflochten.



Straße in Gulfei.



In Gulfei.

Am Nachmittag nach dem Einrücken hielt ich unter den prachtvollen großen Schattenbäumen auf unserem Lagerplatz eine Versammlung mit den Großen des Landes ab, zu der sich auch die Schechs der Gulfei unterstehenden Araber eingefunden hatten. Feierlich wurde Djagara nochmals bestätigt, sein Volk wurde zum Gehorsam gegen ihn und er zu steter Botmäßigkeit gegen die deutsche Regierung ermahnt. Der Kommandant des französischen Postens, auf dem anderen Ufer ein sergent-fourrier mit schwarzem Bart, weiten Hosen, hohen arabischen Reitstiefeln und einer Brille, erschien am folgenden Tage, um uns begrüßen. Er war ein gebildeter, unterrichteter Mann, der mit der Mission Saharienne unter Foureau aus Algier gekommen und seitdem im Lande war; er sprach fließend arabisch und die Spahitracht stand ihm gut. Er erzählte viel Interessantes von dem Wüstenmarsch mit der großen Truppe und von den Kämpfen mit den Tuaregs.

Bülow und ich trugen uns damals auch mit dem Gedanken, einen Teil unseres Urlaubs zu benutzen, um über Murzuk, dem äußersten Vorposten der Türken in der Sahara nach Tripolis zu reisen. Wir setzten uns hier in Gulfei mit Hilfe des liebenswürdigen sergent-fourrier mit mehreren Tripolisarabern in Verbindung, die meinten, daß wir in ruhigen Zeiten mit fünf Kamelen in 30 Tagen in Murzuk sein könnten. Damals fochten die Franzosen überall im Ghazal und in der Sahara, die Tuaregs waren in Bewegung und an eine Reise für Europäer ohne starke Eskorte war nicht zu denken. Später hat denn auch die damalige Dienstperiode für uns beide einen

solchen Abschluß gefunden, daß wir an die Verwirklichung unserer Pläne nicht denken konnten.

Die Nachmittage benutzten wir fleißig zur Pirsche und mein Schußbuch weist aus den drei Tagen in Gulfei einen Wasserbock, drei Pallah-, drei Kuh-, zwei Schirrantilopen und drei Schweine auf. Bülows Strecke war noch größer, weil er besser schoß wie ich und sich auch mehr Zeit nehmen konnte. Ich mußte zwei Tage bis gegen Abend mit Schechs der Salamat- und Benisettaraber verhandeln.

Die Freude an dem schönen Aufenthalt in der wildreichen Gegend und in der schönen Natur — wir hatten starke Tornados und die Steppe begann zu grünen — wurde jäh unterbrochen durch Nachrichten, die über Dikoa aus Marua kamen. Die Expedition des Kommandeurs hatte auf dem Rückmarsch in der Nähe von Savoia nördlich Marua den Emir Zuberu und den Lamido Amadu vergeblich aufzuheben versucht. Nach dem Weitermarsch der Expedition hatte Zuberu infolgedessen wieder bedeutend an Zulauf gewonnen.



Wasserbock und Schirrbock.

Abdurhaman Tschudi schrieb, daß in Marua die Zuberupartei sichtlich erstarke, und meinte, daß auch Dalil Fure aus Gabba und Bokari von Bogo nicht mehr zuverlässig seien.

Es war eine kühle Nacht vom 11. zum 12. Juli, in der wir in Gulfei zusammensaßen und berieten, was wir tun sollten. Wir waren beide der Ansicht, daß, solange Zuberu am Leben sei, wie die Vorgänge wieder zeigten, keine Aussicht für uns wäre, in Adamaua friedliche Verhältnisse zu schaffen. Es galt also für uns: Den Emir unter allen Umständen unschädlich zu machen. Bülow wollte mit mir diese unsere Hauptaufgabe erfüllen und dann erst nach Dikoa zurückkehren. In der Nacht noch mußte der Malam Briefe an die genannten Fullah-Lamidos schreiben, mit der Ermahnung, treu zu bleiben und uns zu erwarten, und am 12. Juli morgens rückten wir auf demselben Wege, den wir gekommen waren, nach Kusseri ab.



Sultan von Karnak. Logone.

Hier setzten wir über den Logone und marschierten in der reich angebauten und von Arabern, Kanuris und Kotokoleuten besiedelten Landschaft zwischen den beiden Flüssen stromauf. Das Land ist hier ungemein fruchtbar, vielfach von kanalartigen, stehenden Wassern (ngaljams genannt) durchzogen. Dum- und Fächerpalmen traten in großen Gruppen auf. Enten, Pelikane und Kraniche bedeckten stellenweise in Schwärmen Land und Wasser, und überall spürte sich die unverkennbare Fährte der Flußpferde, die nachts zur Äsung an Land stiegen.

In der Höhe von Karnak, der Hauptstadt des Logone-Landes, setzten wir wieder auf das linke Flußufer über. Der Sultan empfing uns mit großem Gefolge, in dem namentlich einige riesenhafte Bagirmis auffielen, am Fluß und geleitete uns in drei Stunden durch die Steppe in die Stadt. Karnak ist gleichfalls von einer hohen Mauer umgeben und bedeutend größer als Kusseri. Der Logonehauptstadt fehlt aber das rege Leben, das der großen Fischerstadt eigen

ist, und ein großer Teil der massiven, meist gut gebauten Häuser der Stadt lag in Trümmern. Auch hier wieder die Spuren der Rabisten!

In der Tracht der Logoneleute bildete Grün die Hauptfarbe. An Stelle des Turbans, Tarbuschs oder der Fullahmütze, wie sie in Bornu, bei den Makaris und in Adamaua getragen werden, ziehen die Logoneleute eine Zeugkappe mit zwei Lappen, die wie Ohrenklappen aussehen, über den Kopf. Der arabische Einfluß hat sich längst nicht so geltend gemacht als anderswo, und die Logonetänze erinnerten vielfach schon an heidnische Art, sich zu belustigen. Bei einer großen Festvorstellung, die der Sultan uns vorführte, hatte er selbst auf einer feingeflochtenen Matte Platz genommen, während sein gesamter Hofstaat nach der Rangordnung und dann seine Soldaten mit großen Fächern versehen, Mann hinter Mann unter Gesang nach den Klängen von Flöten um ihn herumzogen. Hierbei wiegten sie den Oberkörper in den Hüften nach rechts und links und führten mit den Fächern ruderförmige Bewegungen aus, die immer schneller wurden, bis der Kreis geschlossen war und die Leute mit der Front zum Sultan tanzten. Berühmt ist Karnak wegen seiner feinen Flechtarbeiten aus Stroh und seiner Industrie in holzgeschnitzten Schalen und Tellern.

Auch hier hatte der Sultan seine Unterhäuptlinge zusammengerufen, um sie uns vorzustellen. Es waren zum großen Teil die Chefs der festen Städte, die wir in den nächsten drei Tagen passieren sollten, bis wir in die Landschaft Wolodja kamen, was zu deutsch heißt: „Hier ist das Land zu Ende."

Die weite Ebene, die wir hinter Karnak durchzogen, zeigte sehr verschiedene Vegetation, stundenlang dehnten sich Sümpfe und Luche aus, mannshohes Schilfgras wogte und Fächer-, Dum- und Delebpalmen bildeten fast undurchdringliche Haine. Stundenlang zogen wir dann wieder durch Elefantengras, wie im Wute-Lande, aber ohne Baum und Strauch, und schließlich fanden wir kilometerweit die Steppe mit Dornbusch bewachsen; wo Wasser mangelte, trat häufig reiner Sandboden zutage. Wo der Steppe aber eine Wasserader Leben gibt, da dehnen sich grüne Wiesenflächen aus, so weit das Auge reicht die zum frischen Galopp einladen. Nur wo der Boden fruchtbar ist, haben sich die Kotokos in festen Städten mit hohen Mauern zusammengefunden, um die herum sie ihre Felder bebauen. Es sind arme Leute, und ihre Mauern sollen ihnen Schutz gegen die Überfälle von Menschen und wilden Tieren gewähren.

Die Rabisten, die Funangefullahs und die Mandaraleute haben ihre Beutezüge mit Vorliebe in diese weiten Ebenen gerichtet, die gleichsam ein Pufferland zwischen den drei mächtigen mohammedanischen Staatengemeinden abgaben. Zahlten nun die Kotokos an den Rabeh nach Dikoa Tribut, so kam Dalil Fure aus Gabba und holte sich den seinen, und zahlten sie schließlich an beide, so konnten beide sie nicht gegen Mandara schützen. Großvieh besitzen die armen Leute hinter den großen Mauern wenig, und auch an Kleinvieh sind sie arm.

Wer kann aber seiner Jagdlust widerstehen, wenn auf dem grünen Wiesenteppich, der sich in unabsehbare Fernen erstreckt, ein Rudel Säbelantilopen auftaucht? Den Karabiner fest auf den rechten Schenkel gestützt, geht es im Galopp darauf los. Auf 200 m vielleicht lassen die Tiere uns heran, dann herunter vom Pferde und die klopfenden Pulse wollen bezwungen sein, damit der Schuß richtig abgegeben wird. Mit dem scharfen Knall zeichnet das getroffene Tier, geht aber meist auf und davon. Herauf auf den unruhigen Gaul, das kranke Tier scharf im Auge behalten und hinterher über Stock und Stein und dann wieder ein Schuß, bis es schließlich liegt und den Fang bekommt. Es ist ein stolzes Gefühl, das den Reiter umgibt, wenn er in der weiten stillen Natur neben dem mit so vieler Mühe erlegten Wilde steht. Oft hat man drei- oder viermal auf- und absitzen müssen, auch wohl einmal in der Aufregung vorbeigeschossen oder mit dem Pferde eine Lerche geschlagen, um dann doch schließlich die Beute heimzutragen.

Mein „Lamido" hatte soviel Passion, daß er unruhig wurde, wenn er Wild sah und schließlich kaum noch zu halten war. Einmal bin ich mitten in einem Sprung Hartebeester wohl drei Minuten lang geritten, weil ich den eifrigen Hengst nicht bändigen konnte. Er brauste mit angelegten Ohren so nahe neben dem Leittier her, daß er mit den Hufen nach ihm schlug; ich hätte die Antilope mit der Browningpistole strecken können. Lag das Wild dann verendet, so ging der Hengst prustend heran, nahm die Witterung in die Nüstern und blies mit erhobenem Kopf und geöffneten Lippen befriedigt in die Luft.

Auf einer solchen Jagd hatte ich mich am 19. Juli bei Hoia derart verirrt, daß ich mich nach stundenlangem Herumsuchen in der Ebene genötigt sah, nach den Wasabergen zurückzureiten, die wir morgens passiert hatten, um dort den Weg, der an ihrem Fuß vorbeiführte, aufzunehmen. Ich fand ihn bei Einbruch der Dunkelheit, sattelte ab und übernachtete hier, weil ich richtig annahm, daß man hier an diesem Wahrzeichen in der Steppe nach mir suchen würde. Ein Harte-



Kuhantilopen.

beestbock, den ich viermal angaloppiert und beschossen hatte, und der erst bei dem letzten Kopfschuß lag, hatte mich zu diesem Streich verleitet. Übrigens hatten die drei ersten Schüsse sämtlich gesessen, aber die Zähigkeit dieser Tiere ist wirklich erstaunlich, sie macht ihrem Namen alle Ehre. Auf drei Läufen macht ein Hartebeestbock noch Fluchten wie ein Edelhirsch, und hinter einem weidwunden Tier, das sich beim Laufen in dem eigenen Gescheide fing, bin ich nach der Uhr noch 6 Minuten galoppiert.

Jenseits Wolodja kamen wir in Siedlungen der Araber vom Stamme der Benni Hassen, die, in der Dornsteppe gelegen, zu Mandara gehörten. Sechs Stunden ritten wir durch diese Ebene, bis wir einen Wasserlauf erreichten, an dessen jenseitigem Ufer die ersten Mandaradörfer lagen. In der Ebene, die sich nördlich der Berge bis zu den Issgeheiden im Westen erstreckt, wo wir sie bei Madagali passiert hatten, spürten wir Giraffen und Elefanten. Die Araber wollten uns auf Giraffen sicher zum Schuß bringen, wenn wir noch einen Tag blieben. Dem Emir Zuberu habe ich es zu verdanken, daß ich bisher keins der Tigerpferde in meinem Schußbuch habe, und ich werde ihm das nie vergeben.

Bei Regen und wunderbarer kühler würziger Luft ritten wir in die Mandaraberge ein. Grüne Triften, auf denen Rindvieh weidete, weite Koppeln, in denen Stuten mit ihren Fohlen spielten, wechselten mit Waldstrecken, Baumwollfeldern und kleinen Dörfern. Wir stiegen höher und höher. Die Landschaft erinnerte an Thüringen und den Harz. Um einen Berghang herum führte der Weg auf das Trümmerfeld der Stadt Doloo, die sanft eingebettet zwischen den beiden höchsten Bergen des Mandara-Gebirgsstockes



Giraffe.
Geschossen in Deutsch-Bornu.

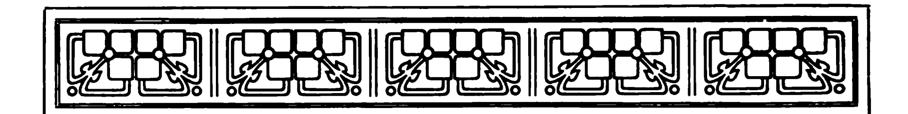
gelegen hat. Der Rabeh hatte sie vollkommen zerstört. Zwei Stunden lang zogen wir durch Baumwollenfelder nach Mora, der jetzigen Hauptstadt des Landes, die im Halbkreis um einen Berg nach Kanuriart gebaut ist. Mit dem Bornureiche hat Mandara stets in engstem Zusammenhange gestanden, und die Herrscherfamilien beider Länder sind durch Heirat vielfach verschwägert.

Der Sultan Omar, der gelähmt ist und uns deshalb nicht hatte entgegenkommen können, empfing uns vor seiner ziemlich schmucklosen Behausung mit großer Freundlichkeit. Sein Gesicht war von einem schwarzen Vollbart umrahmt und zeigte einen unverkennbaren Kanurityp; er machte einen ruhigen und verständigen Eindruck. Das kleine Volk hatte es, durch seine Berge geschützt, verstanden, sich seine Unabhängigkeit zu bewahren, war aber in den letzten Jahren vom Rabeh, Haiatu und Fadel Allah fortwährend beunruhigt worden, infolgedessen auch sehr verarmt. Der Sultan trug schmucklose Gewänder. Die Bevölkerung ist ungemein betriebsam. So gut stehende Baumwolle, wie in den Mandarabergen, aber auch so wohlgehegte Felder habe ich weder in Adamaua noch in Bornu gesehen. Auch die Eisenarbeiten der Mandaraleute sind geschätzt.



Araberfrauen in Bornu.

Es war kühl hier oben in den Bergen, wo wir unter Schattenbäumen unsere Zelte aufgeschlagen hatten. Wir genossen mit Bewußtsein die letzten Friedenstage in dem schönen Bergstädtchen vor einer damals von uns nicht abzusehenden Zeit: ehe wir Adamaua nicht von Zubern befreit hatten, wollten wir nicht mehr ruhen. Hier in Mora traf uns Mahama, der aus Garua kam und meldete, daß Zuberu kaum acht Reitstunden von uns entfernt an der Grenze Mandaras und Adamauas in den Bergen sitzen solle. Und der Sultan Omar meinte, daß, was Zubern anginge, zweifellos alle Fullahs ein Doppelspiel spielten. Ich dürfe nie vergessen, daß wir Europäer und Christen, er aber ein Fullah und der rechtmäßige Emir von Adamaua sei. Er war es die längste Zeit gewesen!



Sechstes Kapitel.

Deutsch-Adamaua.

Unter Blitzen und krachenden Donnerschlägen ritten wir aus den Mandarabergen hinaus in die wellige Ebene hinab. 25 Reiter waren bei uns, 10 Mann zu Fuß folgten. Das gesamte Gepäck mit Ausnahme einiger unentbehrlicher Lasten hatte ich auf Garua geleitet. Bülows Sachen blieben für seinen Rückmarsch in Mora stehen. In Dugbar, der ersten Fullahsiedlung, die wir erreichten, machten wir Halt und sattelten ab. Von Mandara aus hatte ich reitende Boten nach allen Seiten geschickt, welche die Fullah-Funange-Lamidos zu uns entbieten sollten.

Durch einen Zufall erhielten wir gegen Abend durch einen Fullah sprechenden Heiden, der mit seinen Landsleuten von den Bergen herunterkam, um Essen bei uns im Lager zu verkaufen, die Nachricht, daß er vor zwei Tagen den Emir mit seinen Dakaris in einer Fullahsiedlung am Fuße eines Berges, nach dem er mit der Hand zeigte und den er Pataka nannte, habe lagern sehen. Zuberu und Amadu hätten gegen 100 Pferde bei sich und bekämen Vieh und Korn als Verpflegung von den Fullahs der Nachbarschaft zugeschickt. Zuberus Leute seien überall zu finden, in Garua, in Marua, in Jola, ja er meinte, es wären wahrscheinlich gestern auch Späher mit uns zusammen in Mandara gewesen.

Das alles hatten wir uns nun zwar nach der Lage der Dinge denken können, aber die Nachricht des Heiden, daß er persönlich Zuberu noch vor zwei Tagen so nahe bei uns gesehen habe, kam uns unerwartet. Der Mann schien die Wahrheit zu sagen, denn er erklärte sich bereit, uns zu führen.

Im Dunkeln brachen wir auf, kein Fullah wußte wohin. Die Pferde führten wir an den Zügeln, denn es ging wieder auf schmalen Pfaden nach Osten in die Berge hinein. Mehrmals passierten wir Heidensiedlungen, wo die Hunde anschlugen und die schwarzen Leute, die zum Vorschein kamen, mit großen Sprüngen in die schützenden Steinberge eilten, wenn sie den gespenstischen Zug lautlos dahinziehen sahen.

Gegen 4 Uhr waren wir an einem Tal, das sich anscheinend weit ausdehnte. Von dem Patakaberge, der auf der anderen Seite liegen sollte, war nichts zu sehen. Nach Aussage des Führers lag unser Ziel vor uns. In den nahen Gehöften hatte er Zuberus Leute gesehen. Es war totenstill, der Weg verbreiterte sich. Neben uns lagen Kornfelder und in der Ferne hörten wir Rinder brüllen. Ein Fullah-Hof mußte ganz nahe sein. Im Flüsterton beriet ich mich mit Bülow. Im Dunkeln war nicht recht etwas zu machen, denn voraussichtlich mußte es bei dem ersten Zusammenstoß zum Schießen kommen, dann war alles alarmiert und der Emir ging unter dem Schutz der Nacht natürlich auf und davon. Es mußte erst Tag werden. Wir blieben liegen.

Als der Morgen graute, waren wir kaum 200 m von einem Fullahgehöft entfernt. Überall in der Ebene lagen Dörfer. Geröll und große Felsstücke bedeckten den Patakaberg, der gegenüber in stattlicher Höhe aufragte. Der Berg war kahl; jeden Reiter mußte man auf seinem Hange sehen. Nach unserer Seite zu stieg das unbedeckte Gelände flach an, es war also nicht anzunehmen, daß Zuberu, falls er überhaupt da war, auf dieser Seite flüchten würde. Wahrscheinlich versuchte er, auf unserer Straße nach Marua hin auszubrechen, oder aber er ging nach Osten in die Berge, wo Wald und viele Schluchten das Land unübersichtlich machten.

Bülow wollte deshalb im großen Bogen nach links die Siedlungen umgehen und sich vorwärts auf der Straße vorlegen. Wir verabredeten, daß ich warten solle, bis er eingreifen würde. Vorsichtig ließ er nach rückwärts führen, dann sah ich ihn nicht mehr, er schlug sich nach links in die Berge hinein.

Leider kam unser Plan nicht zur Ausführung, denn aus dem Gehöft vor uns wurden wir bemerkt. Wir hatten vor einem Außenposten Zuberus gelegen. Plötzlich krachte ein Schuß, und in demselben Augenblick sprengten auch schon berittene Fullahs aus den Höfen, ein Zeichen, daß sie gesattelte Pferde in Bereitschaft und mit einem

Überfall gerechnet hatten. Im Marsch, Marsch ging ich mit meinen Leuten auf der Straße vor. An dem Wachtgehöft kam es zum Handgemenge; ich hörte, daß Zuberu wirklich noch im Dorfe sei. „Vorwärts!" rief ich meinen Leuten nach, die bereits mit dem Geschrei „Zuberu, Zuberu" fortstürzten. Schon war mein Pferdejunge heran, und in gestrecktem Galopp ritt ich nach vorn. Der Weg, den ich in der Eile wählte, führte durch einen Mattenzaun, den mehrere Frauen und Kinder schreiend durchbrachen; Hühner flogen kreischend auf und ein paar angebundene Kälber zerrten erschreckt an ihren Stricken. Von Männern nichts zu sehen. Ich konnte nicht weiter, also: „kehrt", aus dem Gehöft heraus und auf ein anderes los. Überall knallten Schüsse, Fullahs liefen zu Fuß querfeldein und Reiter suchten nach vorn das Weite. Ich ritt auf eine kleine Anhöhe hinauf, um einen Überblick über das regellose Durcheinander zu gewinnen. Man war, wie immer bei solchen Gelegenheiten, in Gefahr, von den eigenen Leuten angeschossen zu werden, überall surrten verirrte Kugeln.

Jetzt kam Bülow mit den berittenen Soldaten. Er hatte das Schießen gehört und war umgekehrt. Für ihn hieß es: „hinterher". Wir waren Zuberu wirklich auf den Fersen, denn einige Sklavinnen von ihm wurden uns entgegengebracht, sie waren in einem Gehöft, ungefähr in der Mitte der Ebene, von den Soldaten aufgefunden worden. In dem Gehöft, das der Emir bewohnt hatte, brannten noch kleine Feuer, Betten standen herum, Decken, Koffer, Gewänder, Speere, eine silberne Kanne und umgestürzte Milchkalebassen lagen wirr durcheinander. Im Hof fanden wir vor dem Grashaufen die durchschnittenen Stricke, mit denen die Pferde angekoppelt gewesen waren. Mehrere Sättel und Haumesser waren zurückgelassen, ein Zeichen, wie überraschend wir gekommen waren. Fullahweiber und Kinder knieten an der Erde, hoben die Hände auf und baten unter heißen Tränen mit ihren feinen Stimmen „Natubi, baba (Erbarmen, Herr)". Sie waren unschuldig, die Armen; sie klagten, daß Zuberu sie zu armen Leuten gemacht habe. Sie jammerten um ihre Männer und Brüder, die nun unschuldig leiden müßten.

Von einem Gefangenen erfuhren wir, daß Zuberu heut morgen eigentlich nach der Madagaliseite habe aufbrechen wollen, weil ihm unser Aufenthalt in Mandara unheimlich gewesen war. Jetzt, meinte er, wäre der Emir wohl nach Marua geflohen, wo er viele Anhänger hatte.

Schon saß Bülow mit seinen Leuten im Sattel. Wir mußten das mühsam eroberte Marua unter allen Umständen vor Zuberu schützen; ich rief ihm zu: „Treffpunkt Joldeo (das war das nächst gelegene Dorf, das zu Marua gehörte), Weidmannsheil!“ — „Galopp marsch!“ kommandierte Bülow und von dannen brauste die kleine Schar. Immer mehr Gefangene und zwei verwundete Soldaten wurden zu mir gebracht. Die Gefangenen waren sämtlich Dorfbewohner, bis auf drei Jungen und einige Weiber, die Zuberus Leuten angehörten. Ich ließ die große Trommel schlagen, ausrufen, daß die Patakaleute sich ohne Furcht bei mir sammeln sollten, und gab die Dorfgefangenen frei. Zuberu und Amadu hatten sich seit Monaten hier aufgehalten.

Immer wieder versicherten mir die Dorfleute, sie seien von Zuberus Leuten schwer bedrückt worden und vollkommen arm gegessen. Briefe und Leute seien häufig von allen Funange-Lamidos gekommen, nur Abdurhaman Tschudi sei ebenso, wie alle Europäer von Zuberu feierlich zum Tode verurteilt worden. Zuberu hatte allen Koranlehrern befohlen, unausgesetzt den heiligen Krieg zu verkünden und Märtyrer zu werben, die ihr Leben einsetzen sollten, um das Land von den Kafri (Ungläubigen) zu befreien. Nach Marua waren Leute abgegangen, versicherten die Dorfbewohner, die geschworen hatten, Bülow und mich niederzustechen. In den Taschen der zurückgelassenen Kleider fanden sich Briefe. Ich stellte mit dem Malam zusammen fest, daß die meisten von dem Modibo (Oberpriester) in Marua, zwei aber auch von Bokari aus Madagali stammten.



Fullahsiedlung in Adamaua.

Nachmittags marschierte ich nach Joldeo, wo ich aber Bülow nicht antraf; er war noch in Marua. Die Bevölkerung war unruhig. Die besseren Leute, die Pferde besaßen, hatten sich fortgemacht. Als Bülow auch morgens nicht kam, begann ich mir Sorge zu machen. Vielleicht hatten die Fullahs ihn doch mit seinen 25 Reitern in Marua angegriffen.

Ich brach auf, traf aber in der Vorstadt Gaia zwei Reiter mit der Meldung von Bülow, daß er selbst mit Abdurhaman Tschudi folge und in Marua 70 Fullahs festgenommen habe. Zubern sei in die Berge geflohen.

Mit Rücksicht auf die todmüden Leute blieb ich in Gaia halten. Gegen 5 Uhr kam in strömendem Regen Bülow und Tschudi. Gefangene Fullahs, denen die Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren, gingen zwischen den Reitern, von denen zwei verwundet, den Kopf verbunden hatten. Alheri, der infolge eines Sturzes den rechten Unterschenkel gebrochen hatte, wurde getragen.

Mir ist dies Bild unvergeßlich. Bülow ohne Rock, mit bloßen Armen, wie er in der Eile fortgeritten war, den Hut ins Gesicht gezogen, von dem die Krempe bis auf die Schultern herunterhing. Die Reiter waren abgerissen, rot über und über von der Farbe ihrer Feze, die mit dem Regenwasser an ihnen heruntergelaufen war. Die Pferde klemmten abgetrieben die Schweife ein und die gefangenen Fullahs machten finstere verbissene Gesichter. Die meisten trugen die Köpfe gesenkt, um die hageren Gestalten schlotterten die triefenden Gewänder, sie zitterten vor Kälte. Dazu zuckten die Blitze und krachte der Donner. Ein gelber Wasserstrom schoß die Straße herab.

In der Messaladia (Gebetshalle) wurde ein Feuer angezündet, an das Bülow und ich uns mit Tschudi zusammensetzten, während die gefangenen Fullahs an den Wänden des großen Raumes unter Aufsicht der Wache niederhocken mußten. Bülow wollte von Müdigkeit nichts wissen, Eile tat ja auch not und wir beschlossen, unverzüglich mit den Übeltätern ins Gericht zu gehen.

Bülow erzählte, wie Abdurhaman Tschudi zuerst einen gewaltigen Schreck bekommen hätte, als die Reiter vor seinen Hof gesprengt kamen, weil er glaubte, es käme Amadu oder Zubern. Dann aber war er hocherfreut über die Hilfe gewesen, die noch zu rechter Stunde eintraf. Gegen die Hetzpriester hatte Tschudi in der letzten Zeit einen schweren Stand gehabt. Niemand wollte ihm recht gehorchen und viele begegneten ihm mit offener Verachtung. Bülow war sofort vor die

Höfe derjenigen Fullahs geritten, die Tschudi ihm als die Häupter der Zuberupartei bezeichnete und hatte sie verhaftet, aber der Hauptheher, der Modibo, war bereits entkommen. Ich teilte Abdurhaman mit, daß ich jetzt nicht ruhen würde, bis Zuberu unschädlich gemacht sei, und jeden Fullah, der nicht zu uns stehe, als Gegner behandeln würde. Die gefangenen Fullahs überwies ich ihm zur Aburteilung und legte zu seinem persönlichen Schutz vorläufig zehn Soldaten nach Marua.

In der Nacht noch gingen Briefe an sämtliche Funangefürsten



Adamaua-Landschaft.

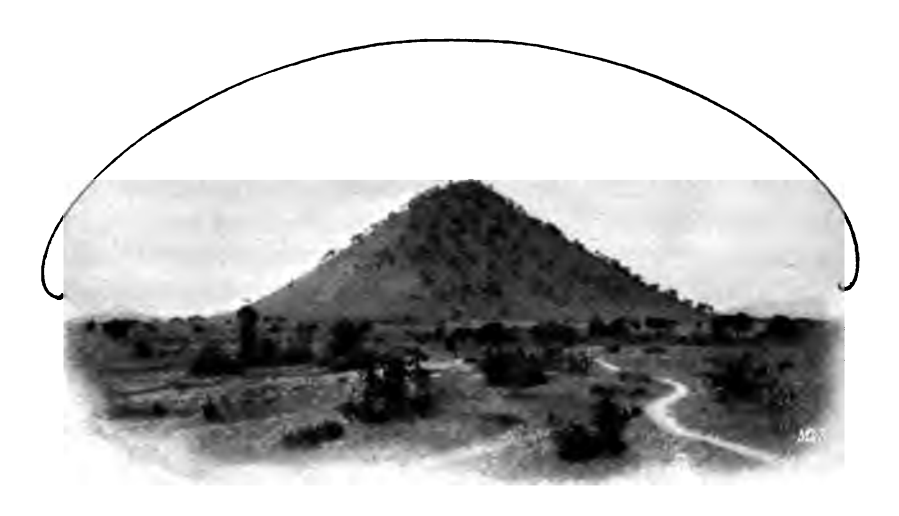
ab mit der Aufforderung, unverzüglich mit ihrem Heerbann nach Gaia zu kommen. In den folgenden drei Tagen rückten sie auch alle heran bis auf den Lamido von Kalfu und den Yauro von Miskin. Das friedliche Gaia, sonst ein Weber- und Färberstädtchen, war plötzlich zum Heerlager geworden, in dem es bunt genug zuging. Wie zu einem Fürstentage zur Ritterzeit zogen sie ein mit Rossen und Reisigen. Ungern kamen sie alle, und auf vielen verdrossenen, widerwilligen Gesichtern konnte man es lesen, daß sie nur dem Zwang gehorchten. Wir hatten nur 30 Soldaten in der Front, und am letzten Julitage waren fast 400 Fullahs versammelt; da erschien es mir doch sicherer, diesen früheren Heerbann Zuberus im Hinblick auf unsere geringe Schar nicht in Versuchung zu führen, und ich beraumte um die saa as'r (Zeit des Nachmittaggebetes) eine Heerschau an. Von unseren

Reitern gefolgt, ritt ich mit Bülow durch die Reihen; die Fußsoldaten hatten die Wache in der Messaladia. Dort rief ich die Lamidos und Yauros zusammen und ließ sie über die Lage nicht im unklaren.

Durch Briefe und Zeugen konnte ich ihnen allen nachweisen, daß sie mit Zuberu und Amadu in Verbindung gestanden hatten. Das solle vergessen sein, sagte ich ihnen, wenn ihre Gefolgsleute den Emir jetzt so ausmachten, daß ich ihn würde angreifen können. Selbst Hand an ihren früheren Herrn zu legen, wolle ich ihnen nicht zumuten. Aber sie sollten nicht vergessen, welch' unendliches Elend dieser eine Mann über ihr ganzes Land brächte. Auf Haussah schloß ich dann: »Shine lokadji da baturc janzu, Allah ja ka ba mu«. („Die Zeit der weißen Männer ist jetzt da, es ist Gottes Wille", wörtlich: „Gott hat uns gegeben".) Dem ganzen Lande gebot ich, sofort zu verkünden, daß Stadt oder Dorf, die Zuberu aufnähmen oder verpflegten, von mir als Feindesland angesehen und angegriffen werden würden. „Damit aber Eure Leute sehen, daß es Ernst ist, und damit wir wirklich den Unheilstifter nun beseitigen, legt Ihr Eure Waffen nieder und bleibt meine Geiseln, bis wir den Emir haben."

Einen Augenblick flog ein Blick des einen zum andern, aber nur einen Augenblick. „Jalla (vorwärts)" rief ich, und Dalil Fure Gabba, Bokari Bogo, Saadu Mendif, die stolzen Lamidos, und acht Yauros mit ihnen legten die Schwerter nieder. Es waren kritische Minuten, aber sie entschieden schnell über das Schicksal Adamauas. In meinem Hofe wurden den Fullahführern zwei Häuser angewiesen, die Wachen zogen auf, und an demselben Abend noch marschierten die Krieger der Gefangenen unter Kaigama Jajas Führung in zwei Abteilungen über Mogassam und Gasaua nach Westen ab, um Zuberu zu suchen.

Am 2. August morgens kamen Patrouillen von der Gasaua-Abteilung, die meldeten, daß Zuberu fünf Tage bei Gauar gelagert habe und nach Madagali aufgebrochen sei. Um 7 Uhr waren wir mit unseren Geiseln in der Mitte auf dem Marsch nach Gasaua; hier kamen wir um 2 Uhr mittags an, futterten und führten um 4 Uhr nachmittags weiter ins Gebirge. Um 11 Uhr nachts waren wir in Gauar, einem Gebirgsnest inmitten grünender Berghalden, wo Kaigama Jaja wirklich den Yauro, der Auskunft geben konnte, gefangen hielt. Zuberu hatte sich mit seinen Leuten — er hatte noch ungefähr 40 Pferde bei sich — hier auf fünf Tage verproviantiert und in den Bergen seine Zuflucht gesucht.



Zwischen Garua und Marua.

In Gauar ließen wir unser sämtliches Gepäck und die Geiseln unter Bedeckung zurück und ritten auf den besten Pferden bei Tagesanbruch mit zwölf Soldaten, von einigen Reitern Kaigama Jajas geführt, auf Samai weiter, wo Zuberu gerastet haben sollte. Als wir gegen 10 Uhr die grüne Halde hinunter in das freundliche Tal ritten, wo schönes Vieh weidete, tat es uns fast leid, diesen Frieden stören zu müssen. Als die Dorffullahs uns sahen, suchten sie nach allen Seiten das Weite: das beste Zeichen, daß sie ein schlechtes Gewissen hatten.

Wir mußten Führer haben und feuerten deshalb hinter ihnen her. Als ein Pferd fiel, war Bülow schnell heran und konnte auch wirklich mit zwei Reitern zusammen einen Fullah zum Gefangenen machen. Wir erfuhren, daß Zuberu erst am Morgen vorher auf die Kunde von unserem Anmarsch von hier aufgebrochen und auf Madagali weitergeritten war, wohin er seine Weiber schon vorausgeschickt hatte.

Also weiter! Steil führte der Gebirgspfad jenseits Samai in die Höhe. Wir mußten wieder führen und kamen erst, als die Sonne im Mittag stand, auf eine grasbestandene Hochebene, über die hinweg man einen weiten Ausblick auf dunkle Höhen und Kuppen nach Westen und Osten hatte. Hier erkannte man die Mandara- und Patakaberge, aus denen wir gekommen waren, dort erblickte man die Issgehöhen bei Uba und Mitschika. An einem klaren Bach machten wir Halt, um zu tränken und sattelten ab, weil die Weide vorzüglich war. Unsere

Leute kochten, und ich war einige Schritte vorausgegangen, um mich umzusehen. Über dem Gipfel der Höhe, die ich aufsuchen wollte, tauchte plötzlich ein Turban, dann ein Pferdekopf und ein ganzer Reiter auf, der, als er mich sah, seinen Braunen herumwarf und davonjagte. Ich rief nach unseren Leuten und meinem Karabiner, kam aber nicht mehr zum Schuß, weil das Gelände den Mann anfangs deckte und weil die Entfernung zu groß war, als er dann wieder auftauchte. Kein Pferd hatte in diesem Augenblick des unerwarteten Zusammentreffens einen Sattel auf dem Rücken, und es dauerte wohl 20 Minuten, bis wir schließlich auf der Fährte nachtrabten. Zweifellos hatten wir es mit einem Patrouillenreiter Zuberus oder Bokaris zu tun gehabt; denn der Reiter ritt in vollen Waffen.

Nach zweistündiger Verfolgung kamen wir wieder in Bergland und passierten bewaldete Höhen, in denen sich Eingeborenendörfer befanden. Die Leute lagen mit ihren Giftpfeilen öfter auf Felsplatten, unmittelbar über uns, lugten herunter, schossen aber glücklicherweise nicht. Wir riefen ihnen zu, daß wir keine feindlichen Absichten gegen sie hegten, und sie schrien zurück, daß Zuberu vor uns sein Lager habe. Leider war der Weg dicht mit Geröll und Schutt bedeckt, die Pferde traten viel fehl und mehrere gingen stark lahm, so kamen wir nicht so schnell vorwärts wie wir wünschten.

Gegen 4 Uhr öffneten sich die Berge wieder zu einem flachen Hochplateau. Wir sahen schon von weitem Hütten aus denen es rauchte, und auch Kleinvieh lief über bebaute Felder. Im Galopp ging es auf die Gehöfte zu, die schnell durchsucht wurden. Nirgends eine Menschenseele mehr! Es war ein Heidendorf; Zuberu hatte, wie wir beim Weiterreiten sahen, hier ein Lager beziehen wollen, denn das Gras war geschlagen, und einzelne, angefangene Strohhütten hatte man, halb fertig, wohl bei dem Alarm stehen lassen. Verschiedene Töpfe lagen noch herum, und die Pferde waren augenscheinlich vor erst ganz kurzer Zeit fortgeführt. Der Weg, den wir weiter nehmen mußten, war nicht mehr zu verfehlen, wir hatten es leicht, dem breiten Hufschlag über die Ebene nachzureiten, bis wir wieder in öde Steinwüste kamen.

In ihr sollten wir nicht mehr weit reiten; wir standen vor einer schroffen Gebirgswand, die scheinbar unserem Marsch ein Ziel setzen sollte. Wohl 300 m unter uns lag die Ebene, in der, wie aus der Spielzeugschachtel aufgebaut, Madagali mit seiner zweifachen Umwallung deutlich zu erkennen war. Schnell hatte Bülow sein Glas zur Hand und wir unterrichteten uns, so gut es in der Eile ging;

die rote Sonnenkugel sank bereits unter den Horizont, in einer halben Stunde mußte es dunkel werden. Wir fanden einen Saumpfad, der im Zickzack zu Tal führte und konnten deutlich verschiedene Reiterkavalkaden in der Ebene beobachten. Zweifellos war uns Zuberu nach Madagali entkommen.

Wir beratschlagten einen Augenblick, ob wir vor Einbruch der völligen Dunkelheit noch in die Ebene gelangen könnten. Unsere Pferdebeine und unsere 14 Gewehre brauchten wir notwendig; aber, wir mußten hinter Zuberu her. Fünf Minuten später kletterten wir, Bülow und ich, selbst voran, dann Mahama und die Soldaten vorsichtig Schritt um Schritt bergab. Plötzlich hörten wir ein Zischen, und der Soldat Kobena hinter Bülow schrie auf, dann ein dumpfer Fall, und sein Pferd rollte nach rechts herunter ins Tal, ihn selbst eine Strecke mit fortreißend, bis er sich an einem Felsstumpf festklammerte. Links über uns ertönte ein Jubelgeschrei, und wir sahen eine Menge schwarzer Gestalten hinter Felsblöcken, die Pfeil auf Pfeil hinter uns hersandten. Mahama rief ihnen zu, sie sollten nicht schießen, wir wären keine Fullahs, aber sofort antworteten ihm mehrere Fullahs, daß sie Leute Bokaris seien und daß die »irivando nazareni« (die verfluchten Christen) heut sterben müßten. Einen Augenblick schien es mir auch, als hätte ich ein helles Gesicht hinter einem Felsen gesehen, und ich schoß mehrmals, worauf auch die Soldaten hinter mir das Feuer aufnahmen.

Unausgesetzt flogen Pfeile um uns herum. Die Lage war eine recht kritische. Denn wer einen solchen mit frischem Strophantusgift getränkten Pfeil erhält, der ist dem Tode verfallen. Mich hatte im Augenblick wirklich die Ruhe und Überlegung verlassen, denn als verständiger Mensch mußte ich mir sagen, daß ein Schützengefecht mit dem Gegner auf der Höhe hier nutzlos sein müßte, und ich schämte mich, als Bülow mir zurief: „Vorwärts, laß doch das Schießen, Du triffst ja doch nichts!“ Im Weiterklettern pfiff ich meine Leute ab, bald kamen wir hinter eine schützende Ecke und hörten nur noch aus der Ferne das höhnische Geschrei der Fullahs und Heiden.

Aber ein anderer Feind kam jetzt über uns, die Dunkelheit setzte ein. Manche Stellen waren so steil, daß wir die Pferde einzeln herunterleiten mußten, wobei sie ein Mann am Kopf und zwei am Schweif hielten. Schritt um Schritt rangen wir uns zu Tal. Mehrmals glaubten wir nicht weiter zu kommen, denn die Pferde waren naß vor Anstrengung und Furcht und zitterten am ganzen Körper, wenn sie stillstanden. Doch jeder Weg nimmt ja schließlich auch mal ein Ende, so auch dieser.

Wir kamen an einen Gebirgsbach und folgten ihm, bis wir aus dem Gestein heraus auf eine Wiese kamen. Wir waren also augenscheinlich unten, sehen konnte man nichts. Es war stockfinster. Wir sattelten ab und legten den Pferden Spannfesseln an. Zu essen hatten wir nichts, jeder suchte sich ein Plätzchen im Grase, um mit dem Sattel unter dem Kopf und dem Karabiner im Arm zu schlafen; drei Mann wachten abwechselnd.

Aber Zuberu hatte mächtige Verbündete; schon beim Einschlafen hatte ich dumpfen Donner rollen hören und wachte nach einer Weile von zuckenden Blitzen und krachenden Schlägen auf. Dazu pfiff der Sturm in die Bergecke hinein, daß es ein Höllenkonzert abgab, bis der Himmel seine Schleusen auszugießen begann, wie er es nur in Afrika kann. Im Nu war ich durch und durch naß und lag im Wasser. Bülow kam zu mir, und wir saßen nebeneinander, unsere Woilachs um die Schultern, bis auch das nicht mehr ging.

Schon eine ganze Weile hatten wir es verdächtig rauschen hören. Jetzt kam plötzlich der Gebirgsbach mit solcher Heftigkeit ab, daß wir Sättel und Zaumzeuge festhalten mußten, weil sie in Gefahr waren, fortgeschwemmt zu werden. Die Wache vorn hatte ein kleines Feuer gehabt, das war natürlich längst vom Regen ausgeschlagen und es war so finster, daß man buchstäblich nicht die Hand vor Augen sehen konnte.

In diesem Sturm der Elemente krachte plötzlich ein Schuß und der Posten schrie, dicht vor ihm sei ein Mann gewesen. Ich wollte es nicht glauben und rief ihm trotz der fatalen Lage einige kleine Schmeicheleien zu, die ich am andern Morgen in aller Form wieder zurücknehmen mußte, weil auf dem Weg, mitten durch die Brust geschossen, in der Tat ein Fullahkrieger lag, den man an der Tracht als einen Dakari des Emir erkennen konnte.

Der tobende Tornado löste sich in einen Landregen auf, der auch, als es endlich Tag wurde, noch andauerte. Wie sahen Leute und Pferde aus! Kobena war ja überhaupt nicht mehr beritten, und zwei Pferde waren so stocklahm, daß sie kaum noch zu bewegen waren. Drei Mann mußten also zu Fuß nachkommen, und nur noch 11 Gewehre stark, ritten wir auf Madagali.

Dort fanden wir die Wälle unbesetzt, auch die ersten Höfe waren leer. Aber hinter der Mauer der eigentlichen Lamidostadt waren die Männer von Madagali versammelt und riefen uns zu, Zuberu sei nicht bei ihnen, wir sollten weiterreiten. Wir waren abgestiegen und stellten die Pferde in einen Hof gegenüber der Lamidoburg. Von hier

verhandelten wir mit Bokari. An ein Weiterreiten war nicht zu denken, denn unsere Pferde waren vollkommen ausgepumpt, und wir glaubten auch bestimmt, daß Zuberu in der Burg sei. Ich ließ Mahama hinüberrufen, Bokari solle herauskommen. Wir erhielten die Antwort, er käme nicht. Auch ein längeres Verhandeln Mahamas, der auf die Straße ging, führte zu nichts.

Zeit war Geld für uns, denn war Zuberu vielleicht doch nicht in dem Lamidokraal, so bekam er mit jedem Augenblick, den wir tatenlos hier verbrachten, einen größeren Vorsprung. Es hieß also handeln.

Als ich auf dem Dikoaritt bei Bokari im Quartier gelegen hatte, wunderte ich mich, daß seine feste Burg auf einer Seite so dicht an einer Bergwand lag, daß man bequem hineinschießen konnte. Darauf baute ich meinen Plan, ließ Bülow mit vier Mann hinter unserer Mauer bei den Pferden zurück und kroch mit Mahama und den anderen Leuten am Stadtwall entlang bis an den rückwärtigen Berghang. Als ich noch auf Händen und Füßen bergan kletterte, rief mir Mahama, der weiter oben war, zu, daß er ausgezeichnet in die Höfe von Bokaris Quartier hineinsehen könne.

Gleichzeitig hatten uns die Fullahs aber auch schon entdeckt und begannen ihrerseits sehr geschickt uns in den Bergen zu umgehen. Es war höchste Zeit; wir gaben Schnellfeuer in den Hof hinein ab, aus dem ein furchtbares Geschrei ertönte, worauf alles in den Häusern Deckung suchte. Pfeile flogen zu uns herüber, aber erreichten uns nicht. Plötzlich blies bei Bülow unten ein Hornist, wir stellten das Feuer ein und warteten mit fertiggemachten Gewehren, zum Teil mit der Front nach den Pfeilschützen links von uns, zum Teil nach der Lamidofeste ausschauend, was kommen sollte. Es war ganz still bei den Fullahs unten. Nur in der Ferne hörte man Leute rufen und einzelne Kühe brüllen.

Dann sahen wir Bülow ganz frei an der Mauer entlang auf uns zukommen; er winkte schon von weitem und rief mir zu: „Hör' mit Schießen auf, Bokari ist tot.“ Ich kletterte nun zu ihm herunter, und er erzählte mir, daß die Fullahs sofort nach unseren ersten Schüssen zu ihm herübergerufen hätten, wir sollten nicht mehr schießen. Gleich darauf war ein Junge zu ihm gekommen und hatte den Ring gebracht, den ich Hamadjadji, Bokaris ältestem Sohn, bei meinem Dikoamarsch geschenkt hatte. Hamadjadji ließ sagen, sein Vater sei in den Kopf geschossen und tot. Er selbst wolle zu uns herauskommen.

Als ich mit Bülow an unser Gehöft kam, stand Bokaris Sohn schon vor dem Tor und kam sofort auf uns los. Ich sprach ihm mein Bedauern aus, daß sein Vater gefallen sei. Ihn habe aber nur die gerechte Strafe getroffen, denn er habe sich feierlich der deutschen Herrschaft unterworfen, dann aber dauernd Zuberu unterstützt und ihn bei sich aufgenommen.

Leider war die leise Hoffnung, die ich schon gehegt hatte, den Emir in die Hände zu bekommen, verfrüht. Hamadjadji teilte uns mit, daß Zuberu noch in der Nacht von seinem Vater frische Pferde bekommen habe und in großem Bogen wieder in das Gebirge zurückgeritten sei. Nach Fullahart war der Jerima (Prinz) gar nicht traurig über den Tod seines Vaters. Denn er war nun Lamido und lange genug habe er warten müssen, meinte er.

Im Hof der Lamidofeste erhob sich lautes Wehklagen. Die Weiber umstanden den Toten, wälzten sich in Asche, rangen die Hände gen Himmel und kreischten voll wildem Weh. Der Lamido hatte zwei Schüsse bekommen, einen in die Schulter, den anderen in den Kopf. Mit ihm waren zwei seiner Großleute gefallen. Mir tat es aufrichtig weh, als ich den starrköpfigen Alten am Boden liegen sah, denn das rücksichtslose Festhalten an seinem angestammten Herrn mußte gerade dem Soldaten Eindruck machen. Anderseits mußte ich mir sagen, daß es ein Glück war, daß gerade für den Lamido die Kugel gegossen war, die ein deutsches Gewehr verließ, denn unbeirrt um alle Sentimentalitäten galt es, die deutsche Herrschaft hier aufzurichten, wie einen Rocher de bronze.

So mußte auch Zuberu fallen, ihm galten meine nächsten Fragen. Pferde wollte ich haben und dann sofort ihm nach. Für Bülow waren die furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage zuviel gewesen. 36 Stunden war er in Regen und Nässe von Pataka nach Marua und Gaia unterwegs gewesen, dazu kamen die seelischen Aufregungen bei der immerhin nicht ungefährlichen Verhandlung mit den früheren Funangereichsunmittelbaren und schließlich der Ritt von Gauar hierher mit der Regennacht. Voller Energie hatte er sich heute Morgen aufrecht erhalten; jetzt ging es nicht mehr. Von Frost und Hitze abwechselnd geschüttelt, lag er auf einem Strohbett am Feuer. Wir hatten zunächst nicht mal eine trockene Decke, um ihn einzuwickeln. Hamadjadji brachte an neuen Gewändern herbei, was er bei seinem Vater finden konnte, und auf ihnen betteten wir den Kranken nach Möglichkeit warm. Wir waren auch wohl überhungert, denn die Milch wollte auch mir nicht bekommen.

Um zehn Uhr saß ich mit neun Mann auf frischen Pferden im Sattel, der Rest blieb bei Bülow, nach dessen Leuten und Lasten Eilboten zu dem Gauardetachement abgingen. Zwei Führer aus Madagali brachten uns östlich um die Kuduffuberge herum auf die Straße nach Uba. In einem kleinen Issgedorfe sattelten wir gegen 4 Uhr nachmittags ab. Die Heiden wußten nichts von Zuberu. Der Spur hatten wir wegen des starken Regens, der auf dem Steinboden schnell jeden Eindruck abwusch, auch nicht nachreiten können.

Ich war recht verzweifelt; sollten alle diese Anstrengungen umsonst sein? Dazu Bülow krank, die Soldaten überall verstreut; was weiter? Ich dachte auch: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen." Und es wurde Nacht und die Preußen kamen auch.

Sie kamen in Gestalt von zwei Issgeheiden, die der Häuptling mir vorführte, der begriffen hatte, daß ich hinter Zuberu her war und diesen, wie alle Heiden, naturgemäß durchaus nicht liebte. Die Leute teilten mir mit, daß sie morgens in Mitschika zum Markt gewesen wären und nachmittags auf dem Heimweg Zuberu mit seinen Leuten bei einer Fullahsiedlung östlich der großen Straße angetroffen hätten, wie er hätte lagern wollen. Ich wollte den Leuten erst nicht recht glauben, aber sie beschrieben die Lage so genau, daß kaum an der Wahrheit zu zweifeln war. Zuberu hätte den Fullahs, die ihn nicht hätten aufnehmen wollen, gesagt: Danda Kasko fechte in Madagali mit Bokari und könne sobald nicht hierherkommen. Als die Dorfbewohner dann noch Schwierigkeiten machten, hätten die Dakaris ihre Schwerter gezogen und die Leute, unter ihnen auch sie selbst, seien fortgelaufen. Sie sagten, bei Zuberu seien nur elf Mann gewesen und zwei Fullahfrauen, die zusammen auf einem Pferd gesessen hätten.

Wir brachen sofort auf, es war 10 Uhr, und marschierten wieder die ganze Nacht. Schließlich mußte ich führen lassen, trotzdem der Weg gut war, weil mehrmals Leute vor mir im Schlaf von den Pferden fielen. Die Soldaten waren vollkommen fertig und hatten auch keine Zuversicht mehr, sie sagten mir immer wieder: »master, we go died for nothing, the arna people (arnani heißt auf Fullah Heiden) lies to much.« (Wir sterben umsonst, das Arna-Volk lügt zu sehr.) Natürlich, sie hielt ja auch nicht der Drang nach Erfolg aufrecht wie den Europäer.

In der Morgendämmerung konnten wir nicht mehr weit von Mitschika sein, und auch unsere Issgeführer meinten, daß wir dicht

an der Stelle wären, wo der Weg zu den Gehöften rechts abginge, in denen sie Zuberu verlassen hätten.

Um alles Geräusch zu vermeiden, ließ ich die Pferde, die nicht an ein Zusammenmarschieren wie unsere Truppenpferde gewöhnt und deshalb sehr unruhig waren, zurück und ging mit sechs Mann vorsichtig weiter. Als wir wirklich rechts im Tal die erwarteten Gehöfte sahen, war die Sonne eben aufgegangen und bestrahlte einen kleinen Weiher mit Schilf, das augenscheinlich bis dicht an den Häuserkomplex



Fullahdorf zwischen Garua und Marua.

reichte, von dem über die Halmspitzen hinweg nur die Dächer zu sehen waren. Schritt um Schritt gingen wir vorwärts.

Ich hatte den Leuten gesagt, wir wollten versuchen, im Schilf bis an die Häuser heranzuschleichen und uns dann genau in die Arbeit teilen, damit wir nicht wieder wie in Pataka schließlich vor den eigenen Kugeln Deckung suchen müßten. Überhaupt sollten die Leute nur im Notfall feuern, sonst lediglich mit dem Seitengewehr, das sie schon aufgepflanzt hatten, arbeiten. Eben hatten wir den Weg verlassen und waren ins Schilf getreten, vor mir der Haussahunteroffizier Salu, als wir Stimmen hörten und auf dem Wege vier Frauen mit Wasserkrügen auf dem Kopf auf uns zukommen sahen. Die Nerven aller Leute waren angespannt, das Aufheben meiner Hand genügte,

um die Soldaten zu warnen. Wir standen ganz still, und die Frauen schritten an uns vorbei ans Wasser. Wenn wir weitergingen, mußten sie uns bemerken. Ich drehte mich um und bezeichnete den vier hintersten Soldaten einzeln mit der Hand je eine der eifrigst schwatzenden Frauen, machte ihnen auch ein Zeichen, die Gewehre zurückzulassen und legte mir mit einer entsprechenden Bewegung die Hand auf den Mund, um anzudeuten, daß es darauf ankäme, die Frauen am Schreien zu verhindern.

Der Überfall gelang. Von hinten umgefaßt, wurden die Frauen mit unserer Hilfe gebunden und ihnen Knebel in den Mund gesteckt, ohne daß sie einen Laut von sich geben konnten. Die Hauptsache war: wir erfuhren, daß Zuberu wirklich noch in den Gehöften vor uns sich aufhielt. Vorn wieherten Pferde und ein paar Hunde bellten, vielleicht konnte auch eins der Weiber trotz des Knebels sich bemerkbar machen. Vorwärts also!

Die roten Feze der Soldaten blieben bei den Weibern liegen, vor mir hoben sich Salu, der Senegalese Charly, die Gefreiten Legbilegi und Dogonyaro je einen Wasserkrug auf den Kopf, und auf dem Wege gingen wir auf die vor uns liegenden Höfe zu. Die vier Krugträger gingen voraus an dem Zaun des zunächst liegenden Gehöftes vorbei auf einen größeren Kraal weiter hinten los. Wir brachen durch den Mattenzaun in die Hütten ein.

Die Fullahs schienen nicht im Innern der Häuser geschlafen zu haben, denn neben einem erlöschenden Feuer sprangen schon auf dem Hofe bei unserem Einbruch mehrere Männer von Strohbetten hoch, auf denen sie gelegen hatten. Man hörte gellendes Geschrei. Ich selbst schlug mit dem Karabiner nach einem Mann in blauer Tobe, der sich dicht vor mir aufrichtete und das Weite suchen wollte. Ich riß ihm ein Stück aus seinem Hemd und fiel dabei über das Bett an die Erde. Als ich mich aufrichtete, hörte ich vorn mehrere Schüsse und sah die Soldaten mit ein paar Leuten ringen, die sie fesseln wollten. Mehrere Fullahs liefen den nahen Bergen zu. Vorn hatten augenscheinlich mehr Leute gelegen und die Soldaten waren bedrängt, denn sie schrien zu uns herüber um Hilfe. Über einen stöhnenden Verwundeten hinweg sprang ich auf der anderen Seite durch die auseinandergebrochene Strohwand und sah fünfzig Meter vor mir zwei Soldaten am Boden liegen, während ein großer Fullah in weißem Unterkleid und blauer Tobe auf einen Schimmel sprang, den einer der Leute, die weiter vorn liefen, gehalten zu haben schien; im ge-

streckten Galopp jagte, als ich herankam, der Reiter davon. Ich erkannte Salu, der sich aufrichtete, mir zurief „Zuberu, Zuberu“ und hinterher zu schießen begann. Auch ich kniete nieder und schoß dreimal mit verschiedenen Visieren hinter dem Reiter her; aber ohne sichtbaren Erfolg.

In demselben Gehöft lagen Charly und zwei Fullahs am Boden. Der Soldat starb nach wenigen Augenblicken. Ihm hatte, wie Salu mir sagte, als sie beide Zuberu hatten festhalten wollen, der daneben liegende Fullah, der von Legbilegi niedergestochen wurde, zweimal in den Rücken geschossen. Die Einschüsse saßen dicht nebeneinander. Salu, der an die Erde gefallen war, hatte den Emir allein nicht halten können. Der flüchtige Reiter war also wirklich der langgesuchte, ehemalige Beherrscher Adamauas. Wir sahen ihn jetzt ganz in der Ferne den Berg hinaufreiten. Überall liefen flüchtige Fullahs; unsere Leute schossen hinterdrein.

Lebhaft winkend kam von links her über die Felder eine Fullahreiterkavalkade auf uns zu. Es war der Jauro von Mitschika mit seinen Leuten. Wir ließen die Fullahs absitzen und mit dem Jauro selbst und vier Soldaten jagte ich in die Berge hinter Zuberu her. Bald fanden wir auf einer Straße, die nach Südwesten führte, die frischen Spuren von Zuberus Schimmel. Zu Gesicht bekamen wir den Emir nicht mehr, trotzdem daß wir über eine Stunde ritten, was die Pferde laufen konnten. Dann flogen uns Pfeile entgegen. Die Marghi-Heiden schrien hinter den Felsen hervor, wir sollten umkehren; sie duldeten weder Europäer noch Fullahs bei sich.

Wir waren auf englischem Gebiet. Es hieß „Kehrt marsch!“ So war Zuberu aus Deutsch-Adamaua vertrieben, der einst so mächtige Emir, allein, landflüchtig, der Gnade der verachteten Heiden preisgegeben. Unsere Aufgabe, die wir uns gestellt hatten, war erfüllt. Deutsch-Adamaua war von unserem Todfeinde befreit. Zuberu von Jola fiel wenig später den Pfeilen der ihn verfolgenden Heiden zum Opfer.

Wir hatten den letzten Atemzug von Roß und Mann darangesetzt, um dieses Ziel zu erreichen. Es war der 7. August mittags geworden, als ich mich in Mitschika auf dem bequemen Strohbett des Jauro ausstreckte und meine Gedanken nach den Ereignissen der letzten Tage und Nächte sammelte. Der Rest meiner braven Leute war schon in Mitschika, als wir von der Verfolgung zurückkehrten, sie hatten zwei Dakaris von Zuberu und seine beiden rechtmäßigen Frauen gefangen.

Auch die zurückgelassenen Soldaten mit den Madagalipferden kamen wenig später und bald schlief alles rund um mich herum. Die Abspannung machte sich auch bei den Schwarzen geltend. Gegen Abend begruben wir den wackeren Charly und sandten Nachricht an Bülow zurück. Auch am 8. wurde nur geschlafen und gegessen und erst am 9. früh ritten wir nach Madagali zurück. Bülow ging es besser und Hamadjadji hatte sich schon vollkommen als Lamido eingerichtet.

Am 10. nahm ich Abschied von Bülow und den braven Reitern, die mit ihm nach Dikoa zogen. Ich ritt nach Marua, wohin ich die Soldaten aus Gauar mit den Geiseln beordert hatte.

Amadu, der flüchtige Lamido von Marua, hatte sich in Pataka von Zuberu getrennt; ihn hatte der vereinigte Heerbann unter Kaigama Jaja aufgebracht. Mit all seinen Anhängern war er getötet worden. Das war der erste Erfolg, den Zuberus Vertreibung gezeitigt hatte. Abdurhaman Tschudi wurde nun endlich feierlich zum Lamido von Marua ausgerufen, sämtliche Lamidos der Funange-Fullahs, auch Hamadjadji von Madagali waren zur Stelle und gelobten von neuem der Regierung Treue und Ergebenheit. Erst jetzt ward Adamaua wirklich deutsch.



v. Bülow und seine Reiter.

Am 18. August näherte ich mich endlich wieder von Leinde aus, wo der Unteroffizier Fischer und Lamido Buba die Expedition erwarteten, Garua. Madai war bereits nach Banjo abmarschiert, das er als Kompagnieführer übernahm. Es war ein Riesenempfang, den uns die Fullahs aus der näheren Umgebung von Leinde und die Haussahs aus Garua bereitet hatten. In ihren besten Gewändern zu Pferde und zu Fuß hatten sie am Wege Aufstellung genommen und kamen uns truppweise, jede Abteilung mit ihrem Musikkorps huldigend entgegen. Buba hatte seinen Reitern Wattepanzer angezogen und viel Pulver ausgegeben. In Karriere sprengten sie weit voraus, um dann wieder, Waffen schwingend und ihre Gewehre abfeuernd, Scheinangriffe gegen uns auszuführen. Ihre länglichen Doppeltrommeln schlagend, die sie unter dem Arm tragen, gingen Haussahlobsänger dicht vor mir her und schrien mit ihren durchdringenden Stimmen die



Haussahkapelle in Adamaua.

ganze Skala der Schmeichelworte, über die sie verfügten, in die Menge, wobei einer den anderen an Kraft der Stimme und Ergebenheitsausdrücken zu übertrumpfen suchte. Rief der eine: »Ngiua« (Elefant) so schrie der andere: »saki« (Löwe) und antwortete dieser wieder mit einem »alheri« (allmächtig), so übertrumpfte ihn der andere mit »jafi duka« (er übertrifft alles). Auch »Magani n barau« (Medizin für die Übeltäter), »seriki Adamaua« (Herr von Adamaua) und tausend andere Schmeichelnamen und Lobeserhebungen für Danda Kasko und seine Soldaten wurden in die Lüfte gebrüllt. Dazu bearbeiteten hinter uns die Kesselpauker zu Pferde ihre Kalbfelle und die dudelsackartige Rohrinstrumente blasenden Musikanten pusteten ihre Backen auf, als ob sie heute noch springen müßten. Trat einen Augenblick Stille ein, so entlockte ein anderer Künstler einem meterlangen geraden Messinghorn hallende Töne, die sich genau so anhörten, wie die Platzrufe der coachmen im Londoner Hydepark. Ein ganz fanatischer Tonkünstler übte den Trick aus, sich flöteblasend vor meinem Pferde auf dem Bauche zu wälzen und wie ein Igel fortzurollen. Er war entschieden der Champion der Zunft. Denn, wenn seine Nummer

an die Reihe kam, schwieg wie auf Kommmando das übrige Orchester und lauter Jubel des Volkes lohnte seine sicherlich recht unbequeme Piece.

Nachmittags fand dann ein großes Freudenfest statt, zu dessen Einleitung mehrere Ochsen geschlachtet wurden; bei ihrer Vertilgung musizierten und tanzten die Einzugsteilnehmer bis in die späte Nacht.

Eine große Rolle spielt bei solchen Gelegenheiten der »seriki n mata« (Herr der Frauen), der in keiner größeren Haussahgemeinschaft fehlen darf. Seiner Aufsicht unterstehen die Frauen, die keiner Familie angehören oder von ihren Männern geschieden sind. Ihre Zahl ist im allgemeinen nicht gering, denn die Scheidungen im Sudan sind nicht so schwierig als nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich. Auch in Afrika besteht aber überall das Sprichwort zu Recht: „Kein Vergnügen ohne Damen". Deshalb muß der seriki n mata, der auch den wichtigen und einträglichen Posten eines Heiratsvermittlers bekleidet, vom Beginn bis zum Schluß eines richtigen Haussahtanzfestes zugegen sein.

Lange Zeit auszuruhen gab es in Garua nicht. Der Juli mit seinen ungeheuren Wolkenbrüchen und den heftigen Wirbelwinden, die diesen vorangehen, hatte die provisorischen Bauten der Station stark



Adamaua-Landschaft.

mitgenommen. So begann wieder eine rege Bautätigkeit und rundum wurden große Matten geflochten, die als Mantel um die Lehmwände der Häuser gelegt wurden.

Der Benue ging hoch und begann am 23. August zu überschwemmen. Die Landschaft rund um die Station war nicht wieder zu erkennen. War der Farbenton des Gesamtbildes in der Trockenzeit auf grau in grau gestimmt gewesen, so herrschte jetzt die grüne Farbe in allen Tönungen vor. Die Kühe waren rund und wohlgenährt und standen mit Vorliebe wohlgefällig brummend bis an die Knie im Überschwemmungswasser, um mit breitem Maul die jungen Gräser abzupflücken. Die Stationsherde hatte sich durch die Strafzahlungen der Funangefullahs so zahlreich vermehrt, daß ich 200 Häupter abteilen und zur Küste schicken konnte.

Es ist lebhaft zu bedauern, daß es bis auf den heutigen Tag nicht gelungen ist, den großen Viehbestand Adamauas für die Europäer in der fleischarmen Küstengegend Kameruns rationell nutzbar zu machen. Es ist über dies Thema unendlich viel Papier verschrieben und noch mehr geredet worden. Es ist behauptet worden, im Gras- und Waldlande südlich Adamauas machten die Tsetsefliege, eine Zecke und was weiß ich alles für reißende und beißende Insekten eine Viehhaltung unmöglich. Von dem Vieh, das ich damals herunterschickte, fand ich später eine kümmerliche Herde in Jaunde vor, wo alle paar Tage einer der Herren Häuptlinge oder Viehwärter, denen die Tiere in Pflege gegeben waren, erschien, um mit freundlichem Gesicht zu melden, daß wiederum eins der Tiere gefallen sei. So waren, als ich das dortige Bezirksamt 1903 wieder übernahm, schließlich noch 13 Kühe übrig, die wie reißende Tiere herumliefen, keinen Menschen an sich heranließen und mit der Kugel gestreckt werden mußten, wenn sie einen Braten auf den Tisch liefern sollten.

Als ich die verwahrlosten Tiere oft traurig im Regen stehen sah, fragte ich mich, ob nicht der Kardinalfehler der Viehsterbe in der ganz falschen Behandlung der Tiere läge. Ich baute also einen massiven Stall und sagte mir, den Tieren fehlt die gewohnte Trockenheit; ihnen schadet die nasse Weide, sie müssen an die Krippe, wie zu Hause, sie dürfen nur ins Freie, wenn es nicht regnet und das Gras abgetrocknet ist. Trotz des mitleidigen Lächelns des bisherigen Personals stellte ich mit Hilfe des praktischen, einsichtsvollen landwirtschaftlichen Assistenten der Station, Frien, die Tiere an die


Buckelvieh aus Adamaua in Jaunde.

Krippe. Wir hatten die Genugtuung, daß uns bei der veränderten Viehhaltung auch nicht eine einzige Kuh seither in Jaunde gefallen ist. Sämtliche Kühe haben mehrmals gekalbt und in Jaunde ist heut ein trefflicher Stamm vollkommen akklimatisierten Jungviehs. Die zweijährigen Ochsen sind angespannt und pflügen. Sämtliche Europäer der Station erhalten täglich ihre frische Milch von denselben Kühen, die vor vier Jahren nur wie wilde Tiere von weitem daraufhin geprüft werden konnten, wann sie umfallen würden. Jedem Praktiker wird es einleuchten, daß ein Rind, das gewöhnt ist, in einem Steppenlande mit neun Monat Trockenzeit auf der Weide zu gehen, im Waldlande, wo $^3/_4$ Jahr Regen ist, sorgfältig vor Feuchtigkeit und nassem Futter bewahrt werden muß.

Ich habe eine unbegrenzte Hochachtung vor der forschenden Wissenschaft, der es gewiß noch gelingen wird, Afrika von den klimatischen Schädlingen für Mensch und Vieh zu befreien. Aber man soll sich in der Kolonialwirtschaft, die doch gerade eine hervorragend praktische sein sollte, davor hüten, für alle Schädlinge ein Radikalmittel in der forschenden Apotheke der Wissenschaft zu verlangen und tatenlos, bis dieses gefunden ist, die Hände in den Schoß zu legen. Der Arzt hat für viele Leiden des menschlichen Körpers keine sicher wirkenden Mittel, weiß aber, daß eine sachliche, auf Erfahrungen beruhende Allgemeinbehandlung des ganzen Körpers oft die kranken Säfte sich auslösen und die kranken Einzelorgane gesunden läßt. Daß es Tsetse und andere Viehkrankheiten in Kamerun gibt, ist zweifellos und man muß rastlos bemüht sein, für sie Gegenmittel zu finden. Aber ich glaube an dem Jaundebeispiel dargetan zu haben, wie viel eine gesunde Praxis gerade in der Kolonie wert ist. Also nicht nur Viehversuchsstationen nach Kamerun und Prämien für neue Impfverfahren, sondern vor allem auf Stationen, wo mit Vieh zu tun ist, keine Leute, die ein Pferd am Schwanz aufzäumen und vom Ochsen Milch verlangen.

Wie in Jaunde, das als ein Haupttsetseherd galt, kann man meiner Meinung nach überall im Schutzgebiet, wo Europäer wohnen, bei rationeller Behandlung und genügender Weideanlage Rindvieh in so reichlichen Beständen halten, daß man aus dessen Herden heraus dann schlachten kann. Ein Abtreiben des Viehs aus Adamaua direkt zur Küste dagegen halte ich für unrichtig, solange die Tiere noch nicht mit wirklich sicherem Erfolg vor ihrem Abmarsch geimpft werden können. Denn so unermeßlich reich an Vieh ist Adamaua keineswegs, um, ohne Schaden an seiner Weiterentwicklung zu nehmen, Hunderte von Häuptern Vieh der Gefahr des Transportes zur Küste opfern zu können. Auch hierin wird erst die Eisenbahn, die der Kolonie bitter nottut, Wandel schaffen.

Der Fullah ist der geborene Viehzüchter und liebt seine Rinder über alles. Sieben Gaben, sagt er in einem Sprichwort, gewährt ihm die Kuh: „Die Milch, das Fleisch, das Horn, das Fell, den Mist, das Fett und die Knochen". Über den Tod eines Sklaven habe ich den Fullah des öfteren mit Gleichgültigkeit hinweg gehen sehen, über eine gefallene Kuh hat er aber stets mit Tränen in den Augen geklagt.

Die Adamauarinder haben sämtlich einen Fettbuckel. Nur in Bornu und in den östlichen Heidengebieten der Kolonie habe ich eine kleinere Rinderrasse ohne dieses Polster gefunden.

Prächtig sehen die großen bunten Tiere aus, namentlich, wenn sie gute Weide haben und dann glänzend im Fell sind. Unter den Bullen mit der speckigen Wamme und dem besonders breit umgekippten Fettbuckel trifft man prachtvolle Exemplare, die jedem



Fullahrinder in Jaunde. 1906.

heimischen Stalle zur Zierde gereichen würden. Die Kühe erreichen die Höhe unseres Landschlages, sind aber nicht so milchreich. Die großen Herden der Lamidos werden von berittenen Hirten geschlossen geweidet und in dem Lande ihres Herrn je nach den Weideverhältnissen umhergetrieben. Die weniger bemittelten Fullahs in den Städten und Dörfern lassen ihr Vieh tagsüber gemeinsam auf die Weide gehen und holen sich dort die Milch ab. Nachts ruht das Vieh gewöhnlich in niedrigen Dornenkraalen, wobei wegen des Dunges jeder einzelne Teilhaber an der Herde eifersüchtig darüber wacht, daß die gemeinsame Herde auch die genügende Anzahl von Tagen auf seinem Grund und Boden schläft. Außer den Herden der seßhaften Fullahs begegnet man in Adamaua überall Borroros mit ihrem Vieh, das sich durch weit ausgelegte Hörner, wie sie die ungarischen und einige italienische Rinderrassen tragen, auszeichnet.

Unter diesen wandernden Hirten hat sich der Fullahtyp am reinsten erhalten. Die Leute leben fast nur von Milch und Mehl; letzteres tauschen sie gegen Milch und Butter in den Ortschaften und Städten, die sie berühren, ein. Die Männer reiten kleine Pferde und gelten als gute Jäger. Auf dem Marsch sitzen die Borrorofrauen und die Kinder auf den Stieren, die auch den gesamten Hausrat tragen. Einen wunderschönen Anblick bietet es, wenn wandernde Borroros mit ihren Hunderten von Rindern einen Fluß überschreiten. Ich sah einen solchen Übergang am Benue mit an. Voraus trabten einige Reiter mit Bogen und Köcher, um die Furt zu suchen. Dann kam ein einzelner Mann, dessen lockenden Tönen dicht gedrängt die ganze Herde folgte. Voran ein riesiger Stier. Die Muttertiere mit den jungen Kälbern weiter hinten und ganz zum Schluß die Weiber mit dem Hausrat auf jungen Stieren und die jüngsten Kälber.

Am Fluß staute sich die Masse, die Tiere verteilten sich, tranken und manche kehrten auch um und gingen ruhig den jungen Gräsern nach. Als die Reiter die richtige Übergangsstelle gefunden hatten, riefen sie vom andern Ufer dem alten Hirten zu, der gleichmütig seine Kleider aufschürzte und ins Wasser ging. Der Leitstier reckte den Hals und schaute ihm nach. Als der Mann, wo das Wasser tief wurde, sich umdrehte und pfiff, ging das Tier unruhig schnaufend am Ufer auf und ab, um dann mit dumpfem Brüllen ihm nach in das Wasser zu traben. Das Brüllen des Leitstiers wirkte wie ein Signal auf die ganze Herde. Dicht beieinander stürmten die Tiere in das Wasser und bald trieben sie wie eine bunte Insel mitten im Benue

um am anderen Ufer brüllend den unterbrochenen Weide aufzunehmen. —

Der Unteroffizier Fischer hatte viel Fieber gehabt. war jetzt in der Überschwemmungszeit eine wahre Tr Fliegen und Moskitos machten den Aufenthalt im Lager unleidlich. Wegen der häufigen Regengüsse konnte man im Freien schlafen und in den heißen Häusern fand man, kein Lüftchen regte, wenig Ruhe.

Ich selbst hatte zwar kein Fieber, quälte mich aber inf dauernd mit Furunkeln und tropischen Schwellungen herum, zeitweilig das Reiten unmöglich machten. Dann kam mir notwendigen Besuche von Herden, Fluß und Dorf die ameri Hickorykarre sehr zu statten, die ich mir von Knauer & Eckma Hamburg mitgebracht hatte. Die Hamburger Firma importiert starken, elastischen Wägelchen, die auch in Amerika in straße Gegenden Verwendung finden. Ich hatte mit solchem Fuhrwerk früher in Jaunde gute Erfahrungen gemacht und fuhr hier ob Adamaua unbeschadet für Achsen und Räder querfeldein über und Stein.

Die Fullahs, die keine Wagen kennen, waren anfangs sehr staunt, als sie die Pferde eingespannt sahen, dann aber fand nament der Lamido Buba, der mich oft begleitete, großen Geschmack an Spazierfahrten, weil es sich auf den Kissen im Wagen noch bequemer, auf seinem Reisepaßpferd saß. Für größere Touren hält jeder reich Fullah aus Bequemlichkeit ein Pferd, das Paß- oder wenigstens Dreischlag geht.

In das Gebiet der Reitkunst fallen auch die Versuche, welche di Jungen auf der Station aus Mutwillen manchmal mit den Straußen anstellten. Sie setzten sich ihnen hinter die Flügel auf den Rücke und lenkten sie durch Stockschläge gegen den Hals. In Adamau wie in Bornu kommt der Strauß nur vereinzelt vor. Ich hatt sechs solcher Vögel in Garua, die ganz zahm waren, sich den Ta über außerhalb der Station herumtrieben und abends getreulich heim kamen, um in einem Laufgarten bei Gras, Korn und Erdnüssen zu übernachten. Mehrfach mußte ich für die gefräßigen Tiere Schaden ersatz bezahlen, sie waren dann auf den Markt gelaufen, hatten mi groben Fußtritten die Handelsfrauen vertrieben und in eiliger Gier deren sämtliches Kleingeld in Gestalt von Kaurimuscheln und Perlen verschluckt.

er Station garnisonierten jetzt 60 Soldaten, von denen
waren. Die Ausbildung der Fußleute lag in den Händen
ffiziers Fischer, der, selbst ein trefflicher Schütze, besonders
en ausbildete. Es knallte von früh bis spät auf dem
nd, den wir uns eingerichtet hatten.

Reitausbildung der Soldaten hatte ich selbst übernommen.
viele Haussahs und Dagombas unter meinen Leuten, die
it Pferden umzugehen verstanden und recht schnell auch das
en und eine verständige Zügelführung lernten. Merkwürdig
llten sich auch die wildesten Hengste, wenn sie erst gelernt
m Stall ruhig zwischen den Flankierbäumen zu stehen, beim
eiten in der Bahn an.
sie erst ein wenig ab=
piert, so trabten sie mit
mengebundenen Zügeln bald
o ruhig wie die Rekruten=
e zu Hause auf dem Huf=
g hintereinander her und
ten nur mal, wenn einer der
iter sich gar zu ungeschickt ge=
rdete und gar zu sehr aus dem
leichgewicht kam.



Unsere berittene Truppe beim Appell.

Als am 7. September die For=
ungs= und Handelsexpedition,
lche die Kolonialgesellschaft ausgerüstet hatte, auf einem kleinen
ampfer der Firma John Holt Niger—Benue=aufwärts eintraf und
s heimische Kavallerie=Ausrüstungen mitbrachte, sah die kleine
eitertruppe sehr stattlich aus. Mein Hauptaugenmerk richtete ich
rauf, daß der Mann im Gelände zu Pferde wirklich dahin kam,
hin er wollte, und daß er ebenso sicher und ruhig schoß, als wenn
n Pferd hinter ihm stände. Hatte der Soldat in der Bahn und
iter im Gelände sitzen und sein Pferd zu beherrschen gelernt, so
rde die Ruhe beim Schuß Pferd und Reiter dadurch anerzogen,
ß auf dem Scheibenstand beim Schulschießen der berittene Infanterist
ts sein Pferd am Zügel bei sich hatte. Im Anfang gab es dabei
erdings manche ergötzliche Szene, aber schließlich standen auch die
ruhigsten Pferde nicht nur vor dem Schuß, wie es ja auch zu
use vielen Pferden nachgerühmt wird, namentlich, wenn sie zum
rkauf angezeigt werden, sondern auch nach demselben.

um am anderen Ufer brüllend den unterbrochenen Weidegang wieder aufzunehmen. —

Der Unteroffizier Fischer hatte viel Fieber gehabt. In Garua war jetzt in der Überschwemmungszeit eine wahre Treibhausluft, Fliegen und Moskitos machten den Aufenthalt im Lager geradezu unleidlich. Wegen der häufigen Regengüsse konnte man nachts nicht im Freien schlafen und in den heißen Häusern fand man, wenn sich kein Lüftchen regte, wenig Ruhe.

Ich selbst hatte zwar kein Fieber, quälte mich aber infolgedessen dauernd mit Furunkeln und tropischen Schwellungen herum, die mir zeitweilig das Reiten unmöglich machten. Dann kam mir für die notwendigen Besuche von Herden, Fluß und Dorf die amerikanische Hickorykarre sehr zu statten, die ich mir von Knauer & Eckmann aus Hamburg mitgebracht hatte. Die Hamburger Firma importiert diese starken, elastischen Wägelchen, die auch in Amerika in straßenlosen Gegenden Verwendung finden. Ich hatte mit solchem Fuhrwerk schon früher in Jaunde gute Erfahrungen gemacht und fuhr hier oben in Adamaua unbeschadet für Achsen und Räder querfeldein über Stock und Stein.

Die Fullahs, die keine Wagen kennen, waren anfangs sehr erstaunt, als sie die Pferde eingespannt sahen, dann aber fand namentlich der Lamido Buba, der mich oft begleitete, großen Geschmack an den Spazierfahrten, weil es sich auf den Kissen im Wagen noch bequemer, wie auf seinem Reisepaßpferd saß. Für größere Touren hält jeder reiche Fullah aus Bequemlichkeit ein Pferd, das Paß- oder wenigstens Dreischlag geht.

In das Gebiet der Reitkunst fallen auch die Versuche, welche die Jungen auf der Station aus Mutwillen manchmal mit den Straußen anstellten. Sie setzten sich ihnen hinter die Flügel auf den Rücken und lenkten sie durch Stockschläge gegen den Hals. In Adamaua wie in Bornu kommt der Strauß nur vereinzelt vor. Ich hatte sechs solcher Vögel in Garua, die ganz zahm waren, sich den Tag über außerhalb der Station herumtrieben und abends getreulich heimkamen, um in einem Laufgarten bei Gras, Korn und Erdnüssen zu übernachten. Mehrfach mußte ich für die gefräßigen Tiere Schadenersatz bezahlen, sie waren dann auf den Markt gelaufen, hatten mit groben Fußtritten die Handelsfrauen vertrieben und in eiliger Gier deren sämtliches Kleingeld in Gestalt von Kaurimuscheln und Perlen verschluckt.

Auf der Station garnisonierten jetzt 60 Soldaten, von denen 15 beritten waren. Die Ausbildung der Fußleute lag in den Händen des Unteroffiziers Fischer, der, selbst ein trefflicher Schütze, besonders gute Schützen ausbildete. Es knallte von früh bis spät auf dem Scheibenstand, den wir uns eingerichtet hatten.

Die Reitausbildung der Soldaten hatte ich selbst übernommen. Ich hatte viele Haussahs und Dagombas unter meinen Leuten, die schon mit Pferden umzugehen verstanden und recht schnell auch das Trabreiten und eine verständige Zügelführung lernten. Merkwürdig willig stellten sich auch die wildesten Hengste, wenn sie erst gelernt hatten im Stall ruhig zwischen den Flankierbäumen zu stehen, beim Einzelreiten in der Bahn an. Waren sie erst ein wenig abgaloppiert, so trabten sie mit zusammengebundenen Zügeln bald ebenso ruhig wie die Rekrutenpferde zu Hause auf dem Hufschlag hintereinander her und bockten nur mal, wenn einer der Reiter sich gar zu ungeschickt gebärdete und gar zu sehr aus dem Gleichgewicht kam.



Unsere berittene Truppe beim Appell.

Als am 7. September die Forschungs- und Handelsexpedition, welche die Kolonialgesellschaft ausgerüstet hatte, auf einem kleinen Dampfer der Firma John Holt Niger—Benue-aufwärts eintraf und uns heimische Kavallerie-Ausrüstungen mitbrachte, sah die kleine Reitertruppe sehr stattlich aus. Mein Hauptaugenmerk richtete ich darauf, daß der Mann im Gelände zu Pferde wirklich dahin kam, wohin er wollte, und daß er ebenso sicher und ruhig schoß, als wenn kein Pferd hinter ihm stände. Hatte der Soldat in der Bahn und später im Gelände sitzen und sein Pferd zu beherrschen gelernt, so wurde die Ruhe beim Schuß Pferd und Reiter dadurch anerzogen, daß auf dem Scheibenstand beim Schulschießen der berittene Infanterist stets sein Pferd am Zügel bei sich hatte. Im Anfang gab es dabei allerdings manche ergötzliche Szene, aber schließlich standen auch die unruhigsten Pferde nicht nur vor dem Schuß, wie es ja auch zu Hause vielen Pferden nachgerühmt wird, namentlich, wenn sie zum Verkauf angezeigt werden, sondern auch nach demselben.

Auf der Straße ritten die Leute wie zu Haus zu zweien oder dreien, Schenkel an Schenkel, auch in Zugfront konnten sie sich bewegen. Auf Kommando oder ein Zeichen schwärmten sie gewandt aus oder gingen in Stellung. Schnell war das Gewehr aus dem Schuh, der Mann abgesessen und im Anschlag. Als Anfang September die Lamidos und Jauros in Garua versammelt waren, konnten sie sich über die Ausbildung der Reitertruppe nicht genug wundern. Daß die Europäer die Menschen gut ausbildeten, hätten sie schon gesehen, aber daß sie sogar die Pferde zu Soldaten machten, meinten sie, sei doch höchst wunderbar. Sie trauten dem weißen Mann überhaupt eine eigenartige Macht über die Tiere zu, denn, wie wäre es sonst überhaupt möglich gewesen, daß in dem Wacheraum am Tor eine große Hyäne an der Kette lag, die oft freigelassen wurde, und daß in Herrn Tokotos Haus gar zwei Löwen frei herumliefen. Die Tiere waren jetzt fünf Monate alt und schon recht groß aber noch immer zahm wie die Katzen. Wohl kam es vor, daß sie sich morgens leise anschlichen, wenn die Weiber den Hof fegten, und mit einem Satz der einen oder anderen spielend auf den Rücken sprangen und sie erschreckten, daß sie hinter einem Perlhuhn oder einem Affen her waren, aber bösartig waren sie nicht.

In dem Laufgarten der Strauße hielt ich Antilopen und Warzenschweine. Zwei Kraniche und ein Marabu vervollständigten die Sammlung.

Die nicht ganz leichte Überführung der Tiere aus Dikoa hatte der brave Haase mit der ihm in allen Dingen eigenen Sorgsamkeit bewerkstelligt. Er war am 9. September mit guten Nachrichten von Bülow eingetroffen und hatte sich auch selbst von seinem Schwarzwasserfieber wieder vollkommen erholt, so daß ich ihn Mitte des Monats, weil Fischer an Fieber krank lag, bereits wieder mit 25 Soldaten gegen die Makurdiheiden schicken konnte, welche die große Straße Marua—Mubi durch das Gebirge sperrten. Die Heiden begannen überhaupt jetzt sich aller Orten zu regen, weil sie meinten, daß ihre alten Widersacher, die Fullahs durch ihre Kämpfe mit den Europäern stark geschwächt seien.

Vielfach habe ich die Ansicht vertreten hören, daß die Bedeutung von Adamaua für uns in den volkreichen arbeitskräftigen Heidenstämmen liege. Gewiß werden wir in Jahren wohl einmal Arbeiter von ihnen beziehen können, wenn, wie ich hoffe, die Eisenbahn in Adamaua gebaut wird und Baumwollkulturen ins Leben gerufen

werden. Aber jeder, der die Adamaua-Heiden wirklich kennt, wird, wenn er ehrlich sein will, gestehen müssen, daß diese Bergheiden ohne Zwang niemals auch nur die geringste Arbeit leisten werden. Von früh bis spät im Halbtaumel infolge des Genusses des berauschenden Korngebräus, das ihre Hauptnahrung bildet, führen sie fortwährend untereinander kämpfend ein kaum menschenwürdiges Dasein. Wenn wir uns aber auch dem Neger gegenüber auf den Standpunkt stellen, daß jeder Mensch Pflichten hat und zu diesen Pflichten in erster Linie eine Arbeitsleistung gehört, so werden wir zu dieser die Heiden, ebenso wie es die Fullahs getan haben, mit den Waffen in der Hand zwingen müssen. Das Recht des Stärkeren ist es, das wir heut den Fullahs gegenüber geltend machen, und auf demselben Rechtsboden haben diese früher gegen die Heiden gefochten.

Die Sklavenjagden waren natürlich verdammungswürdig, aber zu der gerechten Beurteilung der Fullahs darf man nicht vergessen, daß sie in Adamaua, wo sie selbst leben wollten, Existenzkriege führten, wenn sie gegen die Heiden kämpften. Der einzelne Fullahherrscher war oft zu schwach, mit seinen Leuten allein seine Heiden wirksam im Zaume zu halten. Deshalb trat jedes Jahr unter dem Emir der Heerbann von Adamaua zusammen und hielt im großen das eine Mal mit den Stämmen im Osten, das andere Mal mit denen im Westen Abrechnung. Das eine Jahr unterstützte ganz Adamaua die Fullah-Funange gegen die Issgeheiden und im nächsten Jahre kämpften die Funanges mit den Benue-Fullahs gegen die Bassamas südlich von Jola.



Adamaua-Landschaft.

Auf diese Weise wurden die Heiden im Zaume und die Karawanenstraßen offen gehalten. Haben die Heiden aber die Oberhand, so gibt es überhaupt keine offenen Straßen. Wir haben dies ja im Waldlande von Kamerun am besten erfahren, wo wir doch nur mit unseren Gewehren Straßen geschaffen haben.

Haase fand auf der Makurdiexpedition weniger energischen als heimtückischen Widerstand. Von hinten, aus sicherem Felsversteck, wo niemand einen Gegner vermutete, wurden zwei Soldaten mit Giftpfeilen erschossen. Haase hatte aber das Glück, den Häuptling Kahngu in seine Gewalt zu bekommen und mit ihm als Geisel die Makurdistraße sicher zu stellen. Auch Strafarbeiter schickten die Heiden nach Garua.

Wüst genug sahen der Häuptling Kahngu und seine Leute aus. Sie trugen struppige Haare und gingen ganz nackt bis auf ein großes Ziegenfell, das ihnen um den Hals gebunden über den Rücken fiel.

Nachdem Haase wieder auf der Station war und Fischer sich erholt hatte, konnte ich an eine Expedition nach Osten denken, um festzustellen, ob nicht dort auch vielleicht wie vorher im Norden unseres Schutzgebietes die Franzosen säßen.

Anfang Oktober war es kühler geworden und der Regen hörte allmählich auf. Am 21. begann der Benue wieder zu fallen. Die



Charakteristischer Schattenbaum in Adamaua.

einzige Abwechslung in dieser üblen Regenzeit bot mir die Jagd. Wunderbar frisch sah der grüne Grasteppich aus, wenn ich mit Sonnenaufgang flußabwärts auf die Pirsche ritt. Ich trug den Karabiner im Gewehrschuh und hinter mir ritt auf einem munteren Heidenpferdchen mein Junge Osman mit der Flinte und den Schrotpatronen. Alle Sorgen und schweren Gedanken müssen weichen vor der Manneslust, in Afrika gesund und gut beritten zum Weidwerk auszuziehen. Frei fühlt sich der Mann, die ganze Welt erscheint ihm als sein Eigentum. Auch das Pferd fühlt so, unruhig kaut es auf dem Gebiß.



Haussahhändler.

Dicht vor uns kreuzen ein paar Gazellen in hohen Fluchten den Weg. Die zierlichen Tierchen mit den feinen drahtigen Läufen und den eigentümlich schönen schwermütigen Lichtern habe ich nie gern geschossen, sie sind mir immer wie feine Nippesfigürchen vorgekommen, welche die Vorsehung erschaffen hat, damit das schönheitsempfängliche Auge des Menschen sich an dem harmonischen Gebilde erfreute; ich ließ sie auch heute ziehen. Nur ein Paar der feinen geschwungenen Gehörne dient zur Vervollständigung meiner Adamaua-Geweihsammlung.

Unterhalb Leinde hatte der Wasserbock seinen Wechsel, dorthin zog es mich. In dem seeartig überschwemmten Lande standen überall Reiher, die bei unserer Annäherung abstrichen und mit ihrem krächzenden Schreien die Tierwelt alarmierten.

Auch eine Sumpfantilope hatten diese Sicherheitsposten wohl aufgeschreckt, die mit langen fördernden Sätzen, die Hinterhand weit unterschiebend über ein Erdnußfeld absprang. „Lamido" hatte sie gesehen. Ich gab ihm den Kopf frei und dahin fegte er, daß der schwarze Boden hoch aufflog und große Tropfen aus den Wassertümpeln zu mir aufspritzen. Jetzt verschwand die Antilope in einem

Auf diese Weise wurden die Heiden im Zaume und die Karawanenstraßen offen gehalten. Haben die Heiden aber die Oberhand, so gibt es überhaupt keine offenen Straßen. Wir haben dies ja im Waldlande von Kamerun am besten erfahren, wo wir doch nur mit unseren Gewehren Straßen geschaffen haben.

Haase fand auf der Makurdiexpedition weniger energischen als heimtückischen Widerstand. Von hinten, aus sicherem Felsversteck, wo niemand einen Gegner vermutete, wurden zwei Soldaten mit Giftpfeilen erschossen. Haase hatte aber das Glück, den Häuptling Kahngu in seine Gewalt zu bekommen und mit ihm als Geisel die Makurdistraße sicher zu stellen. Auch Strafarbeiter schickten die Heiden nach Garua.

Wüst genug sahen der Häuptling Kahngu und seine Leute aus. Sie trugen struppige Haare und gingen ganz nackt bis auf ein großes Ziegenfell, das ihnen um den Hals gebunden über den Rücken fiel.

Nachdem Haase wieder auf der Station war und Fischer sich erholt hatte, konnte ich an eine Expedition nach Osten denken, um festzustellen, ob nicht dort auch vielleicht wie vorher im Norden unseres Schutzgebietes die Franzosen säßen.

Anfang Oktober war es kühler geworden und der Regen hörte allmählich auf. Am 21. begann der Benue wieder zu fallen. Die



Charakteristischer Schattenbaum in Adamaua.



[illegible]

einzige Abwechslung in dieser üblen Regenzeit bot mir die Jagd. Wunderbar frisch sah der grüne Grasteppich aus, wenn ich mit Sonnenaufgang flußabwärts auf die Pirsche ritt. Ich trug den Karabiner im Gewehrschuh und hinter mir ritt auf einem munteren Heidenpferdchen mein Junge Osman mit der Flinte und den Schrotpatronen [illegible] Gedanken müssen weichen vor der [illegible] gut beritten zum Weidwerk auszuziehen [illegible] die ganze Welt erscheint ihm als [illegible] fühlt so, unruhig taut es auf dem Gras [illegible]

Dicht vor uns kreuzen ein paar [illegible] Weg. Die zierlichen Tierchen mit den [illegible] den eigentümlich schönen schwermütigen [illegible] geschossen, sie sind mir immer wie feine [illegible] welche die Vorsehung erschaffen hat, damit das [illegible] Auge des Menschen sich an dem harmonischen [illegible] sie auch heute ziehen. Nur ein Paar der [illegible] dient zur Vervollständigung meiner Adamaua [illegible]

Unterhalb Leinde hatte der Wasserbock [illegible] zog es mich. In dem seeartig überschwemmten [illegible] all Reiher, die bei unserer Annäherung ab[illegible] krächzenden Schreien die Tierwelt alarmierten.

Auch eine Sumpfantilope hatten diese [illegible] aufgeschreckt, die mit langen fördernden Sätzen, [illegible] unterschiebend über ein Erdnußfeld absprang. „[illegible] gesehen. Ich gab ihm den Kopf frei und dahin [illegible] der schwarze Boden hoch aufflog und große Tropfen aus [illegible] tümpeln zu mir aufspritzen. Jetzt verschwand die Antilope [illegible]



Sergeant Fischer †.

Kaum zwei Stunden hinter dem Mao Lue betraten wir das Land der Suggiheiden. Die weite Ebene, mit vielen Fächerpalmen bestanden, war reich angebaut. Einzeln lagen die Gehöfte in den gut gehaltenen Erdnuß- und Durrahfeldern. Da wir langsam bergab ritten, konnten wir schon von weitem sehen, eine wie große Unruhe unser Erscheinen hervorrief. Gerade, wie seinerzeit bei den Matafalls hörten wir bald überall blasen und sahen, wie die Weiber den Hausrat zusammenpackten und die Kinder das Kleinvieh zusammen-

trieben, während die Männer mit Schild, Bogen und Speer sich zusammenrotteten, um uns in einzelnen Trupps an der Straße entgegenzutreten. An den ersten Feldern waren wir halten geblieben und abgesessen, denn ich wollte es unter allen Umständen versuchen, mich mit den Landeseinwohnern gütlich über den Durchmarsch zu einigen.

Furchtlos kamen auf unser Winken viele Männer heran, die allerdings in ihrer Nacktheit mit dem Lederschurz auf dem Rücken und schwer bewaffnet nicht gar zu vertrauenerweckend aussahen. Es waren mittelgroße, kräftige, schwarze Gestalten, die vielfach festgedrehte Bastwickel wie Armbänder um die Fußgelenke gebunden hatten. Einige unter ihnen verstanden Fullah. Wir setzten ihnen auseinander, daß wir von ihnen nichts wollten, sondern nur nach Binder, der nächsten großen Fullahstadt, zögen. Sie meinten zwar, durch ihr Land führe kein Weg nach Binder, und die Fullahs seien ihre Todfeinde, aber ein paar Messer und Spiegel und die Aussicht auf weitere Geschenke machten sie gefügiger. Schon liefen einzelne Männer rufend fort und wir sahen, wie die abziehenden Horden Halt machten und dann gar umkehrten. Gleichzeitig bedeuteten uns die Suggis, weiter zu marschieren, und unter großem Vortritt, der sich immer mehr vergrößerte, zogen wir bis gegen Mittag durch das Land, überall angegafft und angeschrien, aber nirgends belästigt. Bei einigen besonders gut gebauten, geschlossenen Gehöften wurde uns Quartier angewiesen und auch reichlich Verpflegung gebracht.

Die Häuser waren dreieckig angelegt und ihre über mannshohen Seitenwände bestanden aus festgestampfter Kieselerde. Die Dächer waren spitz und mit gut geflochtenen Strohmatten gedeckt. Auch die Türen waren so hoch, daß man aufrecht eintreten konnte. Die ganze Anlage machte einen sauberen, von Intelligenz der Bewohner zeugenden Eindruck. Auch das Hausgerät, die Töpfe und Betten waren sorgfältig gearbeitet. Zum Mahlen des Kornes dienten hüfthohe Lehmherde, in die der Mahlstein eingelassen war, so daß die arbeitenden Frauen sich nicht zu bücken brauchten. Jedes Haus besaß seinen eigenen umzäunten Hof, in dem Hühner und Kleinvieh umherliefen.

Auch den folgenden Tag marschierten wir noch unter demselben erfreulichen Eindruck durch Felder und Dörfer, dauernd von Scharen Neugieriger umlagert, die unsere Führer aus dem ersten Quartier mit vielem Geschrei zurückzuweisen versuchten. Sie hatten sich, um uns ein würdiges Geleit zu geben, in ihren Festschmuck geworfen,

d. h. ein spitzes kokettes Strohhütchen nach Art unserer Clownmützen auf ihr zottiges Haupt gestülpt. Hinter den letzten Suggidörfern hörte in den Feldern die Straße auf; vor uns schloß über mannshohes Gras wie eine Mauer die Außenwelt ab. Unsere Führer blieben stehen und sagten: „weiter ginge es nicht, ihr Land sei hier zu Ende".

Nirgends war ein betretener Pfad zu sehen, und nicht die leiseste Spur wies darauf hin, daß weiter nach vorn noch menschlicher Verkehr stattfand; und doch konnten wir, meiner Berechnung nach, nur noch 4 bis 5 Stunden von Binder entfernt sein. Die Suggileute erklärten uns, daß sie, seit Zuberu vor mehreren Jahren einmal einen Einfall in ihr Gebiet machte, keinen Fullah mehr zu Gesicht bekommen hätten, aber auch ihrerseits in der Richtung auf Binder zu niemals vorgingen. Hier, wo ihre Felder aufhörten, sei die Welt für sie zu Ende.

Mit dem Haumesser schlugen wir uns ein paar Stunden durch das Gras hindurch. Auch verschiedene Sümpfe wurden passiert. Schließlich kamen wir auf steinigen Boden, wo wieder Wegspuren begannen. Diesen folgten wir und gelangten nun durch eine Gegend, der Tümpel und Seen mit vielem Wassergeflügel das Gepräge gaben.

Weit in der Ferne tauchten dann die eigenartigen Umrisse des Mendif auf und die ersten Gehöfte wurden sichtbar; sie waren nach Heidenart dreieckig gebaut, aber ihre Bewohner waren bekleidet, wie wir schon von weitem sahen, und kamen uns entgegen. Es waren Tsilmude, d. h. geborene Heiden, die Fullahart angenommen hatten; sie gehörten zu Binder. Boten gingen voraus, um dem Lamido unsere Ankunft mitzuteilen. Das Land behielt den seenreichen Charakter, bis am sandigen Flußbett des Mao Binder die gleichnamige Stadt vor uns lag. Ihr gaben Fächerpalmen das Gepräge. Nur ein kleiner Teil der Stadt ist geschlossen gebaut; kilometerweit liegen im Flußtal verstreut zahlreiche Gehöfte.

Der Lamido brachte uns neben der Massaladia in einer Karawanserei unter, wo zwei Jahre früher, wie er mir sagte, eine französische Expedition gelagert habe. Ich schickte von hier nach Kalfu und ließ die dortigen Fullahs zu mir entbieten. Sie waren die einzigen Adamanabewohner, die sich noch nicht in Garua gemeldet hatten.

Zwei Tage blieben wir in Binder, wo Boten aus Marua kamen. Abdurhaman Tschudi ließ melden, daß er nun endlich auch den fanatischen Modibo in seine Gewalt bekommen habe und sich seiner Herrschaft zu freuen beginne. Die Ruhetage benutzte ich, um noch einmal gründlich

die heimischen Briefschaften zu erledigen, bevor wir in den ungewissen Osten zogen.

Was unser dort wartete, wußte hier niemand. Die Kenntnisse der Binder-Fullahs reichten nicht bis über die nahen Tuburisümpfe hinaus, deren Bewohner sie als ungemein zahlreich, wild und gefährlich schilderten. Jedenfalls stellte ich zweifellos fest, daß von irgendwelchen Handelsstraßen, denen die Expedition nach Osten hätte folgen können, keine Rede war. Wer von West nach Ost will, marschiert entweder über Lere in das Lakkagebiet oder auf der großen Pilger-



Adamaua-Landschaft.

straße über Karnak nach Bagirmi und weiter über Wadai, Fascher, Omdurman oder Khartum nach Suakin oder einem anderen Hafen des Roten Meeres.

Es ist eigentlich kaum verständlich, wie bei den bequemen Schiffsverbindungen nach Arabien Gläubige vom Senegal oder aus Timbuktu noch heutzutage den unendlichen, gefahrvollen Landweg durch ganz Afrika, den ich vorhin angedeutet habe oder den Wüstenmarsch Sokoto—Tripolis ausführen können, um das Grab des Propheten zu besuchen und als Hadschis heimzukehren. Es ist wohl nur erklärlich aus dem Bestreben, möglichst unter der Fahne des Islam zu wandern, und aus dem Glauben an das seligmachende Verdienst, das sich die Gläubigen durch die Überwindung der großen Strapazen auf der Mekkareise erwerben.

Die Fullahs, mit denen ich über den Weg nach Osten verhandelte, versuchten mich zum Marsch in das Musguland zu bewegen, von dessen Hauptstadt Pusch sie mir unglaubliche Märchen erzählten. Mir war es aber hauptsächlich darum zu tun, Aufklärung über die interessante Wasserverbindung zu gewinnen, die durch den Tuburisumpf zwischen dem Mao Kebbi (Benue) und dem Logone (Tschadsee) gebildet werden sollte. Die einzige Vorbereitung für den Marsch nach Osten hatte ich durch die Mitnahme zweier Tuburi sprechenden Fullahsklaven treffen können.

Durch eine sechs Stunden breite, menschenleere Dornbuschsavanne hindurch, in der Fischer zwei Hartebeester und ich einen starken Keiler schossen, gelangten wir zu den ersten Tuburisiedlungen. Wo die Sandsteppe aufhörte und schwerer schwarzer Humusboden begann, da standen die ersten Heidenhütten. Sie waren aus Lehm gebaut und hatten spitze Dächer. Weiterhin zeigte sich die Ebene dichter bebaut. Bei unserem Anmarsch zogen die Menschen schon so weit von uns entfernt ab, daß wir gar nicht erkennen konnten, mit was für Leuten wir es eigentlich zu tun hatten.

Wir marschierten ruhig der Straße nach zwischen Feldern und Gehöften dahin, bis wir auf ein ganz langsam fließendes, schwarzes, ungefähr 50 m breites Wasser stießen, das mit seinen scharfen Wiesenrändern, schnurgerade, wie ein künstlich angelegter Kanal aussah. Schon dicht am Rande war das Wasser mehr als mannstief; wir mußten das Faltboot zusammensetzen, um den Übergang zu bewerkstelligen. Wir waren am Tuburi; sein linkes Ufer rahmten Wiesen ein, die noch kürzlich unter Wasser gestanden zu haben schienen. Bei einem ausgedehnten Dorf, dessen spitze Dächer zu uns herüberragten, sammelten sich, während wir übersetzten, viele Menschen und Berittene jagten hastig hin und her.

Von der Übergangsstelle aus schickte ich Mahama mit den beiden Fullahsklaven auf das Dorf los. Nach einiger Zeit kamen sie mit einem Tuburimann, der früher ein Bindersklave gewesen war und ein recht zutrauliches Wesen zeigte, zurück. Der Tuburimann hatte natürlich noch keinen Europäer gesehen und musterte uns sehr erstaunt. Wir erfuhren, daß der Häuptling der Landschaft Sulkandu hieß und gerade zu einem Kriegszuge gegen seine Nachbarn rüstete. Er ließ bei uns anfragen, ob seine Götter uns ihm zu Hilfe geschickt hätten; dann wolle er uns freundlich aufnehmen und wir sollten mit ihm die Beute teilen.

Ich fand diese Lage für meine kleine Expedition sehr günstig. Wo Neger im Kampf untereinander sind, da kann man sich als Europäer in der Regel mit einigem Geschick zwischen den kämpfenden Parteien hindurchlavieren, um schließlich, wenn man auch ein paarmal die Segel umstellen und über einen anderen Bug liegen muß, dahin zu kommen, wohin man will. Ich ließ also Herrn Sulkandu sagen, wir kämen als gute Freunde zu ihm und hätten viele Sachen bei uns, die ihm gefallen würden.

In dichten Scharen hatten unsere neuen Bundesgenossen vor dem langgestreckten Dorfe Aufstellung genommen, als wir anmarschierten. Auf ihre langen Speere und Holzschilde gestützt, betrachteten sie uns mit sichtlichem Interesse. Ihrem Wuchs und ihrer Gesichtsbildung nach erinnerten mich die Leute an Wutes, dieselben muskulösen Gestalten, tiefschwarz, mit spitzgefeilten Zähnen. Statt des Rindenschurzes der Wutes trugen sie einen solchen aus Leder; besondere Gigerls hatten auch noch ein Fell für den Rücken gewählt. Viele hatten die Haare abrasiert, andere trugen einen aufrecht stehenden Zopf. Arm- und Beingelenke hatten sie wieder mit Ringen aus Bastgeflecht verziert. Die Gegend mußte sehr volkreich sein, denn viele Hunderte von Männern waren hier versammelt, und noch immer kamen von allen Seiten Bewaffnete angelaufen.

Es entspann sich mit Hilfe der Fullahsklaven eine längere Unterhaltung zwischen Sulkandu und mir. Es muß ein drolliger Anblick gewesen sein. Auf der einen Seite meine uniformierten und bewaffneten Leute, auf der anderen die schwarzen nackten Scharen, in der Mitte ich auf meinem großen Schimmel und vor mir auf einem zottigen Ponychen ohne Sattel und Zaum Sulkandu mit hochgezogenen Knieen, schreiend und so lebhaft gestikulierend, daß ich alle Augenblicke glaubte, er würde von seinem Reittier herunterfallen, das halb wie ein Pferd, halb wie ein Pudel aussah. Da es mir nicht so schnell möglich war, seinen strategischen Auseinandersetzungen zu folgen, so schlug ich ihm vor, daß er uns erst einmal Quartier und Verpflegung geben solle, da wir Hunger hätten. Dies schien ihm einzuleuchten. Die Begriffe Hunger und Essen waren wohl auch so ziemlich die einzigen Berührungspunkte, die wir hatten, worüber infolgedessen auch ausgesprochene Klarheit zwischen uns herrschte.

Die Tuburis waren von jeder Kultur abgeschlossen, lebten in vollständigem Naturzustande und hatten natürlich noch nie europäische Artikel gesehen. Aber wie alle Naturmenschen waren sie gewalttätig,

griffen nach allem, was ihnen gefiel und hielten sich augenscheinlich für weit stärker als wir. Sie wunderten sich, daß wir von der Binderseite herkamen, denn von Leuten mit Gewehren hatten sie nur von der Logoneseite her gehört, wo früher die Kanuris und Araber mit den Musgus gekämpft hatten, zu denen ja auch diese Sumpfbewohner gehörten. Mit einer solchen Sklavenjagdexpedition war ja auch Barth in die Musguländer eingedrungen, auf dessen Berichten die Theorie von der Bifurkation Logone—Benue sich aufbaute.

Die Tuburis schleppten soviel Hühner und Korn heran, daß selbst meine Träger, denen die Lage im übrigen gar nicht gepaßt hatte, wieder vergnügte Gesichter zu machen begannen. Frauen und Kinder bekamen wir bei Sulkandu noch nicht zu Gesicht und damit blieb uns auch der eigentliche clou des Landes noch vorenthalten.

Gegen Abend kam ein alter Tuburiherr zu mir, den wohl die Geschenke herbeigelockt hatten, die ich gerade für Sulkandu auspackte und erzählte, daß er Kanuri verstände, weil er lange Jahre seines Lebens in Gulfei Sklave gewesen wäre. Er war ein Musgu vom oberen Logone, der nach Bornu verpflanzt, dann aber dort entlaufen war und sich nun bis in diese Sümpfe hinein verkrochen hatte, um nicht noch einmal wieder in die Kultur verschleppt zu werden. Die Gelegenheit, ein Geschäftchen zu machen, erschien ihm aber nun doch zu verführerisch und er setzte mir vertraulich auseinander, daß es sich eigentlich für mich nicht verlohne, mit diesen Leuten anzufangen, die in ihrem dicken Sumpf doch gar zu viel Schlupfwinkel hätten. Er wolle mich nach Pusch mitten ins Musguland führen; da gäbe es mehr Menschen und weniger Platz auszureißen, da könnte ich ordentlich Sklaven fangen. Der Alte hielt mich in der Tat für einen „ollen ehrlichen Menschenfischer“. Als ich dem alten Biedermann aber auseinandersetzte, daß ich wirklich gar keine Sklaven fangen wolle, ihm aber auch Geschenke zu machen bereit sei, wenn er mir den direkten Weg Tuburi aufwärts zum Logone zeige, da wurde er ganz irre an mir und behauptete jetzt mißtrauisch, den Weg nicht zu kennen. Den interessierten Geographen, der von ihm wissen wollte, ob der Tuburi und der Logone in Zusammenhang ständen, ob der Tuburi schiffbar sei und dergleichen mehr, hielt er für ein schlaues Inkognito. Er nahm sein Rasiermesser und sein Stück Zeug dankend entgegen, aber er schied kopfschüttelnd. Er kannte seine Pappenheimer, solche Geographen hatten ihn vielleicht auch schon in Gulfei über seine Heimat

examiniert. Für ihn waren und blieben wir Sklavenjäger. Am nächsten Morgen war er verschwunden.

Sulkandu selbst versuchte ich abends bei der feierlichen Überreichung der Geschenke auseinanderzusetzen, daß aus einem gemeinsamen Kriegszuge nichts werden könnte, worauf er meinte, dann würde es wohl das beste sein, wenn er auch darauf verzichtete, denn die Sumgoialeute, um die es sich handelte, seien stärker wie er. Er sagte aber, ich solle ihm wenigstens insoweit helfen, daß ich den dortigen Häuptling veranlaßte, ihm die geraubten Weiber zurückzugeben. Also auch hier: »où est la femme?«

Und diese Frauen! Am anderen Tage, als wir Tuburi aufwärts in Baru lagerten, bekamen wir die ersten zu Gesicht. Ich war schon in meinem Zelt, als Fischer mit allen Zeichen größter Freude zu mir eilte, um mich mobil zu machen; der Anblick, der sich mir bot, war auch wirklich lohnend. Die Weiber hatten nämlich statt des Mundes einen regelrechten Schnabel. Ich traute meinen Augen kaum und hielt die Erscheinung für einen bösen Spuk. Bei meinen naturwissenschaftlichen Studien einst auf dem Gymnasium in Schwedt hatte ich wohl von dem Vorhandensein des Schnabeltieres mit Interesse Kenntnis genommen, aber von einer „Schnabelfrau“ hatte ich noch nie singen und sagen hören. Und doch lebt diese Gattung und ist, wie ich meinen Lesern zu meiner Freude versichern kann, nicht einmal selten wie das Okapi*) und ist auch nicht der Gefahr des Aussterbens ausgesetzt, wie z. B. der afrikanische Elefant, sondern ich sah diese Grazien groß und klein in der folgenden Zeit in solchen Mengen, daß ich mich lebhaft mit der Lösung der Frage beschäftigte, auf welchen Sinn des liebenden Mannes diese künstliche körperliche Verzierung wohl einwirken möge. Daß der Gesichtssinn durch den schönen Schnabel angenehm angeregt werden sollte, kann ich mir nicht recht vorstellen. Auch meine ich nicht, daß das Klappern beim Sprechen das Gehör der Männer besonders wohltuend berührt. Ich glaube also, daß die verlangend entgegengestreckte Lippe auf das Gefühl, den Tastsinn der liebenden Jünglinge und Gatten anregend wirkt. Ein Kuß von diesem Kaliber muß allerdings von verblüffender Wirkung sein.

Betrachtet man nun eine dieser Schnabelfrauen näher, so kann man sich von der ganzen klassischen Schönheit ihres Gesichts-

*) Okapi, seltenstes lebendes Säugetier; zwischen den innerafrikanischen Seen und dem Kongo vor einigen Jahren entdeckt.

schmuckes erst dann einen Begriff machen, wenn man weiß, wie er entstanden ist. Den kleinen Mädchen wird durch die durchbohrte Ober- und Unterlippe ein Holzpflock gesteckt, der allmählich immer dicker gewählt wird. Dadurch wird die Öffnung in den Lippen mit der Zeit derartig erweitert, daß schließlich bei den Schönsten die Schale eines getrockneten Kürbis von Talergröße Aufnahme darin finden kann. Stecken nun die Schalen in den Lippen, so stehen diese natürlich schnabelartig vor und machen auf den Beschauer, der dem sonderbaren Tuburigeschmack nicht zu folgen vermag, den geschilderten Eindruck. Ganz toll sieht es aber aus, wenn die Kürbisse oder Hölzer entfernt sind, denn dann fallen natürlich die Lippenränder lappenartig herab, und ich habe Unterlippen gesehen, die bis unter das Kinn reichten. Nun, nichts für ungut, andere Länder, andere Sitten; de gustibus non est disputandum.

Die Bevölkerung in dem Tuburital ist ungemein dicht. Schwarze Scharen von Menschen folgten uns neugierig an den folgenden Tagen.

Wir marschierten immer Tuburi-aufwärts.

Als wir bei Mukkay in die Nähe des einzigen Höhenrückens kamen, der sich aus dieser Sumpfebene erhebt, war es mir nicht möglich, in Erfahrung zu bringen, ob das Tuburiwasser östlich oder westlich von der Erhebung seinen Ursprung nähme. Ich ging über das westliche Ngaljam und bezog auf dem rechten Ufer ein Lager, um zunächst einmal die Gegend zu erkunden. Der Tuburiarm, den wir überschritten hatten, war immer noch 25 m breit und über mannstief. Jenseits der Erhebung durchzogen andere langsam fließende Arme eine weite Wiesengegend, und auch von der Erhebung selbst aus flossen mehrere kleine Wasser nach Ost und West. Das ganze Land ist mit Kanälen und Wasseradern durchsetzt und muß bei Hochwasserzeit einem einzigen großen See gleichen.

Über einen ganz schmalen Damm, der aus Knüppeln hergestellt war, zogen wir von den Suggis zu den Wulyas hinüber. Beide Stämme waren natürlich verfeindet. Der Übergang durch das Sumpfgebiet erinnerte mich lebhaft an die Schilderungen von den mittelalterlichen Zuständen in den ostfriesischen Marschen. Auch in diesen wasserdurchsetzten, niederdeutschen Bauerländern waren ja damals die Knüppeldämme abgebrochen worden, wenn die Gaue sich den Krieg erklärt hatten, und oft hatten die Streiter den Frost abwarten müssen, um aneinander gelangen zu können.

Natürlich glaubten die Wulyas, wir kämen zu einem Raubzuge oder als Bundesgenossen ihrer Suggifeinde; sie hatten die Dörfer ausgeräumt und Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht. Allmählich sammelten sich auf der anderen Seite des Ngaljams*), um diese von Barth eingeführte Bezeichnung für die Gewässer hier zu gebrauchen, von denen man oft nicht weiß, ob sie stehen oder fließen, dichte Pulks Berittener, die aufgeregt zu uns herüberriefen. Wir nahmen überhaupt keine Notiz von ihnen. Überall, wo wir erschienen, blieben sie in achtungsvoller Entfernung, waren aber nicht zu bewegen, mit uns in Verbindung zu treten.

Der Grund für diese unerklärliche Scheu wurde mir am folgenden Tage klar, als es Mahama gelang, zwei Reiter zu uns herüber zu rufen, die am jenseitigen Ufer hielten. Ich sah voller Interesse zu, wie sie mit den Schenkeln und mit Schlägen gegen den Hals die sattel- und gebißlosen Pferdchen ins Wasser trieben, die mit den Reitern auf dem Rücken fabelhaft gewandt zu uns herüberschwammen. Der eine von ihnen war wieder ein entlaufener Sklave, dieses Mal aus Binder, der auf den Namen Wursu hörte. Er berichtete, daß er vom Logone aus dem eigentlichen Musgulande stamme, wohin ein großer Teil der Wulyas vor den Bagirmisklavenjägern geflohen sei. Seit sieben Monaten schon habe Bascha Kuko, ein Unterführer des Bagirmisultans Gauranga, ein festes Lager ungefähr sechs Stunden von hier, von wo aus er seine Menschenjagden mache. Bascha Kuko habe viele Gewehre, und bald würde ich in die Gegenden kommen, wo er gebrannt und gemordet hätte. Vor einigen Tagen seien die Bagirmiaraber Logone-aufwärts in das Lakkagebiet gezogen. Die Wulyas hielten uns für Freunde des Bascha.

Jetzt war mir das Benehmen der Wulyas klar, die nirgends etwas Feindseliges gegen uns unternahmen, sondern überall geflohen waren. Wursu, der Fullah sprach und das ganze Land kannte, wurde für uns von dem allergrößten Nutzen; er erbot sich, den nächsten Weg zum Logone zu zeigen. Seinem Beispiel folgend, kamen auf unserem Weitermarsch Ngaljam-aufwärts viele berittene Wulyas zu uns. Die großen Leute mußten oft mit hochgezogenen Knieen auf den struppigen Ponys sitzen, um die Beine nicht auf der Erde schleifen zu lassen.

Um einen festeren Sitz bei dieser unbequemen Art des Reitens zu haben, hatten sie den Pferdchen mehrfach Wunden in der Sattellage

*) Ngaljam ist übrigens eigentlich das Musguwort für „Flußpferd".

beigebracht, die künstlich offen gehalten wurden. Für die Roheit eines solchen Verfahrens fehlt den Schwarzen jeder Sinn. Aber wie der Naturmensch ungleich stärkere Nerven hat als der Mann der verfeinerten Kultur, so scheinen auch die Haustiere der Schwarzen unter schlechter Behandlung ihrer Herren längst nicht in dem Maße zu leiden, wie es mit heimischen Tieren der Fall sein würde. Man denke sich nur ein ostpreußisches Pferd mit offenen Druckstellen in der Koppel, dem die Vögel auf den Rücken fliegen und die kranken Stellen mit den Schnäbeln bearbeiten und man sehe anderseits das Behagen, das es den Tuburiponys augenscheinlich bereitete, wenn die schwarzen Madenhacker ihnen freundlich den wunden Rücken krauten. Die kurz gebauten Pferdchen mit den starken drahtigen Beinen sind unverwüstlich, und es grenzt für europäische Begriffe an das Unbegreifliche, wie sie mit den schweren, ungefügen Reitern über Stock und Stein durch Wasser und Sumpf jagen und wie sie sich vor allem durch die dichtesten Dornenbüsche hindurcharbeiten. Darin geben ihnen allerdings ihre schwarzen Herren ein gutes Beispiel, denn, wenn ich durch den Busch einem Stück Wild nachging und mir das Zeug in Fetzen um den Leib hing, dann zeigte das Fell meiner Begleiter nur selten eine blutige Schramme oder einen ernstlichen Riß.

Wir ritten stromauf bis an einen großen See, der jetzt fast trocken lag und wie ein grünes Schilfmeer aussah. Stunden dauerte es, bis wir ihn durchkreuzt und die vielen kleinen Wasserläufe überschritten hatten, die wie feines Geäder sich ausbreiteten. Kaum drei Stunden trennten uns noch vom Logonestrom. Überall Ngaljams, Seen und Tümpel, zum Teil noch voll Wasser, meistens aber mit einer schwarzen Schlammschicht bedeckt. In der höchsten Regenzeit sind alle diese Rinnen, deren tiefste Stellen jetzt die stehenden Gewässer bildeten, mit Wasser gefüllt und untereinander verbunden.

Das Schilfmeer ist eine Wasserfläche, die mit Kanus befahren wird, und die Überschwemmungswässer des Logone stehen dann in der Tat in unmittelbarer Verbindung mit dem Benue.

Kaum irgend wo sind für die europäische Technik gleich günstige natürliche Bedingungen gegeben, um zwei wichtige Stromgebiete miteinander in Verbindung zu bringen, und der Zukunft wird es nicht schwer werden, auf diesem Wege eine Wasserstraße von der Atlantischen See zum Tschadsee zu schaffen, wenn nicht ein Eisenbahntransport durch Kamerun sich doch vorteilhafter gestaltet, weil der Schienenweg ein kürzerer und zu allen Jahreszeiten unbeschränkt benutzbarer

ist. Auf dem Benue aber läßt sich die Schiffahrt mit größeren Dampffahrzeugen kaum vier Monate im Jahre betreiben, ein Umstand, der stets ein nicht zu verkennendes Hindernis für die im übrigen durch die geographischen Verhältnisse geboten erscheinende Erschließung dieses Teiles von Westafrika auf dem Wasserwege bilden wird.

Es ist merkwürdig, wie wahr sich das Sprichwort: „Was man wünscht, das glaubt man gern", auch bei der Behandlung der Verbindung Benue—Logone erwies. Als ich festgestellt hatte, daß eine dauernde, praktisch nutzbare Bifurkation hier nicht besteht, glaubten viele Leute, die sich mit dieser Frage in der Heimat theoretisch beschäftigt hatten, meinen einfachen Berichten nicht, weil sie ihre kühnen Pläne: „Zu Schiff von Hamburg bis zum Tschadsee" zu Schanden machten und meinten, dieser militärische Forscher wird doch wohl nicht in die geographischen Feinheiten des Landes haben eindringen können. Der Franzose Lenfant, der Benue-aufwärts durch deutsches Gebiet unterwegs war, mußte den rechten Weg finden und glatt mit seinem Stahlboot durch den Tuburi in den Logone einlaufen. Lenfant kam auch in der Tat mit seinen Kanus in den Logone, aber leider, wie mein Freund, Hauptmann Stieber, der damalige deutsche Resident, feststellte, auf der letzten Strecke über Land.

Es ist unbedingt notwendig, daß der koloniale Gedanke mit Begeisterung hochgehalten wird und daß man auch die Aussichten für Handel, Wandel und Entwicklung, die die einzelnen Kolonien gewähren, nicht pessimistisch betrachtet. Aber nichts ist schädlicher für eine wirklich fruchtbare, koloniale Entwicklung als der übertriebene Optimismus der Kolonialenthusiasten, die Gold und Silber in den Bergen sehen, wo die Sonne auf einem Stückchen Glimmer blitzt, die alles Land fruchtbarer schildern, als die gesegnetsten Gefilde der bekannten Welt und die von schiffbaren Strömen reden, wo kaum die Nußschalen der Eingeborenen zu passieren vermögen.

Kamerun ist eine Kolonie, die unter normalen Verhältnissen sich so entwickeln muß, daß sie an der Hand ihrer Erträge ihre Gegner sicherlich bekehren wird, und sie wird sich vor ihren Feinden deshalb selber schützen, aber das Schicksal bewahre diese Kolonie gnädig vor ihren Freunden.

Wo das Land sich nur ein klein wenig erhob, da lagen Gehöfte. Der Häuptling, den Wursu uns zuführte, nannte sich Wudo Wudo, er trug einen Panzer, aus der dicken Rückenhaut des Krokodils verfertigt. Sein Dorf lag unter Delebpalmen an einem kleinen See.

Von hier aus ritt ich mit Fischer durch abgebrannte Dörfer zu dem Platz, wo Bascha Kuko sein Lager gehabt hatte. In der hohen Dornenzeriba standen noch die Strohhäuser; Kornvorräte, Hausgerät, Rinderschädel und Felle lagen umher. Aber von den Bagirmileuten war, wie mir die Eingeborenen versicherten, die sich zutraulich sammelten, keiner mehr in der Nähe zu spüren.

Am schmerzlichsten schien den Wulyas der Verlust ihres Rindviehs zu sein, das Bascha Kuko weggetrieben hatte. Wie die Pferde, so sind auch die Rinder bedeutend kleiner als in Adamaua, und Milch wird von ihnen überhaupt nicht gewonnen. Die Heiden halten es mit dem berauschenden Palmenbier. Zum ersten Mal in Afrika sah ich hier bei den Wulyas, wie dem mit der Hacke aufgelockerten Boden rationell Dung zugeführt wurde. Trockenes Heu war zu langen Stricken zusammengedreht und in großen Bunden an den Bäumen aufgehängt, um als Vorrat für die Trockenzeit zu dienen.

Der Häuptling selbst ritt auf seinem kleinen Pony voraus, als wir in das Gebiet der Masa kamen, die am Logone wohnen. Der Logone zeigte eine sehr wechselnde Breite; wo wir ihn zuerst berührten, maß er kaum 100 m, während er an der Übergangsstelle, die uns Wursu zeigte, weil die Masas wieder fortgelaufen waren, mindestens dreimal so breit war. Wir hatten mehrere tiefe, schwarze Ngaljams auf der linken Flußseite zu durchschreiten und marschierten fast zwei Stunden durch Wiesen und hohes Gras, bis wir die Fährstelle erreichten. Das Ufer war auf unserer Seite flach, während jenseits das dicht gebaute Fischerdorf Siggi wohl 20 m hoch über dem Wasserspiegel lag. Um den Fluß zu durchwaten, war er zu tief, und Wursu konnte auch über die eigentliche Furtstelle keine genügende Auskunft geben. So schossen wir unsere Gewehre ab und machten uns den Leuten, die zahlreich im Dorfe standen, bemerkbar, in der Hoffnung, daß sie uns mit ihren Kanus holen würden. Durch das Glas konnte ich erkennen, wie unsere Bemühungen bei ihnen die größte Heiterkeit hervorriefen. Sie sprangen vor Freude in die Luft und drückten uns durch Gebärden ihre Verachtung aus. Leider waren die schweren Faltbootteile weit zurückgeblieben, so daß wir mehrere Stunden untätig das Vergnügungsobjekt für unser Gegenüber abgeben mußten. Rundum in den Wiesen brüllten Flußpferde und auch an Wassergeflügel war natürlich wieder Überfluß.

Wirklich spaßhaft war es, die Siggileute durch das Glas zu beobachten, als dann unser Faltboot flott gemacht wurde. Zuerst standen

sie wie versteinert und schauten zu uns herüber, dann, als das Boot mit Soldaten bemannt abstieß, entstand eine grenzenlose Verwirrung. Die Kanus, auf denen sie das Weite suchen wollten, wurden nicht mehr fertig und die Leute liefen landeinwärts als die Soldaten ans Ufer stiegen. Anfangs hatten die Siggileute wohl ein schlechtes Gewissen und näherten sich nur zögernd. Sobald sie aber sahen, daß wir friedliche Leute waren, halfen sie uns tüchtig und nahmen uns sehr freundlich bei sich auf. Auch sie hatten in den letzten Wochen aus Furcht vor Bascha Kuko in der Steppe versteckt gesessen, wußten aber über den Weg



Am Logone.

nach Osten keine Auskunft zu geben. Von dem Schari hatten sie nie etwas gehört. Für alle Fragen verwiesen sie uns an ihren stromab wohnenden Oberhäuptling Dalasna, nach dessen Dorf Haasu wir am 9. November marschierten. Obwohl wir immer in der Nähe des Logone blieben, nahm die Gegend einen steppenartigen Charakter an. Vielfach passierten wir Dornbuschstrecken, Dörfer und bebautes Land wurden seltener; Palmen und Akazien bildeten öfters kleine Schattenoasen in der sandigen Steppe.

Dalasna war ein ruhiger, verständiger Mann, der uns auseinander setzte, daß zum Schari hinüber weite, wasserlose Strecken zu passieren seien, in denen kaum Menschen hausten. Er selbst kenne nach Osten hin nur das Dorf Baro, wo Kungleute wohnten, die dann weiter wissen würden. Bereitwillig übernahm er am folgenden

Tage selbst die Führung. Dicht hinter seinen Gehöften begann wieder der dichte Dornenbusch, der zuweilen von Strecken unterbrochen wurde, wo dickes Schilfgras übermannshoch stand; auch steinige Flächen mit kurzen, struppigen Grasbüscheln passierten wir. Aber „Wasser", „Wasser!" riefen meine Leute, denn die Sonne brannte glühend heiß vom wolkenlosen Himmel. Gleichmütig ritt Dalasna auf seinem Pony vor mir her, wies beruhigend mit der Hand nach vorn und verlangte nur hin und wieder etwas Tabak.

Gegen 5 Uhr kamen wir an ein kleines Wasserloch, das halb von Gras überwuchert war, und bald dahinter fanden wir mitten im Busch einige elende Durrahfelder, über die kreuz und quer Schnüre gespannt waren, in denen Felllappen steckten. Auch Klappern und Schlagen mit Stöcken gegen Bäume hörten wir: die Kungs wehrten die zahllosen Webervögel von ihrer armseligen Ernte ab. Menschen sahen wir nicht. Als Dalasna zu rufen begann, hörte auch das Klappern auf.

Wenig angenehm überrascht war ich, als mir Dalasna mitteilte, daß diese menschenleeren Felder Baro vorstellten. Die Kungs bewohnten überhaupt keine Hütten, sondern schliefen in steter Furcht vor den Bagirmiräubern im Waldesdickicht unter hohen Bäumen auf Stangen und Brettern, die sie sich zusammenschleppten. Tagsüber gingen die Männer auf Jagd und Frauen und Kinder hielten Wache bei den wenigen Töpfen und verscheuchten die Vögel.

Alles Rufen Dalasnas, den ich weit in die Steppe hineinschickte, blieb erfolglos. Die Kungs ließen sich nicht blicken. Unangenehm war die Lage insofern, als von irgend welchen begangenen Pfaden nichts zu sehen war, Dalasna aber nur bis hierher Bescheid wußte. Wir biwakierten, und am Morgen schickte ich Reiter aus, um Gefangene zu machen. Schneller als ich gedacht hatte, kamen zwei Reiter zurück, um mir zu melden, daß sie zwar keine Kungleute, wohl aber drei Elefanten gesehen hätten. Dies war eine frohe Botschaft, denn Fleisch konnten wir in dieser Einöde brauchen. Also schnell gesattelt und mit der Patrouille fort.

In einer Senke, wo das Wasserloch lag, bei dem wir tags zuvor getränkt hatten, zogen ruhig äsend drei Elefanten vor uns her. Es waren mittelgroße Tiere. In weitem Bogen umritt ich die Tiere, um zu warten, bis sie aus dem hohen Schilfgras herausträten. Es ist immerhin ein gewagtes Stück, in dichtem Gras oder Urwald, wo man kaum fünf Schritt weit sehen kann, an Elefanten heranzugehen.

Im allgemeinen werden Elefanten ja flüchtig, wenn sie von Menschen überrascht werden. Ich bin in meiner langen Praxis niemals von einem gesunden Elefanten angenommen worden. Aber man will doch schießen und kann nicht mit Sicherheit darauf rechnen, daß der Elefant im Feuer liegt; ist er aber krank und findet seinen Angreifer, so nimmt er ihn an, und wehe dem Menschen, den ein wütender Elefant faßt: ein Schlag mit dem Rüssel, ein Stoß mit den Zähnen oder ein Tritt mit den gewaltigen Füßen! Erst vor kurzem erlebte ich es, wie ein schwer wunder Elefant einen vor ihm fliehenden Neger mit dem Rüssel niederschlug, dann den Kopf des Unglücklichen mit dem Rüssel packte und ihn vom Körper riß, auf dem der eine Riesenfuß ruhte.

Ich beobachtete auf ungefähr 300 m die drei Elefanten durch das Glas. Inmitten der weiten Natur machen die großen Dickhäuter, diese Überbleibsel einer vergangenen Epoche, durchaus nicht den grotesken und unförmlichen Eindruck, den man in europäischer Umgebung von ihnen bekommt. Die Kolosse und ihre Umgebung stehen in einem harmonischen Verhältnis. Schritt für Schritt, dicht beieinander zogen die Elefanten arglos dahin, sicher im Gefühl ihrer gewaltigen Stärke; mit den Rüsseln rafften sie weit ausholend, wo sie das Rohr niedergetreten hatten, das junge Gras, das darunter wuchs, zusammen und führten es dem spitzen Maule zu. Hin und wieder brüllte der eine oder andere kurz auf, wenn sie sich aneinander rieben oder liebkosend mit den Elfenbeinen nacheinander stießen. Die Zähne waren bei allen drei Tieren nur kurz.

Als die Elefanten gar keine Anstalten machten, aus dem Schilf herauszutreten, schickte ich drei Soldaten auf den Wechsel der Tiere mit der Weisung, in gehöriger Entfernung hinter ihnen zu schreien und Alarmschüsse abzugeben.

Ich beobachtete nun, wie der hinterste Elefant plötzlich unruhig wurde, kurz aufbrüllte und sich umdrehend den Rüssel hoch über das Gras erhob, augenscheinlich um die Witterung der Menschen aufzunehmen. Da knallte ein Schuß, alle drei Tiere drehten sich in die Richtung des Schalles. Die breiten Gehörlappen klappten, unruhig traten die Tiere hin und her, öfters stießen sie kurze, unwillige Laute aus. Der eine machte einen runden Rüssel und lief mehrere Schritte vor. Wieder knallte es, das vorderste Tier schlug wild mit dem Rüssel hin und her; dann gingen alle drei zögernd, nach allen Seiten sichernd, auf den Schall zu. Plötzlich blieben die Elefanten stehen,

machten kurz Kehrt und kamen im Trab auf mich zu; sie schienen die Menschen gesehen zu haben. Ich ließ mein Pferd mit meinem Jungen stehen und prüfte noch einmal den Verschluß meines Karabiners 98. Im Lauf hatte ich Vollmantelgeschosse. Ich ging den Tieren etwas entgegen. Sie waren wieder in Schritt gefallen und kamen bedächtig auf mich zu. Kaum 80 Schritt waren sie noch von mir entfernt, ich konnte bereits die dunkle Fliegenwolke sehen, die sie umgab, da kniete ich nieder und ging in Anschlag. Alle drei kamen sie mir spitz; ich sah nur das Leittier. Als es auf 50 Schritt heran war, schoß ich ihm auf den Kopf, wo der Rüssel an den Schädel ansetzt. Ein schrilles Trompeten, eine Wolke von Staub! Schon war ich hoch und sah die drei Rücken gerade noch ins hohe Gras eintauchen, der eine schwankte stark. Zufrieden dachte ich mir: „der hat sein Teil"; ich war gut abgekommen; da schrien schon meine Haussahs: »Massa, ja fada!« (Herr, er liegt.) Ich ging den jubelnd Vorwärtsstürmenden nach und fand am Rande des Dickichts den zusammengestürzten Riesen, der brummende Verzweiflungslaute ausstieß, während schaumiger Schweiß aus dem Maul und dem sich nur noch schwach bewegenden Rüssel lief. Das Geschoß saß im Hirn, der Elefant war bereits betäubt; jetzt bekam er den Fangschuß. Der Riesenleib streckte sich, das Auge brach und jauchzend warfen sich meine Leute auf die gewaltige Jagdbeute. Über dem Kadaver schrien in der Luft hin- und herflatternd schwarze Madenhacker, die den Tod ihres Wohltäters beklagten. Von den beiden anderen Tieren sah ich nichts mehr; die Leute erzählten, daß sie in wilder Flucht im Buschwald verschwunden seien.

Das gestreckte Tier war ein männlicher Elefant mit kurzen, dicken Stoßzähnen. Er zeigte die breitere Stirn und Schädelform des Sudanelefanten und hatte auch nicht den ausgesprochenen Karpfenrücken der Urwaldtiere aus der Küstenzone. Der Elefant war nur schwach im Wildpret.

So lag wieder einer der afrikanischen Riesen, die uns wie Überbleibsel einer anderen Zeit anmuten, gestreckt am Boden und das wüste, blutige Fest des Zerwirkens durch die fleischgierigen Schwarzen sollte seinen Anfang nehmen. Als ich noch jünger war und ganz unter der Leidenschaft einer nervenerregenden Elefantenjagd stand, kam es mir selbst, muß ich offen gestehen, niemals zum Bewußtsein, daß es doch eigentlich ein bedauerliches Ereignis ist, wenn einer dieser wunderbaren Riesen sein Leben aushaucht, daß es aber vom Stand-



Erlegter Elefant.

punkt jedes Tier- und Naturfreundes, und auch jedes wirklichen Jägers betrachtet, geradezu ein Unglück ist, wenn ein fortpflanzungsfähiger weiblicher Elefant von der Kugel des Europäers oder von dem vergifteten Pfeil der Eingeborenen gefällt wird.

Wie werden alte, schöne Bäume daheim geschätzt und behütet, wie wird der Elch geschont, wie der Auerochs mit Sorgfalt gehegt! Und wie schonungslos wird dagegen in Kamerun das edelste Riesenwild, das die Erde noch trägt, der Elefant, ausgerottet. Mit freudigem Stolz sollten wir uns bewußt werden, daß gerade in Kamerun die Elefanten noch verhältnismäßig häufig sind, die einst ganz Afrika in gewaltigen Herden durchstreiften. Wir sollten uns gerade als Deutsche, die wir uns ja so besonders viel auf unser Denken und ideales Fühlen einbilden, der Pflicht bewußt werden, eines der Riesenwunder der Natur auch weiter zu erhalten. Wie abfällig hört man oft über den rücksichtslosen Geschäftssinn der Amerikaner urteilen, der den Büffel, der einst in ungezählten Häuptern den Norden des Kontinents durchzog, fast hat verschwinden lassen. Sollte das nicht für unsere Elefanten zu denken geben?

In Ostafrika bestehen längst Schongesetze, die unser Wißmann mit seinem echt deutschen Jägerherzen zum Besten des Wildstandes der Kolonie in das Leben gerufen hat. In Kamerun hat der edle Elefant noch immer keinen wirksamen gesetzlichen Schutz gefunden. Geht es noch einige Jahre so weiter, wie es zur Zeit ist, wo jeder Europäer, der vielleicht zu Hause nicht einmal auf einen Hasen abgekommen ist, mit den modernsten Mordwaffen, Expansions- und Explosivgeschossen, auf Elefanten knallt, an denen man ja nicht vorbeischießen kann, so werden wir es voll Beschämung erleben, daß in den Jagdzeitungen über den letzten Elefanten in Kamerun getrauert wird. Dann ist es zu spät!

Es wird stets behauptet, in Kamerun gäbe es noch Riesenherden von Elefanten, die abgeschossen werden müßten, weil sie die Farmen schädigen. Diese Zeiten sind vorbei! Vielleicht kommt es auch heut noch einmal vor, daß ein Elefant in eine Pflanzung an der Victoriaküste einbricht, weil eben dort gerade noch ausgedehnte schwach besiedelte Urwaldstrecken an das Farmland grenzen, und dieser Schadenstifter mag dann auch getrost abgeschossen werden. Gewiß kommt es noch vor, daß ein reisender Beamter oder Kaufmann an der Kribiküste in der Nähe der Flußmündungen einem Elefanten begegnet, weil in dem nahe gelegenen kleinen Schongebiet, welches das Gouvernement überwacht, noch Elefanten als Standwild leben. Aber es ist grundfalsch, deshalb zu behaupten, daß die Elefanten, wenn sie sogar an die Küste kämen, massenhaft im Hinterland anzutreffen seien. Zahlreich waren die Elefanten, als ich vor 14 Jahren nach Kamerun kam. Seit dieser Zeit ist unter ihnen von den Eingeborenen, die Elfenbein verkaufen wollten, mit Einfangen und Abbrennen, mit Schießeisen und Fallgruben, mit vergifteten Pfeilen und Speeren derart gewütet worden, daß nur noch schwache Bestände vorhanden waren, als der Europäer in die Elefantenjagdgründe zahlreicher eindrang, um mit der Büchse bei dem Vernichtungswerk zu helfen. Wo einmal drei Elefanten durchs Land gezogen sind und namentlich, wo sie geäst haben, da hinterlassen sie natürlich gewaltige Spuren und Verwüstungen und der mit den Verhältnissen nicht vertraute Beschauer ist schnell mit der Behauptung bei der Hand: „hier gibt es Elefanten in Menge“. Der alte Kolonist, der den Wildstand in Kamerun kennt und weiß, wie es einst war und wie es jetzt ist, der muß für die Zukunft ernstlich besorgt sein, wenn nicht bald Abhilfe kommt.

Das war ein Jubel, als die Leute aus dem Lager herbeigeholt wurden. Mit Messern, Äxten und Kochgeschirren machten sie sich über den Elefanten her. In ihrer Fleischgier drängten und stießen sie sich, rissen diejenigen, die bereits am Ausschlachten waren, zurück und brüllten und zankten sich, daß man hätte meinen können, ein paar feindliche Parteien brächten hier ihre Streitigkeiten zum Austrag. Ich mußte erst ein kräftiges Wort dareinreden, um leidlich Ordnung in die Sache zu bringen. Vor allem befahl ich deshalb, daß alles Fleisch auf einen Haufen getragen würde, damit ich es selbst verteilen könnte, um ähnlichen Ereignissen, wie wir sie 1895 am Sanaga erlebt hatten, vorzubeugen.

Wir hatten damals am Grenzgebiet zweier Stämme zwei Elefanten geschossen und den Eingeborenen die Tiere, nachdem wir die besten Stücke mitgenommen hatten, überlassen. Als wir nach einigen Tagen auf demselben Wege zurückkehrten, fanden wir von den Elefanten nur noch ein paar Knochen, daneben aber die Körper zweier Erschlagener. Die Eingeborenen hatten, wie wir erfuhren, eine regelrechte Fleischschlacht geschlagen, in der die beiden Leute getötet und mehrere verwundet waren.

Auch heute dauerte es nicht lange, bis die einen mit ihren Messern die Bauchhöhle geöffnet hatten, aus der sie die Gedärme herausrissen, während andere, hochoben auf dem Tiere stehend, mit Äxten die Rippen ausschlugen. Um das Blut, das die Träger in Kochgeschirren auffammelten, kam es natürlich wieder zu einer Balgerei, in deren Verlauf die Geschirre längst umgestoßen an der Erde lagen, während noch immer über den verschütteten Inhalt gestritten und herumgezankt wurde. Vorsichtig wurden die Zähne ausgeschlagen und der Rüssel wurde für meine Küche aufbewahrt. Elefantenfleisch schmeckt wie sehr zähes altes Rindfleisch, nur die Füße und der Rüssel junger Tiere sind für den Europäer genießbar. Kaum eine Stunde war vergangen, da hatten die Träger sogar die Gedärme gereinigt und zusammengerollt, und die Fleischexpedition ging ins Lager zurück. Auf dem eben noch so belebten Platz blieb nur der mächtige Schädel und der Mageninhalt des erlegten Tieres zurück.

Als das Fleisch verteilt war, begann im Lager emsige Tätigkeit; es galt das Fleisch in schmale Streifen zu schneiden, auf Leinen zu ziehen und an der Sonne zu trocknen. Dies Verfahren war hier im Sudan möglich, weil der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein sehr geringer ist und das Fleisch an der Sonne wie in einer Dörre

hängt. Im Küstenklima, wo die Zersetzung sofort beginnt, wird das Fleisch über Feuern getrocknet.

Nachmittags kamen wirklich zwei Gefangene ein, die versicherten, daß sie nur fortgelaufen seien, weil sie uns für Sklavenjäger gehalten hätten. Sie erzählten, daß sie schon seit Jahren im Busch versteckt lebten, ohne überhaupt feste Dörfer anzulegen, weil diese ihnen nur zu Verrätern wurden. Die Vernichtung ihres Stammes hatte mit dem Marsch des Rabeh Logone abwärts begonnen und wurde jetzt von Bagirmi- und Wadaileuten planmäßig fortgesetzt.

Die Kungs sind ein wohlgebildeter Menschenschlag mit intelligenten Gesichtern, als Waffen trugen sie einen Stoßspeer und das Wurfeisen. Wir verständigten uns durch Vermittlung Dalasnas mit den Leuten; sie versprachen uns, den Weg nach Saya zu zeigen. Dies sei das größte Kungdorf und die Leute dort kannten die weißen Männer am Schari. Reich beschenkt ritt Dalasna heim. Wir kamen am 11. November an ein Ngaljam, an dem entlang viele Eingeborenen-



Zerwirken eines Elefanten.

felder lagen. Nur mit Mühe gelang es uns überall die armen Leute, die scheu wie das Wild waren, einigermaßen zu beruhigen. Auch hier trafen wir im Walde Gestelle, auf denen die Kungs über Feuern schliefen. Es war bitter kalt nachts und ich fühlte mich unter zwei wollenen Decken recht wohl.

Ich mußte Routenaufnahmen machen, so hatte Fischer die Freude, täglich jagen zu dürfen. Namentlich das Hartebeest, die Kuh- und die Säbelantilope sind in dieser Steppe heimisch; sie waren ungemein vertraut. Die Kungs in ihrer gedrückten Lebenslage besitzen nicht einmal Bogen und Pfeile, um auf die Jagd zu gehen; sie fangen fast alles Wild in Schlingen. So war die Strecke täglich gut und die Expedition hatte Verpflegung in Hülle und Fülle. Mehrfach passierten wir ganze Delebpalmenwälder, in denen es von Tauben aller Art wimmelte. Überhaupt war die Vogelwelt hier überreich vertreten, und das Gezwitscher der Webervögel, die, wo überhaupt ein Baum war, in ganzen Kolonien nisteten, begleitete die Expedition überall, so lange es Tag war.

Nachts brüllten wieder rundum die Löwen, Schakale bellten dicht an den Wachtfeuern und das widerliche Lachen der gefleckten Hyänen wurde kurz vor Tagesanbruch laut. Es ist, als ob diese ekelhaften Tiere auf diese sonderbare Weise ihren Schmerz ausdrückten, sobald ihnen der Magen knurrt. Wenn sie auf ihrem nächtlichen Raubgange beutelos geblieben sind, dann trotten sie, laut Hals gebend, im Morgengrauen heim, um bei den ersten Strahlen der Sonne zwischen Steinen, Felsen oder Dornen in ihren Bau zu fahren. Hat die Hyäne Beute gefunden, so wälzt sie sich vollgefressen und wohlig grunzend lange noch auf dem Platze, wo sie gespeist hat, herum und schleicht langsam und lautlos ihrem Verstecke zu.

Auf dem letzten Marsche durch das Kunggebiet, der uns zu der ersten Bagirmisiedlung am Ba Ili bringen sollte, hörte ich ein wenig vorausreitend in einem Palmenhain ein Aufbellen und Winseln, als ob Hunde in der Nähe wären. Es brach neben mir, und eine Pallahantilope setzte in hohen Fluchten durch die Steppe, gefolgt von einem Rudel blaffender und heulender Hyänenhunde. Es waren wohl 50 Tiere, die dicht aneinander gedrängt, dahinrasten. So eng geschlossen jagten sie auf der Fährte, daß oft ein Tier, um überhaupt Platz zu haben, auf ein anderes hinauf oder darüber hinweg springen mußte. Die Tiere waren schmutzig gelb, kleiner als Hyänen aber größer als Schakale. Ich war mit Peilen beschäftigt, hatte keine

Büchse bei mir und konnte deshalb keines der mir sehr interessanten Tiere zur Strecke bringen. Es war das einzige Mal, daß ich in der Kolonie rudelweise auftretende Wildhunde gesehen habe.

Der Ba Ili*) ist ein linker, ngaljamartiger Nebenfluß des Logone. Schon weithin kündigte sich seine Nähe dadurch an, daß der Boden mehr Feuchtigkeit enthielt und hohes Gras wachsen ließ. Der Marsch war die letzten Tage besonders beschwerlich gewesen, weil sich nirgends ein gebahnter Weg vorfand und überall hohe Dornenhecken Hindernisse bildeten, die erst mit dem Buschmesser beseitigt werden mußten. Wir waren froh, als sich am 15. November die Dornensteppe öffnete und wir in eine bebaute Niederung kamen, in der Tauan, das erste von Bagirmileuten bewohnte Dorf, lag. Auch hier gab es nur elende Grashütten, die halb von Gestrüpp überwuchert waren, aber die Menschen waren doch zutraulich, begrüßten uns und gaben uns vor allem die Gewißheit, daß wir nur noch einen Tagemarsch von Busso, dem französischen Posten am Schari, entfernt waren. Die hochgebauten Bagirmis in ihren schwarzen Toben waren nicht wenig erstaunt, Europäer vom Westen kommen zu sehen, und hatten durchaus kein gutes Gewissen. Sie erzählten, daß sie ihre Steuern an den Sultan Gauranga in Massenja abführten und daß sie Verpflegung und Arbeitsleistung nach dem französischen Fort Bretonnet stellten. Französische Soldaten säßen hier oft längere Zeit, um auf Jagd zu gehen. Natürlich vermittelten die Tauanleute aber auch den Verkehr mit den Bagirmisklavenjägern, die wir hinter uns gelassen hatten.

Abends schoß Fischer am Ba Ili einen riesenhaften Flußpferdbullen, und ich hatte den hohen Genuß, als wir bei Sonnenaufgang weitermarschierten, nur halb vom Schilf verdeckt, einen prächtigen Wasserbock längere Zeit zu beobachten. Ich hatte wieder keine Büchse bei mir und kam deshalb gar nicht in die Versuchung zu schießen, muß aber sagen, daß ich durch das schöne Bild, das sich mir dauernd eingeprägt hat, voll entschädigt bin.

Die runde, rote Sonnenkugel erhob sich gerade über den Höhen, die das Flußtal im Osten abschließen. Ein schwarzer Wasserarm, der durch saftige grüne Wiesen zum Ba Ili führt, lag regungslos, wie eine dunkle Marmorplatte, vor mir, bis die ersten goldenen

*) Ba Ili heißt auf Bagirmi „schwarzes Wasser". Ich behalte natürlich diese von Nachtigal gewählte Bezeichnung bei, weil es keinen andern einheitlichen Namen für den Wasserlauf gibt, der von jedem Stamm, dessen Gebiet er berührt, anders genannt wird.

Sonnenstrahlen blitzende Streifen darüber hinzogen. Die Tauperlen blitzten und glitzerten an den Gräsern; da trat aus dem Schilf, sorglos äsend, wieder ein starker Wasserbock, prachtvoll aufgesetzt! Wenige Schritte vom Wasser, in dem sich von der Sonne beschienen sein ebenmäßiger Körper spiegelte, warf er auf und äugte mich unverwandt mit den großen dunklen, runden Sehern an. Ich hielt auf der andern Seite des Wassers regungslos und auch mein Schimmel bewegte kaum den Schweif; so dauerte es Minuten. Weit herunter hing die tiefbraune Halsmähne, an die sich funkelnde Tautropfen, wie Brillanten angesetzt hatten. Fest, wie aus Stahl gedreht, standen die Läufe am Boden, die den feisten Leib trugen, und wie edel sah der trockene Hirschkopf aus. Mehrmals fuhr der Bock sich mit dem Lecker um die Lippen, dann stampfte ein Lauf trotzig den Boden und in einer kurzen Flucht brach er nach links fort in das Schilf hinein.



Zahmes Flußpferd und zahmer Leopard des Hauptmanns Stieber.

Dichter Buschwald reichte bis an das Scharibett. Der Strom ist hier breiter als bei Kusseri. Die hochgelegene Bagirmistadt Laffana am anderen Ufer war auch mit Hilfe des Glases nur schwer zu erkennen. Trotzdem kamen bald Leute mit Fährbooten zu uns herüber, die wohl meinten, es handle sich um eine fette Sklavenkarawane. Sie waren erstaunt, als sie unbekannte Soldaten sahen, und wollten sich sofort wieder empfehlen. Auf dem deutschen Schariufer, sagten sie, führe kein Weg stromauf bis in die Nähe von Fort Bretonnet, und sie könnten mir also auch keinen Führer stellen.

Das war ja nun weiter kein Unglück, denn die Richtung war nicht mehr zu verfehlen und wir kamen sicherlich auch ohne die Hilfe der Laffanabagirmis nach Busso; deshalb ließ ich die Bagirmis ruhig wieder abfahren und sandte nur zwei Reiter auf die rechte Schariseite, die uns im Fort anmelden sollten. Gar stattlich sahen sie aus in neuer Ausrüstung mit den lustig flatternden schwarz-weiß-roten Fähnchen an den Lanzen.

Meine Karawane zog stromauf und bald zeigte es sich, daß die Laffanaleute nur aus Faulheit behauptet hatten, auf dem deutschen Ufer gäbe es keinen Weg. Wir fanden einen solchen und begegneten auch Tauanleuten, die Mehl in das Fort gebracht hatten.

Die Landschaft erinnert sehr an den unteren Teil des Flusses; derselbe weiße Sand, derselbe Dornbusch, dieselben akazienartigen Bäume und viel Wild. Gegen drei Uhr sahen wir über eine weite Wiesenlandschaft hinweg am rechten Ufer eine Erhebung und darauf ein geschlossenes Dorf, darüber wehte die Trikolore. Das war also Busso oder nach dem Führer der ersten Rabehexpedition „Fort Bretonnet“ genannt. Auf deutscher Seite lagen keine menschlichen Siedlungen; wir marschierten deshalb durch die Wiesen an den Fluß heran, wo wir gegenüber dem Fort unser Lager aufschlugen.

Die Leute waren noch beschäftigt trockenes Schilfgras zu schlagen, aus dem sie sich ihre Rundhütten erbauen wollten, als vom jenseitigen Ufer ein großes Kanu kam, in dem ein französischer Offizier mit mehreren Soldaten saß. Der junge Herr im heimischen Schnürenrock mit Käppi war ein Leutnant der tirailleurs sénégalais mit gutem deutschen Namen, der aber behauptete, Pariser zu sein, und nicht deutsch sprach. Er teilte mir mit, daß der Chef der Station auf einer Expedition abwesend und er selbst über die Grenze nicht genau unterrichtet sei. Demtar sei der erste französische Posten auf dem linken Schariufer. Das französische Bagirmigebiet sei so arm und unfruchtbar, daß die Station bisher, um nicht zu verhungern, auf Requisitionen auf der deutschen Seite angewiesen gewesen sei. In Bagirmi würde das wenige Korn, das in dem dürren Boden aufging, regelmäßig von Termiten verzehrt und Vieh gäbe es auch nur wenig. Ich überreichte dem Leutnant eine schriftlich formulierte Klage über die Einfälle der Bagirmileute in das deutsche Gebiet. Er blieb bis zum Abend in unserem Lager.

Am folgenden Tage besuchte ich ihn dann in dem planmäßig angelegten Fort, das mit Wall und Graben umgeben war. Die Baulichkeiten bestanden aus Ziegelhäusern, über die hohe, freistehende Dächer gestellt waren, die der Luft freien Durchzug gewährten.

Alles war sehr einfach, fast möchte ich sagen ärmlich. Ein großer Teil der Soldaten hatte die Uniformen aus blauer Serge selbst verfertigt, die Farbe war von Regen und Sonne arg gebleicht. Da vielfach Dahomes in die Senegalesentruppe eingereiht waren, so machte diese bei weitem nicht den hervorragenden Eindruck wie die

Abteilungen, die ich im Fort Lamy gesehen hatte. Die Soldaten bewohnten Massenquartiere, in denen sie auf Pritschen schliefen. Außerhalb des Forts befand sich eine dorfähnliche Ansiedlung von Kreschs, d. h. gefangenen Rabehleuten, die hier unter strenger Aufsicht Feldarbeit tun mußten. Die Leute waren natürlich unzufrieden und kamen verschiedentlich in der Nacht zu uns ins Lager hinüber mit der Bitte, sie wieder nach Bornu mitzunehmen, es gäbe hier gar zu wenig zu essen. Auch die Soldaten liebten Busso gar nicht. Al Hassan, ein Senegalkorporal, der die rechte Hand des Leutnants zu sein schien, erzählte mir, sie erhielten hier nur Mehl und bekämen jede Woche als Zutat einen Löffel Salz. Das größte Unglück aber sei, daß sie eigentlich gar nichts kaufen und daß sie deshalb nicht einmal durch ihren Sold ihre Lage aufbessern könnten.

Nicht weit vom Fort lag die Bagirmistadt Busso, wo eine Zeitlang der Rabeh residierte und wo später auch die französische Expedition Bretonnet gelagert hatte. Im Fort lagen französische Unteroffiziere, die Fischer in unserem Lager die Zeit vertrieben, während ich bei dem Kommandanten zum Besuch war. Der Bussohäuptling lieferte nach seinen schwachen Kräften Verpflegung, wofür er reichlich beschenkt wurde. Es war unterhaltend, das Staunen und die Freude zu sehen, mit der unsere guten Stoffe und Tauschartikel von den Eingeborenen in Empfang genommen wurden. Daß die Franzosen ihre Untertanen sehr verwöhnt hätten, konnte man hier wirklich nicht behaupten. Abends saßen wir lange bei einer Flasche leichten Rotweins zusammen, wie sie die französischen Offiziere alle zwei Tage geliefert bekamen. Eigenartig war der Anblick der Steppenlandschaft im Mondschein.

Wie eine Schneebahn, durch die sich ein vereistes Gewässer zieht, sah das weiße Sandtal mit dem Schari in der Mitte bei dem fahlen Lichte aus. Dann erhob sich eine weiße Nebelschicht, die sich über Wasser und Land lagerte, während vom Himmel in blanker Klarheit, wie in einer nordischen Winternacht der Mond und die Sterne leuchteten. Eine erhabene große Stille war es, als ich über den Schari in mein Lager fuhr.

Am anderen Morgen weckte mich ein unregelmäßiges fernes Geschieße, dem ein Pusten und Schnauben folgte, das ich mir gar nicht zu erklären wußte. Ich hörte, wie meine Leute sich gegenseitig anriefen und erstaunt hin und herliefen, und beeilte mich aus dem Zelt herauszukommen, um zu sehen, was sich eigentlich zutrug. Von dem

unerwarteten Anblick der sich mir bot, war ich überrascht. Mitten auf dem Fluß kam, dunkle Rauchwolken ausstoßend, ein Dampfer auf uns zu. Es war der berühmte „Léon Blot“, den Gentil mit unendlichen Anstrengungen Ubangi-aufwärts und dann vier Wochen lang über Land in den Schari gebracht hat. Ein Offizier der französischen Marine befehligte den breiten, allerdings schon recht mitgenommen aussehenden Schraubendampfer, der mit einem Prahm an jeder Seite langsam stromauf fuhr.

Mit der Unmenge von Menschen, die das Schiff und seine Ausleger belebten, mit den Zelten und Tüchern, die gegen die Sonne ausgespannt waren, glich das Ganze mehr einem schwimmenden Zeltlager, als einem Wasserfahrzeuge, und das Ächzen und Pusten der Maschine verbunden mit dem Lärm der Schraube hatte etwas Beängstigendes für den Beschauer oder besser gesagt den Zuhörer. Aber das Schiff fuhr, und das ist doch die Hauptsache. Der „Léon Blot“ schien große Eile zu haben, denn kaum eine halbe Stunde blieb er vor Fort Bretonnet liegen, wo alle Mann Bauholz aufluden. Dann ging es unter denselben Begleiterscheinungen — er sang nicht schön, aber er sang laut — stromauf weiter.

In großem Bogen kam der stolze, afrikanische Hinterlandskreuzer auf uns zu und passierte unter Salvenfeuer mit gedippter Flagge das deutsche Lager. Wir taten unser möglichstes, um der internationalen Höflichkeit gerecht zu werden. Ich selbst senkte meine Expeditionsstandarte, die aus einer schön gearbeiteten Bornulanze mit schwarz-weiß-rotem Flaggentuch bestand, und Fischer ließ mit drei runden Salven das Pelotonfeuer der Franzosen erwidern. Die freundlichen Zurufe und das Tücherschwenken quittierten meine Leute durch drei kräftige Hurrahs. Arg gestört wurde der Festesjubel durch unsere Pferde, die, scheu geworden, in regelloser Flucht in die Steppe jagten. Die Soldaten mußten zu Fuß hinterher. Als die Leute nach einigen Stunden zurückkamen, mußten sie zu ihrem Schmerz noch Griffe und Parademarsch üben, denn nachmittags wollte der französische Kamerad meiner Einladung folgen und hatte ausdrücklich wieder um die Vorführung eines deutschen Parademarsches gebeten.

Mit allem Pomp, dessen wir fähig waren, wurde der Leutnant bei seiner Ankunft empfangen. Es waren wirklich genußreiche Stunden, die wir hier am Schari in guter Kameradschaft verlebten. Das Grammophon ließ seine Klänge in die stille Steppe hinausschallen. Viele Bagirmileute aus Busso und auch der Korporal Al Hassan, der

ch zur Feier des Tages in eine prächtige Spahiuniform geworfen ıtte, waren von den Klängen der deutschen Märsche in das Lager :lockt worden; groß war ihr Erstaunen, als aus dem Grammophon lötzlich der Gebetsruf erscholl.

Der „Léon Blot" hatte solche Eile gehabt, weil das Wasser :reits zu fallen begann und er den gesamten Proviant für Kusseri, r die Stationen in Ghazal und am Fittrisee an Bord führte. Sehr aßig war es, als der französische Kamerad spät in der Nacht bei iner Unterhaltung über deutsche Armeeverhältnisse fragte, ob in eutschland wie in Frankreich einzelne Regimenter Spitznamen hätten, ıd wie mein Regiment hieße. Ich erklärte ihm, ich verstände nicht cht, was er meine, worauf er mir sagte, er habe gehört von einem ısaren-Regiment: „Spinat mit Ei" und zwar sagte er das in utscher Sprache. Nun mußte ich herzlich lachen und sagte ihm, er :be sich verraten. Denn wer „Spinat mit Ei" in deutsch sagen und e Bedeutung verstehen könne, der spräche auch deutsch und, siehe ı, am Abend des dritten Tages unseres Beisammenseins begann r Stockfranzose deutschen Namens deutsch zu sprechen. Es ging was langsam, und nicht immer fand er das hochdeutsche Wort für ıs lothringische Patois, das ihm geläufig war, aber er gestand chend, daß er aus der Gegend von Weißenburg stamme und oft ıf dem heimischen Bauernhof als Knabe deutsche Einquartierungen :lebt habe.

Spät war es, als der neue Landsmann schied, und früh war s, als wir am anderen Morgen stromauf weiterritten in das Land er Miltus. Es war derselbe Weg, den Nachtigal gezogen war, und ie Leute staunten oft, wenn ich nach Dörfern fragte, die ihnen nur och dem Namen nach bekannt waren, weil ja die Welle des Rabeh-infalls auch über diese Länder dahingebraust ist und mehr wohl als ie Hälfte aller Menschen und Siedlungen vom Erdboden hat ver-hwinden lassen. Sind die Gadangs, deren Siedlungen wir in der läbe von Busso berührt hatten, ein Heidenvolk ohne jede Kultur benso wie die ihnen verwandten Kungs, so haben die Miltus viel on den Wadaileuten angenommen, mit denen sie stets in Verbin-ung gestanden haben. Zutraulich und freundlich, wohnen die gut ewachsenen Menschen in geschlossenen Dorfschaften, die sich aus Stroh-ütten zusammensetzen. Hochgewachsen und nach Mohammedaner-Art ekleidet, lassen sie ihr Haar lang wachsen und tragen es in Büscheln ufrecht stehend.



Schirrbock.
Geschossen bei Miltu.

Der Feldbau der Miltus ist mustergültig. Der Boden ist nicht sehr ergiebig, und es muß deshalb den Farmen besondere Sorgfalt zugewendet werden. Jede Durrahstaude war hier gehäufelt wie die Kartoffeln zu Hause. An Mehl als Verpflegung fehlte es für die Karawane nicht, und sogar die armen Pferde bekamen endlich einmal wieder Korn vorgeschüttet. Aber Vieh gab es auch hier noch nicht, wohl aber waren ein paar Hühner zu haben, woran weder bei den Kungs noch den Gadangs zu denken gewesen war.

Der Aufenthalt in Miltu wurde eifrig zu Jagdzügen ausgenutzt. Wir schossen Perlhühner, Hartebeester und Wasserböcke, spürten Giraffen und zum ersten Mal auch das Rhinozeros, das namentlich durch den Hornstrich im Kot unverkennbar ausgemacht werden kann, wo es nicht die Losung mit dem Wedel bis hoch hinauf in die Büsche verspritzt hat.

Von Miltu zogen wir stromauf bis Demtar, wo mehrere französische Soldaten postiert waren, die auf meinen Anruf hin leider das Weite suchten und auch nicht zur Rückkehr zu bewegen waren, sondern die Rabehsklaven, die sie bewachen sollten, ihrem Schicksal überließen. Die Sklaven waren in einem großen Gebäudekomplex untergebracht, über dem die französische Flagge wehte. Sie hatten die größte Lust, sich sämtlich meiner Expedition anzuschließen. Mir tat es eigentlich leid, die armen Kerle abweisen zu müssen, die gegen ihren Willen in einem fremden Lande festgehalten wurden. Diese Gesellen, die jetzt so scheinheilig bitten konnten, mochten übrigens so manches Menschenleben auf dem Gewissen haben und ungerecht traf sie diese Verbannung gewiß nicht.

Die Franzosen schienen sich gerade so wenig wie ich darüber im klaren zu sein, ob Demtar deutsch oder französisch wäre. Jedenfalls hatten sie, um allen Streitigkeiten die Spitze abzubrechen, ihre Station hier vor einigen Tagen mit der gegenüberliegenden, Dumrau, vertauscht. Nach meinen Routenkonstruktionen nahm ich an, daß Demtar un-

mittelbar an der Grenze, sei es nun auf deutscher oder französischer Seite, liegen könnte; deshalb schickte ich eine Note zu dem Posten hinüber, in der ich ausführte, daß meines Erachtens Demtar neutral und beiderseits unbesetzt bleiben müsse, so lange nicht seine Lage durch eine Grenzkommission beiderseits als zweifellos festliegend anerkannt sei.

In der Nacht noch kam mir ein Bote des französischen Kommandanten von Dumrau mit der Bitte nach, mein Schreiben in das Französische zu übertragen, da er der deutschen Sprache nicht mächtig sei. Bei einer elenden Kerze, von allem möglichen Ungeziefer umschwärmt, fertigte ich wie ein Schuljunge meine Aufgabe an und schickte die Übersetzung, natürlich ohne Verbindlichkeit mit dem deutschen Urtext, morgens zurück.

Durch Miltugebiet marschierte ich nach Gurgara, einer geschlossenen Bagirmiansiedlung am Ba Ili. Hier war vor drei Tagen der Bagirmi-Eunuch Katilli mit einer Sklavenkarawane durchpassiert. Er hatte nach Angabe der Dorfbewohner nach Demtar gewollt, war aber, als er von der Anwesenheit meiner Expedition Nachricht bekam, durch das Gadanggebiet auf Bau abgebogen, um hier über den Schari zu gehen.

Das alte Gurgara, das Nachtigal einen lebhaften Industrieplatz nennt, der sich durch seine Eisengewinnung auszeichnet, lag weiter Ngaljam-abwärts und ist natürlich auch längst ein Opfer der Rabehscharen geworden. In dem Dorf, das heute denselben Namen trägt, fand sich nur eine einzige elende Eisenschmelze vor. Aber es waren zwei Esel da, ein erfreulicher Anblick, und erfreulich sogar ihr unmelodisches Geschrei. Es waren seit vier Wochen, so lange wir zwischen Logone und Schari marschierten, die ersten vierfüßigen Haustiere, die wir zu Gesicht bekamen.

Vom 2. bis zum 8. Dezember zogen wir westwärts an der Grenze entlang durch die Kungsteppe. Fanden sich auch hin und wieder eine elende Farm oder ein paar runde kegelförmige Lehmhütten, so mußte ich doch immer wieder nach Süden ausholen, um Menschen zu treffen und etwas Mehl zu beschaffen. Schon seit Wochen lebten meine Leute fast nur von dem Wild, das wir schossen und der übermäßige Fleischgenuß war ihnen durchaus nicht bekömmlich. Viele litten an Darmkrankheiten und die Träger kamen jeden Tag langsamer vorwärts. Wenn wir in den Wald kamen, suchten die Leute sorgfältig mit den Augen die Bäume ab, um Kornkammern zu entdecken, welche die umherschweifenden Kungs hoch oben anzulegen

pflegten. Wie das Wild rissen die Eingeborenen aus, wo sie uns sahen, und weit von der Somraigrenze her mußten meine Patrouillen einen Kungmann holen, der uns nach Masa zurückführte. Mit ihm war die Verständigung ungemein schwierig. Mahama sprach zu einem Haussahträger Haussah, dieser übertrug das Haussah auf Bagirmi zu einem Bagirmimann, der Gadang sprach, und der Gadangmann schließlich, der auch der Kungsprache mächtig war, sprach mit unserem Führer. Daß bei diesen Verhandlungen nicht sehr viel herauskam, kann man sich denken; so zogen wir Tag für Tag unter Hangen und Bangen dahin, ob wir wohl Wasser finden und wo wir wohl hinkommen würden.

Wo Wasser war, da waren Dumpalmen, Sykomoren, Tamarinden und Asonien häufig und das Perlhuhn gluckste im Grase, um, wenn es aufgestoßen wurde, mit schnellen Flügelschlägen laut gackernd dem nächsten Baume zuzufliegen, auf dessen Ästen es mit gespreizten Flügeln entlang lief, bis es irgendwo Deckung gefunden hatte; die Tauben girrten und eilten pfeilschnellen Fluges in die Steppe hinaus, um Futter für die Jungen zu suchen und dann mit gefülltem Kropf ebenso schnell zurückzukehren. Durch die weite Dornensteppe selbst aber führten allenthalben die Wildwechsel, und wo auf einem freien Plätzchen grüne Halme sprossen, da standen Hartebeester, die Säbel- und Pferdeantilopen.

Mehrfach stieß ich, leider nur mit dem Kompaß in der Hand, so unmittelbar auf die braunen Riesenböcke mit der schwarzen Pferdemähne und dem nach hinten gebogenen langen Gehörn, daß ich sie hätte berühren können. Als ich dann aber von dem ersten Masaquartier aus auf die Pürsche ritt, weil ich mit Recht annahm, die Tiere in den volkreichen Gegenden, die wir nun passieren mußten, nicht mehr anzutreffen, kam ich nur noch kurz vor der Dämmerung auf ein weibliches Tier zu Schuß. Mit dem Bandmaß gemessen war diese ungehörnte Antilopenkuh volle zwei Zentimeter höher als mein „Lamido". Die mächtigen Lauscher hingen eselartig abwärts. Ich habe mir den Schädel natürlich mit heimgenommen, bedauere aber jetzt, wenn ich ihn ansehe, lebhaft, seinerzeit so oft aus Pflichtgefühl das grüne Jägerkleid mit dem grauen Geographenrock vertauscht zu haben.

Am 9. Dezember hatte ich vormittags auf ein Nashorn Weidmannsheil. In niedrigen Dornbüschen unter einer trockenen Asonie zeigten mir Masajäger das Nashorn, das sich in der Färbung wenig von

dem umgebenden Boden unterschied. Ich hätte es für einen Termitenhaufen angesprochen, wie sie dort überall in der Ebene verstreut vorkommen. Erst bei näherer Betrachtung durch das Glas erkannte ich in der Tat ein Nashorn, das den Kopf auf die Erde gelegt hatte und augenscheinlich schlief. Die Mimikry war eine erstaunliche.

Der Dornbusch war niedrig aber sehr dicht, ein breiter Wechsel führte gerade wie eine Schneise auf den Platz hin, der ohne alle Bewachsung deutliche Spuren dafür aufwies, daß das Riesentier hier dauernd sein Lager hatte. Wir ließen unsere Pferde von den Eingeborenen halten und gingen auf dem Wechsel auf das Tier zu. Als wir auf 150 Meter herangekommen waren, wurde es ganz plötzlich hoch und stand bewegungslos starr zu uns herüberäugend massig auf seinen vier Läufen wie ein Abbild gedrungener Kraft und boshafter Tücke aus Stein oder Erz.

Ich ging ins Knie und setzte ihm ein Vollmantelgeschoß vor die niedrige Stirn. Das Nashorn stürzte in die Kniee und rollte dann, zur Seite fallend, in den Staub. Als wir vorsichtig uns nähernd das Tier erreichten, war es schon verendet. Mein Geschoß war dicht über dem rechten Seher in den Stirnknochen geschlagen und bis in das Gehirn vorgedrungen.

Es war ein junger Bulle mit einem unterarm- und einem handlangen Horn. Das Tier war sehr feist, aber über und über mit Zecken und kleinen Maden bedeckt. Aus Mine, wo wir in Ortsunterkunft lagen, wurden nun Leute geholt, die das Tier zerwirkten, während wir auf die bemerkte Pferdeantilope pürschten. Als ich abends ins Lager kam, lag noch eine Menge Nashornfleisch unberührt umher. Meine Leute waren fleischmüde, so bekamen die Masas den Löwenanteil.



Nashorn.
Geschossen in der Kungsteppe.

Es ist, als käme man in eine andere Welt, wenn man aus dieser elenden Kungsteppe zu den Musgustämmen kommt. Das große Gehöft, in dem wir lagerten, wies innerhalb des starken

lebenden Dornenkrals, der obendrein mit Palisaden verstärkt war, eine Reihe geräumiger, kuppelförmig mit Stroh gedeckter Lehmhütten auf, die im Kreise gestellt mit großer Sorgfalt sauber gearbeitet waren. Die Dornenmauer war wohl zwei Meter breit. Ein einziger schmaler Zugang führte durch sie hindurch. Er konnte durch ein großes Balkentor geschlossen werden. In den Häusern fanden sich geheizte Bettstätten aus Lehm, die mich an die Beschreibungen von den chinesischen Kangs erinnerten. Gekocht wurde auf regelrechten Herden, und jedes Gehöft hatte seinen tief ausgegrabenen runden Brunnen.

Die Männer waren herkulische Gestalten, die fleißig auf den Feldern arbeiteten. Diese wurden trotz des schweren Humusboden, der hier in der Nähe des Logone wieder begann, sorgfältig gedüngt. Eifrig betrieb man den Tabakbau. Die Blätter wurden sogar fermentiert, ehe sie geraucht wurden. Kühe und Schafe gab es in Menge. Das Korn wurde in Bunden in großen Tonurnen inmitten der Höfe aufbewahrt.

Am 11. Dezember lagerten wir wieder in Siggi und gingen über den Logone nach Wudo Wudo zurück. Waren wir schon erstaunt, als wir auf der linken Logoneseite gar keine Menschen trafen, so wurden wir, als wir noch beim Übersetzen waren, durch die Nachricht erschreckt, daß ein Träger, der sich etwas entfernt hatte, von den Eingeborenen gespeert sei. Wir waren auf unserem Durchmarsch gerade hier sehr freundlich aufgenommen worden. Wursu war kaum drei Stunden weit von seiner Heimat entfernt, ich schickte ihn deshalb mit einer Patrouille vor, um zu sehen, was sich denn eigentlich zugetragen habe. Nach zwei Stunden kam er mit mehreren Wulyaleuten zurück; man hatte uns wieder für Bagirmiaraber gehalten. Kaum waren wir nämlich über den Logone gewesen, so hatten die Einfälle der Sklavenjäger, die südlich auf französischem Boden im Lakagebiet ihr Lager errichtet hatten, wieder begonnen. „Und noch gestern", sagten die Wulyas, „sind Araber hier gewesen, wo Ihr lagert". Sofort teilte ich nun Patrouillen ab und schickte sie unter Fischers Leitung von Wulyaleuten geführt nach Süden, während ich selbst dicht am großen Tuburisee ein Lager bezog.

Hier lief mir eine Araberkarawane, aus einigen 40 Köpfen bestehend, unversehens in die Hände. Einige Araber ritten auf gut geschirrten Pferden mit langen Gewehren schwatzend durch das Schilf und als sie aus diesem hervorkamen, hielten sie vor den Mündungen unserer Gewehre. Ich ließ sie sofort absitzen und schnell nach hinten

führen, so daß wir mit jedem neuen Trupp dieselbe Freude hatten. Die Araber führten Lederzelte bei sich; ihr Führer war ein verständiger Alter mit langem, weißem Bart. Die Leute hatten mit den Bagirmijägern nichts zu tun, sondern stammten aus Wadai; sie waren mit einigen ehemaligen Rabisten dem alten Rabehführer Idris nach Jola nachgeritten, um durch seine Vermittlung dort europäische Waffen und Munition zu kaufen. Sie kamen über Marua und Mubi. Den Leuten war nichts Böses nachzuweisen, und ich ließ sie, nachdem sie sich von dem Schreck erholt hatten, ruhig weiter ihre Straße ziehen.

Fischer hatte mit einer Bagirmibande ein hitziges Scharmützel



Araberdorf.

gehabt; der Soldat Moali war durch ein Hinterladergeschoß am Handgelenk verwundet worden.

Auf französisches Gebiet konnten wir diese Menschenräuber, die zum Teil mit Präzisionswaffen ausgerüstet waren, leider nicht verfolgen. Den Arabern kostete das Gefecht mehrere Tote und vor allem zwei französische Kavalleriekarabiner, wohl ihr bestes Arbeitszeug.

Die Bande stand unter dem Befehl des Bagirmiführers Berma. Da man in Busso auf die Sklavenjäger wartete, ist wohl anzunehmen, daß ihnen gründlich das Handwerk gelegt ist. Unser deutsches Gebiet hat im folgenden Jahre Hauptmann Stieber, durch eine Kette von Posten am Schari entlang, dauernd gegen die Menschenjäger aus dem Osten gesichert.

Wiri war die letzte Wulyasiedlung, in der wir lagerten; durch Dornenbusch und lichten Wald marschierten wir, durch Patrouillen sichernd, in die Kalfuebene ein. Die letzten Fullahs, die sich in

Adamaua noch nicht unterworfen hatten, mußten die deutschen Waffen fühlen und niedergezwungen werden. Denn böses Beispiel verdirbt gute Sitten, und leicht hätte ein oder der andere Lamido auf den Gedanken kommen können: was Buba von Kalfu ungestraft tut, kannst du dir auch leisten.

Am 16. Dezember war ich mit der Spitze längst wieder von einer Erkundung an die Wasserstelle zurückgekehrt, wo ich die Kolonne treffen wollte, als ich die Meldung bekam, Fischer sei schwer erkrankt. Ich ritt zurück und fand ihn mit einem bösen Fieberanfall im Schatten einer Tamarinde. Da ich Kalfu verlassen angetroffen hatte, rechnete ich auf kein größeres Gefecht und entschied mich, mit den Kranken und der ganzen Kolonne geschlossen weiterzurücken.

Aber es kam anders. Im Dornenbusch wurden wir ganz unerwartet mit Pfeilen beschossen, so daß wir haltmachen und uns seitlich entwickeln mußten. Einzelne Fullahs zu Fuß gingen gewandt von Busch zu Busch vor uns zurück, kamen aber sofort wieder, wenn wir nicht mehr nachdrängten. Fischer lag mit fliegenden Gliedern in der glühenden Sonne. Ich ließ die Kolonne unter dem Schutz von sechs Soldaten schnell nach vorn bis in die offene Ebene vorrücken. Wir selbst beschäftigten die Pfeilschützen. Erst als ich Meldung bekommen hatte, daß die Kranken und Verwundeten aus der gefährlichen Dickung heraus waren, folgten wir in die Ebene.

Kalfu besteht aus einer Reihe ausgedehnter Fullahdörfer, die in der Richtung eines Ngaljams, das zum Tuburi führt, in weiter Ebene zwischen Feldern und Wiesen liegen. Als ich kaum zwei Stunden früher die Dörfer durch das Glas beobachtet hatte, war von Menschen nirgends etwas zu sehen gewesen, jetzt kamen von allen Seiten Reitergruppen und Pfeilschützen auf uns zu. Nicht gar zu weit von dem Buschrande entfernt, an dem wir standen, lag ein Gehöft mit dickem Dornenverhau. Hier konnten wir Fischer und Moali bergen und fanden auch selbst nötigenfalls gute Deckung. Aber die Fullahs, die zwar noch nicht gefochten, aber sicherlich genug von Danda Kasko und Bello gehört hatten, wollten uns nicht über das freie Feld angreifen, sondern blieben untätig am Dorfrande stehen. Ich hatte 30 Mann zur Verfügung, einschließlich drei Leichtkranker; diese blieben mit sieben weiteren Leuten als Bedeckung bei Fischer und dem Gepäck; mit den anderen avancierte ich in Schützenlinie, unbekümmert um die Pfeilschützen im Rücken, über die Wiesen auf das Ngaljam zu.

Am Wasser begannen wir mit kleiner Klappe langsam zu feuern; kein Pfeil kam bis zu uns herüber; die Soldaten schossen ruhig wie auf dem Scheibenstand. Nachdem einige Fullahs gefallen waren, gingen die Pfeilschützen überall hinter die Zäune und Häuser zurück; wir wateten durch das Wasser vor. Weil wir mit Schießen aufgehört hatten, glaubten vielleicht die Reiter, wir hätten keine Munition mehr, oder sie wollten wirklich einen energischen Angriff versuchen, jedenfalls setzten sie zur Attacke an, als wir mitten in dem knietiefen Wasser waren. Sie konnten keinen ungünstigeren Augenblick wählen. Denn der Wiesenrand vor uns fiel fast einen Meter tief steil ab, und jedes Pferd mußte auf dem schlüpfrigen Boden rutschen, wenn es sprang, sonst aber klettern, und dann war der Reiter unser. Also „Stehen bleiben!" und „Schnellfeuer!" schrie ich meinen Leuten zu. Wenige Fullahs nur kamen bis an den Rand, wo die Gäule erschreckt aufbäumten und seitwärts fortbrachen. Die meisten waren schon auf den Wiesen abgebogen, als die Kugeln ihnen entgegenzischten und einige Sättel räumten. Schnell avancierten wir bis an die Zäune und dann weiter durch die Straßen hindurch bis zum jenseitigen Dorfrand. Nirgends mehr Widerstand, alles galoppierte oder lief von dannen in die Steppe.

Wir ließen unsere Pferde nachbringen, mehrere Haussahsoldaten saßen schon auf herrenlosen Tieren, die sie eingefangen hatten, und hinterher ging es. Ich selbst kam noch auf zwei Berittene zu Schuß und machte drei Gefangene zu Fuß, die Speer und Bogen zur Erde warfen, als ich auf sie losritt, und die Arme über den Kopf hoben. Neun Fullahs waren auf der Wiese bei der Attacke gefallen, mehrere lagen im Dorf. Ich suchte einige schattige Gehöfte zum Lagern aus und ließ Fischer in eine luftige, auf zwei Seiten offene Halle schaffen; er hatte 40° Temperatur und delirierte.

Als die Patrouillen am nächsten Tage von der Verfolgung zurückkehrten, brachten sie eine Menge Gefangene ein, die bereits aussagten, daß der Lamido sich unterwerfen wolle.

Es ist fast, als hielten es die Fullahs für eine Ehrensache, sich nicht ohne Kampf zu unterwerfen. Denn Kalfu mußte doch von vornherein wissen, daß sein Beginnen aussichtslos war, nachdem ganz Adamaua geschlossen bei Marua vergeblich gegen uns das Schlachtenglück versucht hatte.

Von allen Seiten kamen Boten: aus Marua, Mendif, Gabbas und Mandara. Ein jeder klagte gegen einen anderen: Omaru und

Dalil Fure zankten sich um den Grund, auf dem das alte Fette gestanden hatte, Sadu und Tschudi verlangten mein Schiedsgericht über die Zugehörigkeit einiger Wasserstellen und Bokari Bogo erschien selbst, um sich über Gasaua zu beschweren. Auch ein Trupp Kalsu-Fullahs, mit denen ich doch eigentlich Krieg führte, ritt ins Lager, um zu klagen, daß die Wulyaheiden sie angegriffen und ihre Frauen und Kinder geraubt hätten. Es könne doch unmöglich mein Wille sein, Rechtgläubige in den Händen dieser Kafri (Heiden) zu lassen.

Am 24. Dezember war Fischer zum erstenmal fieberfrei, der Lamido hatte seine Ankunft zur Unterwerfung für den folgenden Tag angekündigt, und ich saß nachmittags in stiller, dankbarer Zufriedenheit an Fischers Lager, sprach ihm Mut ein und stellte ihm vor, wie schön es sein würde, wenn er nun mit dem schwarzweißen Bande nach Leipzig zu seinen Eltern käme; wie diese stolz auf ihn sein, wie seine Kameraden ihn beneiden würden. Für solche Freuden nimmt man hier draußen gern Not, Tod und alle Krankheit auf sich. Vergessen ist alles, sagte ich ihm, wenn man Anerkennung findet bei seinen Vorgesetzten; am Ende ist von allen Dingen auf Erden das Schönste für den Soldaten die Gnade des Königs.

Die Augen des Kranken schlossen sich vor Schwäche und Müdigkeit, während ich plauderte, aber ein Lächeln spielte um den bleichen, jungen Mund, als ich vor die Halle trat und in die weite Ebene hinausstarrte, über der die Sonne sich senkte. Es wurde Abend: Heiliger Abend.

Und dann saß ich allein mit meinen Gedanken, die weit, weit fortzogen über Steppe und Wald, über das Meer bis in das stille Haus in der großen Stadt, wo meine Mutter wohnt. Und an frühere Weihnachtsfeste dachte ich, an das vergangene Jahr, in dem wir so wunderbar vorwärts gekommen waren, daß heut die Arbeit vollendet war, vor der wir vor Jahresfrist in Kontscha zweifelnd standen. Mit Kalsu war der letzte Fullah unterworfen; schwer war die Arbeit gewesen, aber alle meine treuen Helfer waren noch am Leben und die Anerkennung konnte nicht ausbleiben. Im Halbschlummer flimmerte das Bild des brennenden Weihnachtsbaumes mit glitzernden Sternen, Gold- und Silberschmuck vor meinen Sinnen, bis im Traum aus dem Weihnachtsstern ein Ordensstern wurde und wirre Schatten von Ruhm und Ehre das schlafende Hirn umfingen.

Da schallte der Ruf der Wache durch die stille Christnacht, ich schreckte auf, und ein Reiter erschien mit einem Brief aus Garua.

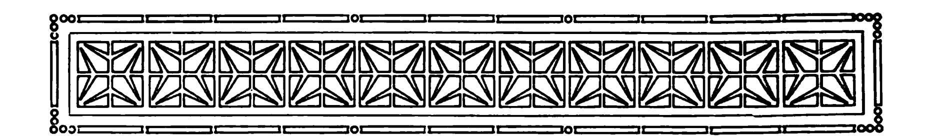
Das Schreiben enthielt die Nachricht, daß Graf Fugger mich ablösen und ich mich zu Hause wegen persönlicher Beschuldigungen, die gegen mich erhoben waren, verantworten solle. Fischers Hausjunge kam in mein Zelt geschlichen, verstörten Blickes, sein Herr hätte „Schwarzwasser“.

Die ganze stille, heilige Nacht hindurch saß ich mit brennenden Augen im dunkeln Zelt. Anfangs krampfte sich das Herz in wildem Weh zusammen und wollte schier verzweifeln an aller Gerechtigkeit. Der Wechsel war ein zu gewaltiger zwischen den lichten Träumen und der schwarzen Wirklichkeit.

Das Gehirn zermarterte sich selbst mit Fragen, auf die es keine Antwort fand. Was konnte es sein? Wohl hatte ich Feinde. Jeder Mann, der arbeitet und strebt, hat Neider, die nicht mit offenem Visier, aber im Geheimen einen unablässigen Kampf gegen ihn führen, gegen ihn und alle, die vielleicht ihre Pläne kreuzen könnten. Diese Art Leute kennt jeder Beruf. Das sind die dunkeln Gewalten, die im Kampfe des Lebens jedem drohen, wie dem Bauer Gewitter



Am Benue.



Achtes Kapitel.

Durch Nigeria heim!

Am 17. Januar ritt ich in Jola ein, wohin ich auf dem Wasserwege einen meiner Löwen, die Hyäne und das Warzenschwein vorausgesandt hatte. Für meine in Leinde gefangene Sumpfantilope hatte ich eine große Box mit zwei Tragstangen an der Seite bauen lassen, worin sie über Land bis zu der Faktorei der Niger Compagnie transportiert wurde. Die Tiere sind so empfindlich, daß ich es nicht wagen konnte, sie einem Schwarzen anzuvertrauen. Löwe und Hyäne dagegen wurden am Halsband und an der Kette geführt. Der Löwe war so zahm, daß ich ihn auch ohne Kette laufen lassen konnte, während die Hyäne, wenn man nicht aufpaßte, manchmal recht heimtückisch um sich biß.

In Jola ritt ich zunächst vor das Quartier des Residenten, fand ihn aber nicht zu Haus. Er war mit der Truppe, wie ich erfuhr, Benue-abwärts gerückt, um die Bassamaheiden zu bestrafen, die sich dauernd Räubereien hatten zuschulden kommen lassen. Auch im Fort war es infolgedessen leer. In dem Etablissement der Niger Compagnie empfing mich Herr Marmon mit der erfreulichen Mitteilung, daß er mir ein Stahlboot für die Reise stromab bis nach Lokodja zur Verfügung stellen könne. Das letzte Dampffahrzeug, ein kleines Heckradschiff, war Ende November von Jola abgegangen, und ich war in Sorge gewesen, ob ich überhaupt auf dem Wasserweg zur Küste kommen würde.

Wochenlang in einem offenen Eingeborenenkanu unterwegs zu sein, ist nämlich nicht nur äußerst unbequem, sondern auch in hohem

Grade gesundheitsschädlich. In dem für Europäerreisen gebauten Stahlboot ließ es sich stromab wohl aushalten. Das Fahrzeug glich einem vorn und hinten bootartig abgerundeten eisernen Leichter. Es war 20 m lang und in der Mitte auf 10 m Länge mit einem doppelten Holzdach versehen, unter dem es leidlich kühl war. Vorn und hinten war eine Plattform dicht unter Bordhöhe eingebaut, auf der die Bootsleute standen, die das Fahrzeug mit langen Stangen, wie zu Haus die Frachtkähne fortbewegten. Daß dieses Stahlboot in Jola war, verdankte ich der Ankunft eines englischen Offiziers, der es bis hierher auf seinem Marsche nach Maiduguri benutzt hatte. Er lagerte jetzt mit seinen gesamten Lasten auf einer Sandbank im Fluß und wartete auf Träger.

Ehe ich am 17. Januar gegen Abend selbst abfuhr, sah ich noch die beiden Reiter und die Garualeute, die mich begleitet hatten, den Rückmarsch antreten. Legbilegi hatte meinen „Lamido" an der Hand und lange sah ich der Staubwolke nach, welche die kleine Kavalkade begleitete. Ob ich Adamaua wohl wiedersehen würde?



Stahlkanu auf dem Benue.

Nachdem mein Gepäck aus dem Kanu, in dem Tokoto gekommen war, in das Stahlboot umgestaut war, ging es an die Unterbringung der Tiere. Dabei kam der Eber zum allgemeinen Vergnügen aus seiner Kiste heraus und sprang in den Benue. Es begann nun unter vielem Hallo eine eifrige Wasserjagd, bis der grimme Bursche wieder eingefangen und in seinen Holzstall gesperrt war, wo er seinem Unwillen durch wütendes Grunzen Ausdruck gab.

Es sah natürlich in meinem Fahrzeug wie in einer Arche Noah aus. Die Antilope und das Schwein mußten sorglich vor den reißenden Bestien geborgen werden, die sich aber ihrerseits wieder gar nicht vertragen wollten, sondern sich stets knurrend und fauchend gegenüber saßen. Zwischen ihnen thronte inmitten von Gepäckstücken



Bootsleute auf dem Benue.

als Friedensrichter Herr Alfred Tokoto der sich, ebenso wie der Koch aus Togo, nicht wenig über unsere unerwartet schnelle Rückkehr in die Küstenheimat freute. Der Koch unterhielt auf einer Erdschüttung hinten im Boot ein kleines Feuer, auf dem den ganzen Tag über gebraten und gekocht wurde, denn, wenn die Bootsleute nicht mit vollen Backen kauten, dann stakten sie auch nur langsam und verdrossen. Futterten sie aber und sangen, so setzten sie im Takt die Stoßstangen in den Grund und unsere Arche machte dann recht gute Fahrt.

Alle acht Bootsleute stammten aus Nupe und hatten die Gesichter durch breite Schnitte häßlich entstellt. Ihre Körper wiesen infolge der schweren Arbeit prachtvolle Formen auf. Es war eine Freude dem Muskelspiel der ebenmäßigen Gestalten zuzuschauen, die nur mit einem Hüftschurz bekleidet waren. In der Regel sang bei der Arbeit abwechselnd der eine oder der andere ein Lied, dessen Refrain dann der Chor wiederholte. Die Leute arbeiteten von Sonnenaufgang bis in die Dunkelheit hinein, in der Art, daß bis gegen 10 Uhr alle acht Leute stakten, bis gegen 4 Uhr nachmittags ruhten dann abwechselnd immer vier Leute, bis in den kühlen Nachmittagsstunden wieder geschlossen gearbeitet wurde.

Der obere Benue war derartig flach, daß wir mit unserem Fahrzeug, obwohl es kaum 1 m Tiefgang hatte, dauernd von einer Seite zur andern fahren mußten, um die Bänke im Strom zu vermeiden. Trotz der großen Übung, die die Bootsleute im Auffinden der flachen Stellen im Fluß haben, die sie an der Färbung des Wassers erkennen, kamen wir häufig fest. Dann mußten alle Mann ins Wasser, und mit vielem Geschrei wurde das schwerfällige Fahrzeug

wieder flott gemacht. Wenn es dann zu dunkeln begann, suchten wir eine Stelle auf, wo wir dicht unter Land konnten, was durchaus nicht überall der Fall war. In dem weißen Flußsand wurde Lager bezogen. Die Leute schwärmten weithin aus, um Feuerholz zu suchen, und mein Hausjunge richtete zwei Bootsstangen auf, zwischen denen wir eine Decke ausspannten, um so einen Windfang herzustellen. Hinter diesem war dann mein Bett gegen den feinen Flußsand, den der Nachtwind aufwirbelte, einigermaßen geschützt. Ich schlief im Freien, weil es dort kühler war als unter dem Bootsdeck. Die Metallwände des Fahrzeuges strahlten nämlich abends lange noch die am Tage aufgesammelte Sonnenwärme aus und auch das Benuewasser hatte bald nach Sonnenuntergang eine höhere Temperatur als die Luft.

Während der Koch nun die Hauptmahlzeit zurichtete, führte ich mit Tokoto die wilden Tiere spazieren, um ihnen die gewohnte Bewegung zu verschaffen und sie nicht ganz steif werden zu lassen. Die Reise, die ihnen bevorstand, war noch lang genug, und auf dem Dampfer verbot sich das Herumlaufenlassen der Tiere ja natürlich von selbst.

Der Benue fließt hier überall durch ein kilometerbreites Überschwemmungsgebiet. Der weiße Flußsand bildet flache Dünen, auf denen kaum ein Strauch oder ein Grashalm wuchs. Wo Wald oder Busch näher an den Fluß herantraten, lagerten die Bootsleute nicht gern, aus Furcht vor wilden Tieren und, wo Felder und Siedlungen in der Nähe waren, da hatte es ihnen wieder die Angst vor den Bassamas und ihren vergifteten Pfeilen angetan.

Am 4. Tage kamen wir nach Lau, wo drei große gewölbte Wellblechspeicher schon von weitem eine Niederlassung der Niger-Compagnie ankündigten. Der Benue hat hier nur eine schmale Rinne; am linken Ufer lag die Handelsniederlassung der Europäer und Haussahs, während gegenüber ein weißes Sandmeer sich ausdehnte. In Lau war die Grenze des Jolabezirks, der im Norden bis nach Kilba hinaufreicht. In Nigeria ist die Verwaltung eine rein zivile, soweit überhaupt von einer Verwaltung in den Provinzen die Rede ist.

Die Engländer lassen in der Tat in diesen mohammedanischen Ländern die eingeborenen Machthaber genau so weiterregieren, wie sie es vor der Besitznahme des Landes durch die Europäer getan haben. Der eingeborene Herrscher übt die Gerichtsbarkeit aus, erhebt

die Strafen auf die Unterlassung der Anmeldung hoch genug bemessen sind, wird sich jeder Europäer vor einer Pflichtversäumnis hüten.

Die mittelgroße schmackhafte Wildente war so häufig auf diesem Teil des Benue und hielt so dicht zusammen, daß auf einen Schrotschuß stets mehrere Tiere fielen.

Wenn es tagsüber gar zu heiß wurde, sprang ich schnell einmal ins Wasser und ließ mich von der Harmattanbrise abtrocknen. Gerade die große Trockenheit der Luft macht die Hitze in diesen Gegenden weniger fühlbar. Die Feuchtigkeit, die der Körper absondert, wird im Nu von der ungesättigten Atmosphäre aufgenommen und die Verdunstung erzeugt eine momentane Abkühlung auf der oberen Hautschicht. In der feuchten Treibhausluft der Küstenregionen wären die hohen Hitzegrade, die wir im Sudan feststellten, geradezu unerträglich. Das eigentliche Bad nahm ich in den kühleren Abendstunden; ich lag dann lange auf dem weißen Sande und ließ die kühle Flut über mich fortrieseln. Gesund sollen diese Flußbäder für den Europäer durchaus nicht sein, aber was gilt in Afrika nicht alles für ungesund und wie bombensicher müßte man sich eindecken, um gegen alle Schädlinge, welche die Gesundheit des weißen Eindringlings bedrohen, geschützt zu sein. Der Klippen, die den Schiffer auf der Fahrt bedrohen, sind so viele, daß er die Schönheit der Gegend, die er durchfährt, niemals recht genießen könnte, wenn er sie vorsichtig alle beachten wollte; da muß ihn ein höheres Walten bewahren.

Ibi ist eine weitausgedehnte Anlage der Niger-Compagnie auf dem linken Benueufer. Solange das Unternehmen die Charter besaß, war hier der Hauptsitz für das gesamte Benuegeschäft und das headquarters der Compagnie-Truppen. Die Offiziere, die die Compagnie-Truppe kommandiert hatten, waren von der Regierung beurlaubt und standen im Solde der Gesellschaft. Jetzt waren die früheren Verwaltungsgebäude zu weiten Vorratshäusern ausgebaut und in den ausgedehnten Kasernements stationierte nur noch ein Detachement von 40 Mann des Northern Nigeria Regiments der West African Frontier Force unter einem britischen Offizier.

Neben der Europäerniederlassung liegt das Haussahlager, das ich mit besonderem Interesse besichtigte, weil ein großer Teil des Elfenbeins und der Produkte, die hier verkauft werden, aus der deutschen Kolonie kommen. Was wir in früheren Jahren im Wutegebiet und in Süd-Adamaua an europäischen Waren fanden, stammte von hier und hier hatte unser Vorkämpfer in der tatsächlichen Besitzergreifung

Kameruns, Kurt Morgen, 1890 seine gefahrvolle Reise beendet. Ibi, das bedeutend länger im Jahre Dampferverbindung hat als Lau oder gar Jola, ist auch jetzt noch der Vorplatz für den Benuehandel.

Mein Stahlkanu, das ich in Jola für 7½ £ gechartert hatte, war hier beheimatet. Ich mußte es von neuem für denselben Preis bis nach Lokodja mieten, erhielt aber eine andere Mannschaft. Sehr glücklich traf es sich, daß der agent in charge dieses Bezirks mit dem nächsten Postdampfer heimreisen wollte; sein Stahlkanu, lag ausgerüstet, zur Abfahrt bereit am Ufer als ich ankam, und nur aus Gefälligkeit gegen mich verschob der liebenswürdige Kaufmann die Abreise auf den 27. Januar morgens.



Bootsleute vom oberen Benue.

Meine beiden Raubtiere hatten in den letzten Tagen soviel herumgetobt, an den Gepäckstücken herumgebissen und sich unnütz gemacht, daß es notwendig wurde, sie in geschlossenen Käfigen unterzubringen. Die Langeweile auf der Fahrt schien ihnen schlecht zu bekommen. Ich bat deshalb die Herren in Ibi, mir von ihren Zimmerleuten ein Paar starke Kisten als Käfige zurichten zu lassen, in die am Abfahrtsmorgen die Tiere sehr gegen ihren Willen eingesperrt wurden. Kaum waren wir unterwegs, da begann die Hyäne, die eine Ecke in der Kistenwand gefunden hatte, wo sie ihr furchtbares Gebiß ansetzen konnte, derart in das Holz hineinzubeißen, daß die Späne nach allen Seiten flogen und sie in ganz kurzer Zeit wieder frei war. Sie kam wieder an die Kette.

Es ist erstaunlich, wie ungeheuer scharf die Zähne dieses nächtlichen Räubers sind, der ja auch nur mit dem Gebiß angreift, während die gefährlichste Waffe der Leoparden z. B. die messerscharfen Krallen an den starken Pranken sind; er schlägt und würgt mehr als er beißt. Der Löwe vereinigt beides, er hat ein scharfes Gebiß und ungeheure Kraft in den Pranken.

Nicht weit unterhalb Ibis begegneten wir einem großen Stahlkanu der Compagnie, das mit Tauschartikeln und Proviantlasten für

Bülow und mich stromauf fuhr. Es lag immerhin etwas Beruhigendes für mich in der Idee, den Proviant nicht mehr vertilgen, wohl aber außer der Rechnung auch noch die Fracht bezahlen zu dürfen.

Der Harmattan war immer stärker geworden. Es blies eigentlich den ganzen Tag über und zwar immer uns in den Rücken. Das Stahlboot des Agenten war größer als das meinige und hatte einen Mast, wir beschlossen deshalb, uns mit unseren notwendigsten Sachen auf ihm zu vereinigen und dann zu segeln. Mein Boot sollte mit dem Gepäck und verstärkter Mannschaft folgen. Der Fluß hatte hier mehr Wasser als weiter oben, so daß wir bei schneller Fahrt nur selten festkamen.

Am zweiten Tage landeten wir in Abinzi, einem großen Handelsplatz im Gebiet der Muntschiheiden. Auf dem Markt herrschte buntes Leben. Englische Soldaten, Haussahs und Heiden schrien durcheinander, alle feilschten um Jams, Kassada und Mehl, Hühner und Puten, die hier in Menge feilgeboten wurden. Bei den Zimmerleuten der Niger-Compagnie-Filiale ließen wir einen neuen Hyänenkäfig bauen, der im Innern mit Blech ausgeschlagen wurde, so daß die Zähne des Ungeheuers keinen Angriffspunkt fanden. Dieses Abinziwohnhaus hat die Hyäne dann bis nach Berlin beherbergt, wo sie es mit einem feudaleren Gelaß im Zoologischen Garten vertauschte.

Abends konnten wir es im Freien vor Moskitos und anderem Ungeziefer nicht aushalten und legten uns deshalb im Boot zur Ruhe, neben dem wir listigerweise eine Reihe von Lampen aufhingen, die die Tierchen anlocken sollten. Der Engländer behauptete, es sei das ein probates Mittel, sich gegen die Quälgeister zu schützen. Ich muß sagen, daß freilich eine Menge Tiere dem hellen Lichtschein folgten, daß aber immerhin noch genug übrig blieben, die den Glanz verschmähten und es vorzogen, uns im Dunkeln zu quälen.

Immer bei scharfem Segelwind ging es schnell stromab, an Suo, einer Holzstation der Compagnie, vorbei.

Die Landschaft ändert sich: die Ufer werden höher und viele Palmen tauchen auf. Waldstrecken wechseln mit hohem Gras und auch die Dörfer werden häufiger. Das Land sieht aus wie in Kamerun die Wute-Region.

Wir lebten in dem geräumigen Boot fast so bequem wie auf einer Nil-Dahabije, und der leitende Benueagent führte eine Küche, die der Bedeutung der Niger-Compagnie, die eben noch eine Charter des Königs von England besessen hatte, vollauf entsprach. Getrüffelten

Puter hatte ich noch nie in Afrika gegessen, werde ihn auch wohl kaum noch essen, aber auf der Sandbank im Benue unterhalb Suo wurde er geboten. Auch ein mir unvergeßlicher Moment in meinem Trapperleben! Vor vier Wochen im Kunggebiet, wo wir das Mehl in hohlen Bäumen suchten, hätte ich mir das nicht träumen lassen. So heißt es eben auch in Afrika: „Bald so, bald so; wie's trefft!"

Am 30. Januar früh machten wir in Loko Halt, wo sich eine Residentur und eine Telegraphenstation befinden. Der Agent teilte seinem Kollegen in Lokodja unsere Ankunft für den folgenden Tag mit.

Loko liegt am rechten Benueufer und ist ein bedeutender Handelsplatz. Von hier aus führt die große Straße über Keffi nach Kano und nach Lokodja. Es herrscht hier reger Verkehr. Das linke Benueufer gehört bereits zu Southern Nigeria. Während in diesem zum größten Teil von heidnischen Waldvölkern bewohnten Southern Nigeria die Einfuhr von Spirituosen gestattet ist, besteht für das mohammedanische Northern Nigeria ein strenges Spritverbot, und auch die Europäer müssen ihre alkoholischen Getränke anmelden und dürfen sie nur mit behördlichem Erlaubnisschein versehen einführen. Hier in Loko wird deshalb jedes Fahrzeug, das stromauf fährt peinlich untersucht.

Unterhalb Loko erweitert sich der Strom wieder und bildet viele Bänke und Untiefen. Bei Amageddde begrüßten meine Leute jubelnd die ersten Pisanghaine. Je näher wir dem Niger kamen, desto mehr traten



Ansicht der Jaundestation. 1906.

den beiden großen Kulturstraßen, dem Kongo und dem Niger, fehlt uns jeder natürliche Zugang aus dem Inneren zur Küste. Wir müssen deshalb unbedingt eine Eisenbahn bauen, wenn wir uns das Grasland unserer Kolonie, Adamaua und die deutschen Tschadsee-gebiete überhaupt wirtschaftlich dienstbar machen wollen. Der Benue ist kaum drei Monate im Jahre bis Garua hinauf schiffbar und vor allem gehört er nicht uns, sondern den Engländern. Wir mögen die besten Verträge haben, die uns die freie Schiffahrt auf diesem Nebenfluß des Niger sichern, der Niger-Compagnie wird es gleich-wohl immer gelingen, einer deutschen Konkurrenz, die es versucht, durch das englische Gebiet bis nach Adamaua vorzudringen, geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten. Dazu finden sich namentlich in Zentralafrika zahlreiche Mittel und Wege.

Bei der Besorgnis, die heute in England vor der deutschen Konkurrenz besteht, wird auch die englische Kolonialverwaltung, wenn sie über die Innehaltung der freien Schiffahrt auf dem Niger und Benue noch so loyal denkt, immer einem gegenteiligen Drängen der Niger-Compagnie mehr oder weniger nachgeben müssen.

Eine wirklich sichere Straße in die deutschen Baumwolldistrikte Kameruns ist eben nur der Weg durch unsere eigene Kolonie, den uns niemand versperren kann. Was nützt uns ein schöner Land-besitz, zu dem uns der Schlüssel fehlt!

In dem Park der Niger-Compagnie, der an den eigentlichen Ge-schäftsteil anschließt, liegt ein großes aus Holz und Wellblech er-richtetes Gebäude, das die Monastery genannt wird, weil die Wohnräume, wie in einem Kloster zu beiden Seiten eines langen Mittelganges verteilt sind. Hier nahm ich Wohnung, bis die Kaduna, das Boot der Compagnie, welches ich zur Weiterfahrt benutzen sollte, reisefertig war. In mehreren Reihen lagen dicht bei der Anlegestelle die langen Lagerhäuser. In einem großen Geschäftshaus wurden die Ankäufe von Produkten und der Warenverkauf an die Eingeborenen abgewickelt. In einem anderen befanden sich das Zentralbureau und die Zahlstelle und wieder wo anders lagen die Kantinen, die sich nur mit dem Verkauf an Europäer befaßten. An diese eigentliche Handelsniederlassung gliederten sich die Schuppen und Gebäude an, die Kohlen, Holz und Schmiermaterialien für die Flottille enthielten. Die Niger-Compagnie stellte eine Stadt für sich in Lokodja dar.

Die großen Eingeborenenquartiere mit dem Markt stromauf, boten das bunte lebensvolle Bild, wie Jola oder Dikoa. Auffallend



Karawane auf dem Stationshof in Jaunde.

waren die Mengen von Geflügel, die feilgehalten wurden, und sehr spaßig berührte es den Fremden, daß die wohlhabenden Nupeleute nicht, wie bei uns zu Lande, von Hunden, sondern von großen Widdern mit schön gebogenen Hörnern begleitet wurden.

In der Stadt waren mehrere gefangene Größen aus dem Sudan untergebracht, die man nicht weiter zur Küste hatte schaffen wollen, weil ihnen dort das Klima leicht schädlich wird. In Lokodja selbst ist eine Übergangsatmosphäre; es ist nicht ganz so feucht wie in der Waldregion, aber auch nicht mehr trocken wie im Sudan. Die Stadt gilt für recht ungesund.

Die Regierungsbaulichkeiten und das Truppenlager liegen stromabwärts. Platz ist vorhanden, man hat mit einer Erweiterung aller Anlagen gerechnet und von vornherein nach einem weitläufigen aber übersichtlichen Plane gebaut. Die große Hauptstraße führt eine Stunde weit vom Marktplatz von Lokodja parallel mit dem Strom bis zu den Truppenquartieren. Das Eingeborenen-Gerichtsgebäude, in dem der Resident, damals ein Major, der lange Jahre in Indien gewesen war, Recht sprach, Post- und Telegraphengebäude sind massiv aus Quadersteinen, luftig nach orientalischer Art gebaut. Das Europäergericht befand sich beim head quarters in Sanguru.

Auffallend ist überall in den englischen Kolonien an der Westküste der einfache Beamtenapparat, mit dem gearbeitet wird; das hat seinen Grund zum Teil darin, daß die Engländer überall nach Möglichkeit mit den Eingeborenen wirtschaften und es sich überall angelegen sein lassen, geschulte farbige Arbeitskräfte heranzubilden. In dieser Beziehung können wir viel von den Engländern lernen. Ich gebe zu, daß sie in ihren alten, kultivierten westafrikanischen Kolonien, in Sierra Leone, Accra usw. sich bereits eine gebildete Bevölkerung herangezogen haben, aber sie haben im Zivil- wie im Militärdienst auch Jorubas-, Mendes- und Haussahleute in Stellungen, die bei uns ausschließlich mit Europäern besetzt sind. Abgesehen davon, daß der Farbige ungleich billiger arbeitet als der Europäer, leidet er vor allem nicht unter den ungünstigen Einflüssen des Klimas und bleibt ein konstantes Element, in dem bei uns noch unaufhörlich wechselnden Strom von Militärs und Beamten in der Verwaltung der Kolonie.

Wir Deutschen, die wir doch gewohnt sind, den Volksschullehrer in seiner ganzen Bedeutung anzuerkennen, sollten meines Erachtens erprobte, wirklich fleißige, ehrliche Negerjungen weiter ausbilden als sie nur Schreiben und Lesen lehren, wir sollten uns bemühen, deutsche

stehen, und in der Tat waren die Engländer, die neun Jahre in Westafrika Dienst taten, sämtlich bereits Majore und auch an Lebensjahren nicht älter als ich. Allerdings bekleiden sie ihre Charge zum großen Teil nur »local«, d. h. wenn ein Offizier z. B. als Captain aus seinem heimischen Regiment in ein Regiment der Westafrican Frontier Force übertritt, so wird er dort auch als Captain seinem Dienstalter entsprechend einrangiert, avanciert dann aber in dem Kolonialregiment weiter, wo die Abgänge naturgemäß viel größer sind, als in der Heimat. Kommt die Reihe an ihn, so wird er in Afrika Major, d. h. local major und vielleicht auch lieutenant colonel oder gar colonel, während er in seinem Regiment in der Reihe noch immer Captain ist. Natürlich wird ein solcher Offizier in den seltensten Fällen in sein heimisches Regiment zurücktreten, sondern er wird sich aus seiner hohen Kolonialcharge heraus pensionieren lassen. Die englischen Kolonialoffiziere werden auf diese Weise alle doppelt geführt, sofern sie nicht britischen Regimentern, die geschlossen in den Kolonien stehen, angehören. Der Offizier eines Northern Nigeria Regiments gehört also irgend einem Regiment der britischen Armee an. Er ist also z. B. einmal in Irland bei den Irish fusileers oder der Black watch in Schottland als Captain in der Rangliste, anderseits aber im Dienst der colonial office Major oder Colonel in Westafrika. Sind dann Offiziere besonders tüchtig, so wird ihnen ihre »local« Stellung in der Kolonie als heimischer Rang bestätigt und aus dem Kolonialoberst wird nun ein »full colonel«. Auf diese Weise haben die Engländer in den Kolonien junge Offiziere in den verschiedenen Chargen, aber nur Leute von wirklicher Kolonialerfahrung in den leitenden Stellen.

Groß ist auch die Zahl von Offizieren, die im Verwaltungsdienst beschäftigt werden und die dann, zum Teil in höheren Stellungen, ganz in diesen Dienst übertreten.

Daß aber auch in den englischen Kolonien junge Beamte unmittelbar aus der Theorie der Schreibstube in das Innere von Afrika verschickt werden, habe ich an einem hilflosen barrister studieren können, der frisch aus England gekommen, eine Quelle des allgemeinen Vergnügens bildete. Die Offiziere besichtigten mit Interesse meine Menagerie und kamen dabei jubelnd auf die Idee, die reißenden Tiere für einen Überfall auf den besagten jungen Afrikaner zu benutzen. Natürlich stellte ich ihnen meine Hyäne mit vielem Vergnügen zur Verfügung und war dann nachts Zeuge, wie das Tier

mit rasselnder Kette in der Gelehrtenschlafstube losgelassen wurde. Der Scherz ist auch zu allgemeiner Zufriedenheit glücklicherweise so gelungen, daß weder die Hyäne noch der barrister oder sonst einer der Beteiligten Schaden dabei nahm.

Nach dem Diner steckten die meisten die kurze Pfeife an und setzten sich beim Whisky-Soda zum Pokern zusammen. Ich ließ mir dann von interessanten Leuten Jagdabenteuer aus allen Teilen des weiten britischen Reiches oder Erlebnisse aus dem Südafrikanischen Kriege erzählen. Zu unserer Tischgesellschaft bei der Niger Compagnie gehörte ein Franzose Dangerman, der unter Marchands Kommando den Faschodafall miterlebt hatte. Unter so interessanten Menschen und Eindrücken gingen die Tage fast zu schnell dahin.

Am 4. Februar früh warf der Heckraddampfer „Kaduna" von der Brücke in Lokodja los, und wir dampften auf dem schmutzigen, langsam fließenden Niger der Küste zu. In Ida, das bereits in der Waldregion liegt, stoppten wir zum erstenmal und nahmen Gummi ein. Dann gingen wir nach Alla weiter, wo kleine, häßliche Weiber, ganz nach der Art der Mabeas in Kamerun, Öl und Kerne luden. Der kleine Rindviehschlag, der auch an der Kamerunküste heimisch ist, erschien doppelt unscheinbar, nachdem sich das Auge so lange Zeit hindurch an dem prächtigen Adamauavieh erfreut hatte. An Onitscha mit seiner großen Missionsstation vorbei, kamen wir nach Assaba, das bereits mitten im Walde liegt und wo wieder fast ausschließlich Palmenkerne eingenommen wurden. Von Assaba bis Assi erstreckt sich der Hauptöldistrikt am Niger, der sich hier schon in mehrere Arme teilt. Das Land ist dicht bevölkert, und mit ganzen Kanuflottillen umgaben nackte Kinder den Dampfer auf seiner Fahrt, um Flaschen oder leere Tins zu erhaschen. Das Wasser ist hier tief, und die Regierungsfahrzeuge von Southern Nigeria, denen wir begegneten, hatten deshalb schon Schraubenantrieb.

Am 9. Februar früh passierten wir einen großen Raddampfer, auf dem die deutsche Grenzexpedition unter Hauptmann Glaunings Leitung nach Lokodja hinauffuhr; nachmittags erreichten wir Ganagana, eine Insel, auf der eine Reparaturwerkstatt für die Schiffe der Niger Compagnie liegt. Vier große Schraubendampfer, die zur Zeit des niedrigen Wasserstandes wegen außer Dienst gestellt waren, lagen hier vor Anker. Ihnen gegenüber, am rechten Ufer, standen die freundlichen Gebäude einer deutschen Faktorei, der ersten, die ich in Nigeria begrüßen durfte. Sie gehörte einem Hamburger Hause,



Ziegelei in Jaunde.

bäumen bepflanzt ist, entlang, folgt ein massives Regierungs- oder Geschäftsgebäude dem anderen. Besonders stattlich hat die deutsche Firma Witt & Büsch gebaut, über deren Geschäftseingang auch das Kaiserliche Konsulatsschild prangt. Erfreulich ist es überhaupt, gerade in Lagos zu sehen, wie die dort ansässigen Hamburger Häuser bei der kommerziellen Entwicklung des Landes unter den Führenden sind; Woermann als Reederei, Witt & Büsch und G. L. Gaiser als Handelshäuser sind die ersten am Platze.

Die Lagosbevölkerung gehört dem Jorubastamme an, der eine halb muhamedanische Kultur aufweist, aber auch die Beninhändler aus dem Nigerdelta und die Repräsentanten der Sudanmärkte sind in großer Zahl vertreten. In ihren Händen ruht fast ausschließlich der bedeutende Kolanußhandel dieses Platzes. Durch die Marina und mehrere andere Hauptstraßen der Stadt läuft eine Dampfstraßenbahn. Die Lagosleute lieben lange weiße Kleider nach Haussahschnitt und tragen auf dem Kopfe eine aus Stroh geflochtene cerevisartige Kappe. Die Ordnung halten auf dem Markt und auf den Straßen eingeborene englische Polizisten in weißen Anzügen aufrecht. Oft sind an großen Markttagen 20 000 bis 30 000 Menschen in der weit über 100 000 Seelen zählenden Stadt versammelt. Lagos ist eine hochentwickelte Kolonie, in der die Eingeborenen bereits an der Landes- und Kommunalverwaltung teilnehmen. Bei den Gerichtshöfen sind eingeborene

Juristen, die in England studiert haben, zugelassen, und auch unter den Ärzten, höheren Beamten und Großkaufleuten sind Eingeborene vertreten. Rege ist nach englischer Art das sportliche Leben der Stadt, die großen Pferderennen um Weihnachten sind an der ganzen Westküste berühmt.

Das Hotel Koberg, in dem ich abgestiegen war, ließ vieles zu wünschen übrig, und auch die deutsche Bierkneipe, die von einem alten Fremdenlegionär, „Schuster Lehmann" genannt, unterhalten wird, ist gerade keine deutschnationale Empfehlung. Die Mulattin, die der biedere Wirt geheiratet hat, hält durchaus nicht auf übermäßige Reinlichkeit in ihrer Wirtschaft, und der Leierkasten, zu dem Herr Lehmann ein Lied vom Geisberg sang, war ebenso verstimmt wie seine Kehle. Da war es in dem Vereinszimmer bei den deutschen Schiffsoffizieren gemütlicher. Ich sitze gern unter Leuten, die sich den Wind haben um die Nase wehen lassen und von eigenen Erlebnissen erzählen können. Dazu der liebe pommersche oder mecklenburgische Dialekt. Im Auslande hat der einen ganz besonderen, anheimelnden Klang!

Der Verkehr auf der Eisenbahn, die übrigens Kapspurweite, also fast die Maße unserer deutschen Bahnen, hat, ist ungemein rege. Bei der Betriebsamkeit seiner Bevölkerung produziert Lagos trotz der vielen Menschen mehr an Kleinvieh, Geflügel und Lebensmitteln, als es verzehren kann, so daß mit jedem Postdampfer Lagoshändler mit Hunderten von Hühnern, Enten und Puten, mit Mais und Eiern auf die Kameruner Märkte fahren, weil die trägen, teilnahmlosen Dualas nicht zu bewegen sind, eine geordnete Geflügelzucht einzurichten oder irgendwie mehr zu bauen, als sie selbst gerade brauchen.

In Lagos sicherte ich mir daher auch die nötigen Ziegen und das Futter für den Heimtransport meiner Tiere, die ich am 21. Februar auf die „Eleonore Woermann" hinüberbrachte, mit der ich nach Hause fahren wollte. Das Schiff hatte in Kamerun seine Passagiere abgesetzt und nahm nun in Lagos Ladung, um am 9. März von Kamerun aus heimzufahren.

Da es in Duala wie gesagt mit frischer Verpflegung niemals glänzend bestellt ist, so war ich froh, als mein alter Freund, der Kommodore Jensen, sich bereit erklärte, meine Menagerie schon jetzt an Bord zu nehmen. Der Oberkoch Wagner, der seinerzeit schon den Heimtransport meines jungen Elefanten leitete und manches seltene Tier wohlbehalten für mich nach Hamburg gebracht hat, nahm meine Menagerie in seine besondere Obhut, bis ich sie selbst in Viktoria in bester Ver-



Vor der Jaundestation 1906.

fassung wieder begrüßen konnte. Die Hyäne saß in einem Zimmer des leeren Schiffsschweinestalles und in dem anderen grunzte der wilde Eber. Der Löwe war in einem festen Käfig untergebracht und wurde täglich zum Spielen in der Sonne auf die Luke gelassen. Der Kasten mit der Sumpfantilope war vorsorglich in die Nähe der Maschine gestellt und außerdem mit einer schützenden Persenning versehen, die, wenn es wehte oder kühl wurde, vor dem Gittertor heruntergelassen wurde.

Im Dualahafen traf ich den Gouverneur v. Puttkamer auf der Regierungsjacht „Herzogin Elisabeth". Er ordnete an, daß ich ihn bis zur Abfahrt meines Dampfers auf einer Dienstreise nach Fernando Po begleiten solle. Also vom Schiff aufs Schiff!

Auf der „Herzogin Elisabeth" sind die Deckräume, die der Gouverneur bewohnte, recht hübsch, aber für sonstige Passagiere ist auf dem Reichsdampfer nicht gerade mit übermäßiger Raumverschwendung gesorgt; doch die Reise war ja nicht gar zu lang. Nach sechs Stunden Seefahrt ankerten wir vor St. Isabel, der Hauptstadt der schönen Gebirgsinsel mit dem Pic, der über das blaue Meer wie ein Zwillingsbruder zu dem großen Kamerunberg hinüberschaut. Ähnlich, wie die beiden Berge einander, sind auch Bodenbildung, Vegetation und Klima in Fernando Po und im Kameruner Viktoriabezirk. Wie Helgoland vor der Elbmündung, liegt die spanische Insel vor dem Kamerunbecken. Fernando Po steht im Zeichen der Plantagenwirtschaft: Kakaofarmen sieht man überall, wo der Urwald gelichtet ist.

Der Gouverneur hatte in seiner Eigenschaft als Generalkonsul für die Guineaküste mit dem Generalgouverneur der spanischen Insel im Interesse eines deutschen Reichsangehörigen, der verhaftet war und möglichst freigelassen werden sollte, zu verhandeln. Feierlich in der schlanken Gig mit ausgesuchter Bootsmannschaft, fuhr als Abgesandter des Gouverneurs der Adjutant an Land, mit Ulanka, Tschapka

und weißen Beinkleidern, ein ungewöhnlicher Anblick nicht nur für die Spanier. Ich begleitete ihn.

Die Inselbewohner liefen auch zusammen und die Señoritas stürzten an die Fenster, um den fremden Krieger zu schauen. In der Stadt leben viel Europäer; die Spanier halten sich trotz ihres sprichwörtlichen Stolzes längst nicht so gesondert von den Negern wie wir Deutschen. Auf dem Prado, der keiner spanischen Stadt fehlen darf, und der auch hier so ziemlich das einzige Monumentalbauwerk der Insel ausmacht, weil er Zementboden hat, ergehen sich abends Männlein und Weiblein, Spanier und Neger, schwarz und weiß untereinander. Die dunkle Schöne mit weißer Spitzenmantille hat der gepuderten Spanierin im schwarzen Überwurf das Fächerspiel gar trefflich abgelauscht. Solange wir mit der „Herzogin“ im Hafen lagen, vereinigte sich das ganze Interesse der fashionablen Welt von Fernando Po auf den Herrn Adjutanten. Dieser verhandelte im Auftrag des Generalkonsuls im Gouvernementspalazzo in großer Kriegsbemalung mit den Behörden und setzte es durch, daß unser Landsmann gegen eine Kaution freigegeben wurde und zu uns an Bord kam. Die diplomatische Aktion war von Erfolg gekrönt und der Adjutant



Riesenbaum in Bearbeitung bei Jaunde.



Deutsche Gänse in Jaunde.

hieß von da ab nicht anders bei mir als el terrore de Fernando Po (Schrecken von Fernando Po).

Die Ehrenwache in bunter Zusammensetzung aus Spaniern und Eingeborenen präsentierte, die Flaggen der spanischen Kanonenboote „Salamandre" und „Pelikano" senkten sich, als die weiße Gouverneursjacht Anker auf ging, um im großen Bogen Kurs auf Viktoria zu nehmen.

Drei Tage war ich noch oben in Buea, dem freundlichen Gebirgsörtchen mit der würzigen Luft, wo die Regierungsmaschinerie rastlos arbeitet, ungestört von Moskitos und Malaria.

Anders sah es in Buea aus, als neun Jahre früher. Damals nahmen wir das Bakwiridorf im Sturm, nachdem wir mühsam auf Gebirgspfaden die Höhen erklommen hatten. Rundum stand Urwald, und die elenden Bakwirihütten waren, wo wir kamen, längst verlassen.



Fullahpferde in Jaunde.

Heut führt eine breite Fahrstraße durch schöne Pflanzungen, vorbei an Europäer-Niederlassungen und freundlichen Arbeiterdör-

fern nach Soppo, wo das Hauptquartier der Schutztruppe liegt, und dann weiter zu dem Beamtenstädtchen, das von dem Monumentalbau des weißen Gouverneurschlosses überragt wird. Bergauf liegen grüne Triften und Halden, auf denen prächtiges deutsches Vieh weidet, zu Tal fallen breite Terrassen ab mit efeuumsponnenen Steinen, wo Rosen und deutsche Blumen gedeihen. Auf dem Hofe des Gouverneurhauses plätschert ein Springbrunnen, und in einem Bassin, über dem ein Bismarckstein errichtet ist, rieselt vor dem Postgebäude das herrlich klare Wasser eines Bergbaches. An schönen Tagen überblickt man fast tausend Meter tiefer die ganze Dualaförde und sieht staunend hinauf zu den gewaltigen Lawafeldern des Bergriesen. Viertausend Meter ist er hoch, der Mudongo, der Götterberg, das deutsche Wahrzeichen am Atlantischen Meer!



Schweinezucht in Jaunde.

Am 9. März gingen wir von Duala in See. Wieder trug mich der Atlantische Ozean, wieder genoß ich das Bild des blaßblau, meist in bleierner Ruhe daliegenden Meeres an der Westküste Afrikas bis nach Monrovia hinauf, wo die Hitze Geist und Körper gefangen hält, wenn man geschwächt von dem afrikanischen Aufenthalt und etwas gleichgültig geworden durch den geringen Verkehr mit Menschen und die wenige äußere Anregung, auf der Heimkehr sich befindet.

Selten werden gemeinsame Vergnügungen von heimkehrenden Afrikanern veranstaltet und selten nur sitzt man im Rauchsalon zusammen und tauscht Rede und Gegenrede aus; jeder hat noch mit sich selbst zu tun, man sucht die schattigsten Stellen an Deck auf und pflegt im langen Korbsessel der Ruhe. Matt ist der Geist, und die Erinnerung an die vergangenen Tage in Afrika gibt nur ein verworrenes Bild von dem, was man gesehen hat und was man durchlebte. Wie die photographische Platte, so braucht auch des Menschen Sinn ein gewisses Maß von Zeit, um Eindrücke zu verarbeiten, die



Häuserbau in Jaunde.

aus dem alltäglichen Grau sich abheben, um zu sichten, was Großes und Erinnerungswertes im fernen Lande erlebt wurde.

Das Meer ist mit seiner erfrischenden Salzluft wie ein Quell der Erneuerung und Erstarkung des Körpers, so auch in seiner gewaltigen, beruhigenden Größe ein Arzt für die Seele des Menschen; wie oft habe ich das selbst erfahren.

Wenn hinter Monrovia der Passat einsetzt, dann kommt bis zu den Kanarischen Inseln mit der allmählichen Kühlung auch neues Leben in die alte Afrikanerrunde; lebhafter und freudiger werden die Töne, die die Wogen, die den Kiel umspielen, dem an Deck ruhenden Denker singen. Fröhlicher schon und wuchtiger klingt der Rhythmus der Schraube, das Stampfen der Kolben und Wellen aus der Maschine dem in der Kabine Schlafsuchenden entgegen. Und wenn ich dem Kanal und damit den heimischen Gewässern näher kam, dann war ich mir stets schon ganz klar über die Eindrücke, die die vergangene Afrikaperiode in mir hinterlassen hatte und schaute mit Zuversicht voraus in die Zukunft; so war es auch diesmal.

Ein jähes Erinnern an manche Gefahr, der ich entgangen war, brachte mir in Hamburg die Nachricht vom Tode meines Nachfolgers, des Grafen Fugger, in Marua. Kaum neun Wochen waren vergangen, seit ich ihm in Garua die Geschäfte übergeben hatte. Voll regen Eifers und voll froher Hoffnungen war er an die Arbeit gegangen, und nun war er bereits tot. Ein fanatischer Fullah hatte in Marua den vor seinem Zelte sitzenden Grafen mit einem Giftpfeil verwundet, und schon nach wenigen Minuten hatte er in den Armen des Unteroffiziers Bruno, der ihn begleitete, sein junges Leben ausgehaucht.

Nun trug Bülow wieder allein, bis Ersatz für Graf Fugger kam, die ganze schwere Verantwortung für die eben eroberten Provinzen. Wie oft dachte ich an ihn, der noch inmitten der schweren Arbeit stand, als ich meine Lieben und Freunde daheim begrüßt.

Meine persönlichen Angelegenheiten, die mich so unerwartet schnell heimgerufen hatten, gestalteten sich bald zu voller Zufriedenheit; der Urlaub verging schnell, und als ich im Oktober 1903 Bülow in Hamburg begrüßte, rüstete ich schon wieder zur Ausreise.

Bülow trat wieder in Parchim ein und ritt vor seinen Dragonern, als ich längst in Jaunde Wege und Häuser baute, Vieh züchtete und Kohl pflanzte, Recht sprach und Unrecht ahndete, wie es der Amtmannsberuf dort draußen mit sich bringt.

Dann kam der Krieg in Südwestafrika.

Und als ich heimfuhr und die Ozeanwellen wieder rauschten, da sangen sie mir auch weit, weit von der afrikanischen Küste entfernt, noch ein melancholisches tieftrauriges Lied, denn ich war nun sehr einsam geworden: Mein bester Zwölfer Freund Fritz d'Arrest war dahin, sein edles Blut hatte der weiße Sand am Orangefluß getrunken. Unser braver Haase, der Unermüdliche, der, von unserer Expedition heimgekehrt, seine alten Eltern noch in Berlin hatte schauen dürfen, war wieder ausgereist und in Nord-Kamerun bei der Anyang-Expedition geblieben, und seit dem 21. April 1905 war auch mein geliebter Siegfried v. Bülow nicht mehr unter uns auf dieser Erde.



Auf dem Jaundehof 1906.

Als der Krieg ausbrach, hatte es den tapferen Afrikaner nicht mehr daheim gehalten, „es war mir,“ schrieb er mir, „als wenn der Kaiser uns Afrikanermänner alle namentlich aufriefe, als Freiwillige gegen die Hereros und Hottentotten verlangt wurden; ich konnte nicht daheim bleiben“.

Wie Siegfried v. Bülow getreu seiner ganzen Art als Held draußen gefochten hat und wie er als Held gefallen ist, das zeigt der in seiner anspruchslosen Einfachheit erschütternd wirkende Auszug aus seinem Tagebuch, das zeigt der folgende Brief eines seiner Mitkämpfer an Siegfrieds Mutter:

Aus dem Tagebuch des Oberleutnants Siegfried v. Bülow:

Patrouillenritt.

30. 1.

Abends 8 ich mit dem Landeskundigen B., Sergeant Z., Reiter H., farbiger Sergeant A. und farbiger Reiter F. auf Patrouille gegen Nunub. Soll feststellen, ob dies noch vom Feind besetzt.

31. 1.

G. und ich gerettet! Wo mögen die anderen armen Leute sein! Wir ritten gestern abend auf Pad bis etwa 10. oder 11. Düne. Es hieß, es sollten einige 20 bis Nunub sein. Übernachteten nördlich der Pad. Bune sprach immer sehr laut, so daß ich ihn hierauf aufmerksam machte; doch er hielt mich scheinbar für zu ängstlich. A. und F. waren sehr still. Ersterer sah Streichholzfeuer, das auf Witboipatrouillen schließen ließ. B. sattelte ab und fesselte.

Ich ließ Sattel auf.

Schliefen bis morgens 4. Die zwei Eingeborenen wachten abwechselnd. — Leichter Regen. Sehr kalt. Weiter ausgeschwärmt mit Fühlung am Pad, rechts derselben. Halt auf 12. Düne, bis es ganz hell. Südlich über Gochas (Zwartfontein) Pad. 4 bis 5 km hinter der Düne entlang, dann hinüber. Hinter den letzteren abgesessen und ohne Hut hinauf gekrochen. Vor 13. Düne zahlreiche zwei Tage alte Spuren von Groß- und Kleinvieh, das hier geweidet. Auf 13. Düne frisch abgeschlagene Stufen zum Ausguck. A. zeigt in breiter Mulde hinter dieser Düne, Platz wo die Pütz (Wasserstelle). Weit ausgeschwärmt auf die 2000 m entfernte kleine Zwischendüne zu, hinter welcher das Lager vermutet wurde. Nach 1000 m sehen wir Leute den Hang hinaufgehen und mehrere am Fuß entlang zum

Wasser. Das Lager muß demnach dahinter liegen. Vieh am Dünenhang hinter Wasser.

Also die Witbois sind noch hier. Näher hat keinen Zweck, da wir doch nicht unbemerkt hinankönnen, da Dünen kaum besetzt. Umgehung wegen zu freien Geländes und Pferden unmöglich — zurück. Da B. lange zögert, werden wir bemerkt und die Witbois und Kaffern, welche Essen zur Wache am Wasser tragen (nach A. Ansicht), fangen an zu laufen. Das war unnütz. Wir hatten nachts die Spuren einer Witboipatrouille auf Pad Stampriedfontein Nunub gefunden, ganz frisch. Heute morgen zwei Reiterspuren. Zwartfontein—Nunub. Nach 5. Düne zurück. Halt von 1/2 Stunde. B. wollte schon nach 3. Düne halten. A. sagte, die Witbois würden uns vorlegen. B. lachte wie gestern und schalt die farbigen Soldaten zu ängstlich. Weiter gegen 8 Uhr morgens an die Pad zurück. Ich wollte quer durch, zwischen den beiden Pads auf Wittkranz (Heliographenstation) reiten, und dann am Aub-Revier entlang nach Stampriedfontein, ließ mich aber von B. überreden, direkte Pad zu reiten, um schneller zurück zu sein. Er hat seinen Rat wohl teuer genug durch den Tod bezahlen müssen. Bei 7. Düne von Nunub aus, B. und ich ritten vorne, auf 30 Schritt plötzlich rasendes Feuer vom Dünenkamm. Gar nichts zu sehen. Wir sechs stoben auseinander. Ich mit meinem Hengst linksum hinter B. Da die



Siegfried v. Bülow.

Düne weiter besetzt, erhielten wir Flankenfeuer von rechts auf 50 Schritt. Die Witbois lagen mit etwa 20' Abstand auf dem Kamm. Daher ich wieder halb links um an B. vorbei, zurück nach Nunub zu weiter hart beschossen. — Beim Umsehen sah ich noch G. und einen anderen Reiter (Z.) hinter mir. Beim Erreichen des tiefen Sandes am Dünenkamm, blieb mein Hengst erschöpft stehen, ich sprang ab und zog unter einem Hagel von Geschossen meinen Hengst Schritt für Schritt mühsam über den sandigen Kamm. Ein Geschoß streifte die Kandare zwischen Hand und Maul durch.

G. folgte, ebenso hart beschossen. Wieder auf und weiter, um noch eine Düne zwischen uns zu bringen. Nach dieser blieb mein Hengst stehen und war keinen Schritt weiter zu bringen. Gab ihm einen Wassersack aus Hut zu trinken, doch er rührte nichts an. So mußte ich mich schweren Herzens entschließen ihn stehen zu lassen. Schnell einen Wassersack an meinen Patronengurt geschnallt und dann zu Fuß hinter Düne entlang nach Süden auf Gochas-Pad zu. Mühsam keuchte ich in brennender Sonne vorwärts, es war $8^3/_4$ Uhr. — G. mußte ebenfalls gerettet sein, da er über die erste Düne hinüber. Jetzt sah ich ihn nicht mehr. Sein Pferd war wohl ebenfalls müde. Wie durch ein Wunder war ich dem rasenden Feuer entronnen und hatte erst jetzt Zeit zur ruhigen Überlegung. Nach etwa 1 km warf ich mich erschöpft unter einen Baum und trank aus vollen Zügen das salzige Aubwasser aus meiner Flasche. Nie hat es so gut geschmeckt. Dann zurück in westlicher Richtung auf Wittkranz zu; vorsichtig die Düne hinangekrochen und mit Glas Umschau gehalten und noch $^1/_2$ Stunde gewartet. Ich war auf Düne 5 von Nunub aus. Die Witbois hatten sich auf etwa $^1/_3$ Weg zwischen Nunub und Stampriedfontein uns vorgelegt. A. hatte nur zu recht gehabt. Über Düne 5, ebenso über Düne 6 und erwartungsvoll auf Düne 7 hinauf gepürscht. Da dahinter keine Spuren, so waren sie also nicht nach Gaschas-Pad hinüber geritten, wie ich erst vermutete, um uns zwei eventuell noch einmal vorzulegen. Nun ging es mühsam weiter von Düne zu Düne, auf jeder zweiten Düne durfte etwas getrunken werden, sonst kam ich mit Wasser nicht aus, so mußte die süße Chamos (Wassermelone) die hier viel wächst, Hunger und Durst stillen, mit ihrem faden, warmen Geschmack. Bei Düne 12 legte ich mich eine Stunde schlafen unter einen Strauch. — Ich rechnete 6 bis 8 Dünen bis Stampried. Weiter.

Von der hohen Düne 12 aus sah ich plötzlich jenseitiges Aub-ufer mit unserem Feldlager durch Glas. Welche Freude. Errettet! — Ich hatte von der 10. Düne an, wie ich auf die Gachas-Zwart-fontein-Pad mündende Pad von Witkranz traf, halb rechtsum gemacht, um nunmehr direkt auf Stampriedfontein zu gehen, die Düne schräg schneidend, und hatte so ganz genau Direktion gefaßt, ängstlich jede Pad vermeidend. — Nun noch die Düne hinab, über Kalkfelsen ins Aubtal, wo ich wieder etwas ausruhte, in einer Stunde im Lager gegen 2 Uhr nachmittags. G. war kurz vor mir zu Pferde eingetroffen, hat bei den ersten Schüssen einen durch den Fuß bekommen (Sohle hinein, Rücken hinaus).



Bülow im Kanu.
Bei seiner Abreise von Jola.

Alles beglückwünschte mich herzlich zu dem Entkommen. Nachmittags noch nichts von anderen hier. Nunub also noch scheinbar stark besetzt.

Nachts nach Witkranz von Kalkfontein wegen der vier nicht Eingetroffenen heliographiert. Ergebnislos. Ich habe die armen Kerle aufgegeben.

B. hat den Leichtsinn, womit er uns geführt, mit dem Tode gebüßt, leider die anderen auch. Wenn A. und F. nur nicht lebend in die Hände der Witkamps gefallen sind. Da beide ebenfalls Hottentotten, so werden sie sicher massakriert. Hätte ich doch nur auf meine Absicht, ohne Pad auf Witkranz zu reiten, bestanden, so wäre das Unglück sicher nicht passiert.

Abends bei der Artillerie (5. Bt. v. L.) Einweihung von Bastion Meister. Vergnügter Trunk.

Am Tage traf die 7. Halbbatterie mit zwei Geschützen von Windhuk hier ein. (Hauptmann B.) Graf H. (früher 23. Dragoner), Bruder der Frau v. Bronsart, ist Bataillonsadjutant.

Sehr nett und ordentlich.

Abschrift
aus einem Briefe des Leutnants Fischbach an Frau v. Bülow.

Maltahöhe, 10. Mai 05.

Hochverehrte gnädige Frau!

Die schwere Pflicht, Ihnen hochverehrte gnädige Frau die letzten Grüße Ihres Sohnes zu übermitteln, wird mir nur in dem Gedanken erleichtert, daß Ihnen das Bewußtsein, daß Ihr Sohn in seinen letzten Stunden nur noch an seine Mutter dachte, ein Trost bei dem schweren Verlust, der Sie betroffen hat, sein wird. Gestatten Sie mir, gnädige Frau, den Vorgang zu schildern, aus dem Sie erfahren werden, daß Ihr Sohn gerade durch die vollste Erfüllung seiner Berufspflichten, durch sein echt soldatisches Benehmen, das kein Zögern kennt, wenn ein Kamerad in Gefahr ist, den Tod auf dem Felde der Ehre fand. — Ihr Sohn, Leutnant v. Holler und ich ritten am Ostersonntag abend mit 30 Mann von Maltahöhe ab, um die Spuren von Hottentotten, die nach den Zarasbergen durchgebrochen sein sollten festzustellen. Am Mittwoch fanden wir die Spuren und konnten dem Detachement von Zwehl, das langsam nachrückte, Meldung darüber zukommen lassen.

Um seinen Auftrag bis zur letzten Konsequenz durchzuführen, beschloß Ihr Sohn, den Spuren ins Gebirge zu folgen, und so ritten wir Donnerstag morgen den



Pallotiner-Mission bei Jaunde.

Spuren bis Huams nach und wollten gegen Abend wieder zurück. Um 4 Uhr nachmittags ritt ich auf Befehl mit 12 Mann fort, um einer Spur nachzureiten, die wir in der Nähe unseres Lagerplatzes gefunden hatten; Ihr Sohn wollte mit dem Rest der Abteilung in einer halben Stunde folgen; ich war etwa 700 m vom Lager entfernt, als ich plötzlich von allen Seiten Feuer bekam, zwei Mann waren sofort tot, zwei andere schwer verletzt, ich selbst kam mit einem Schuß durchs linke Ohr davon.



Bülow auf Fullahpferd.

Als Ihr Sohn das Feuer hörte, ging er sofort auf der Höhe mit 14 Mann vor, um mich zu unterstützen, nahm sich nicht einmal Zeit, seinen Patronengurt umzuschnallen und stieß etwa 400 m vom Lagerplatz auf den Gegner; in dem dichten Busch sah man keine 10 Schritte vor sich, und so kam es, daß Ihr Sohn auf einen Busch zuging, hinter dem mehrere Hottentotten lagen; er bekam gleichzeitig fünf Schüsse; drei davon saßen im rechten Oberschenkel und zwei im Unterleib. Sein Bursche Martin, der mit ihm vorging, sprang ihm sofort zu und pflegte ihn, so gut es gehen wollte; erst nach zwei Stunden gelang es mir, mich mit meinen sieben Leuten zur Abteilung Ihres Sohnes heranzuziehen und da erfuhr ich erst die Verwundung Ihres Sohnes; ich kroch zu ihm hin und konnte ihm noch zu trinken geben. Er litt offenbar schrecklich unter seinen Verletzungen und äußerte noch wörtlich zu mir: „Sagen Sie meiner lieben Mutter tausend Grüße! Ich sterbe den schönsten Soldatentod!"

Als ich mich noch um ihn bemühte, gab er mir wiederholt den Befehl, liegen zu bleiben, um mich der Abteilung zu erhalten, gab noch Anordnung, daß wir versuchen sollten, die Wasserstelle zu halten. — Er war bis zu seinem Ende, das etwa um $^1/_2$7 Uhr erfolgte, der tüchtige Offizier und hervorragende Charakter, als den wir ihn alle kennen und schätzen lernten.

Mit Einbruch der Dunkelheit gingen wir auf die Wasserstelle zurück, nur sein Bursche blieb bei der Leiche seines Herrn zurück, um sie noch vor den Hottentotten, die bis 11 Uhr feuerten, zu schützen.

Um 9 Uhr abends holte ich mit acht Mann die Schwerverwundeten, bis zu welcher Zeit auch Reiter Martin bei seinem Herrn verblieb.

Tags darauf schlich sich eine Patrouille von drei Mann durch die Hottentottenposten, die uns richtig belagerten, und verständigte das Detachement, das ahnungslos 50 km von uns lagerte. Sonntag nacht traf das Detachement ein und entsetzte uns.

Montag mittag um 2 Uhr fand die Beerdigung statt. Die drei Toten liegen in einem gemeinsamen Grabe im Revier unmittelbar bei Huams unter einem großen schattigen Baum; die Hottentotten hatten, Gott sei Dank, die Leichen nicht berührt und so konnten alle Wertgegenstände, die die Braven bei sich trugen, abgenommen werden.

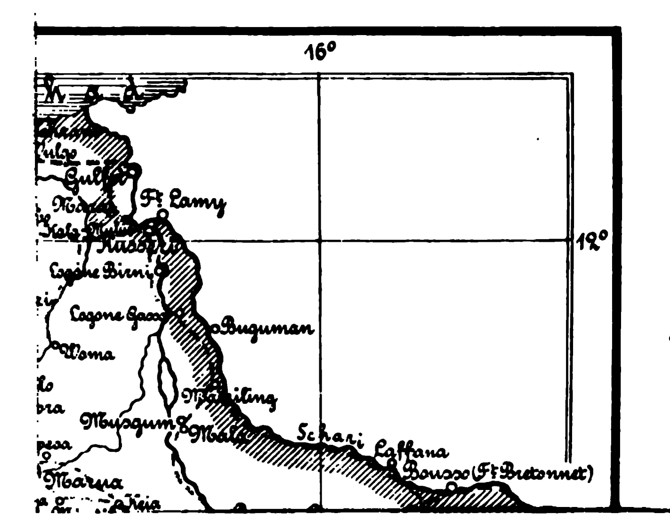
Die Erschütterung, die der Verlust unseres lieben Kameraden überall hervorrief, kann ich Ihnen nicht beschreiben, nur soviel, daß ich auch von Mannschaften Urteile hörte, die den besten Beweis lieferten, wie sehr hoch sie Ihren Sohn als Vorgesetzten wie als Kameraden schätzten.

So sind sie denn alle dahin, die mit mir zur Tschadsee-Expedition aufbrachen, dahin wie so viele, die zu deutscher Mannestat hinaus nach Afrika gezogen sind.

Ich darf noch immer an dem großen Werk deutscher Kolonisationsarbeit mittun, darf die Bäume wachsen sehen, die meine lieben Freunde einst mit mir pflanzten. Tiefe Wehmut überkommt mich oft, aber auch heißer Dank gegen den Allmächtigen, der mich so wunderbar bewahrte. Es gibt eine vorsehende Gerechtigkeit, sie wird nicht zulassen, daß so viel edles Blut umsonst geflossen ist, daß so viel deutsche Mütter umsonst um ihre Söhne geweint haben, die Afrika ihnen so grausam nahm.

Wenn ich mir mein Jaunde ansehe, wie ich es 1894 betrat und wie ich es 1907 verließ, wenn ich die Kolonie Kamerun betrachte und die ganze deutsche Kolonialentwicklung überhaupt, so darf ich meinen lieben dahingeschiedenen Kameraden nachrufen: „Ihr seid nicht umsonst gefallen, Ihr seid für eine nationale Sache geblieben; Ihr habt dem deutschen Volk wieder das feste Vertrauen gegeben, daß seine Offiziere, seine Söhne noch der alte stolze Soldatengeist durchweht, daß die Söhne der Väter wert sind; Ihr habt mißgünstigen und zweifelnden Nachbarn gezeigt, wie deutsche Männer auch heut noch zu kämpfen wissen; Ihr seid den schönsten Tod gestorben, den Heldentod für Kaiser und Reich!"

Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.


16°
12°
Ft Lamy
Gulfei
Logone Birni
Logone Gana
Buguman
Woma
Musgum
Schari
Laffana
Bousso (Ft Bretonnet)
Marua



